Philosophische und Politische

Geschichte

der

Besitzungen und des Handels der Europäer in beyden Indien.

Aus dem

Französischen übersetzt

und mit

Anmerkungen und Zusätzen versehen

von

J. Mauvillon,

Professor der Kriegsbaukunst am Collegio Carolino zu Cassel.

Vierter Theil.

Enthaltend eine Beschreibung von den amerikänischen Inseln, die Antillen genannt, überhaupt, und von den Besitzungen und dem Handel der Spanier, Holländer, Dänen, Franzosen und Engländer daselbst.

Hannover,

in der Hofbuchhandlung der Gebrüder Helwing,

1776.

Inhalt des vierten Theils.

Zehntes Buch.

Niederlassung der europäischen Nationen auf dem großen amerikanischen Archipelagus, die Antillen genannt.

I. Sind die amerikanischen Eilande vom festen Lande abgerissen worden? S. 2.

II. Beschaffenheit des Bodens auf den Antillen. S. 8.

III. Beschaffenheit der Himmelsluft auf diesen Inseln. S. 13.

IV. Gewöhnliche Naturbegebenheiten auf den Eilanden. S. 18.

V. Gewohnheiten der Karaiben, der alten Bewohner dieser Eilande. S. 24.

VI. Die Engländer und Franzosen lassen sich auf den Windinseln nieder, und rotten die Karaiben auf denselben aus. S. 31.

VII. Die Franzosen setzen sich auf San-Domingo fest. S. 35.

VIII. Die Engländer erobern Jamaika. S. 40.

IX. Die Elibustiers werden die Plage der amerikanischen

Inhalt des vierten Theils.

Meere. Ursprung, Sitten, Unternehmungen und Verfall dieser Seeräuber. S. 46.

X. Was für Ursachen die Engländer und Holländer verhinderten, während des spanischen Erbfolgkrieges Eroberungen in Amerika zu machen. S. 81.

XI. Die amerikanischen Eilande geben Anlaß zu dem Kriege von 1739. S. 87.

XII. Aus Amerika entspringt der Krieg von 1755. S. 102.

XIII. Der Anfang des Krieges ist den Engländern nachtheilig. S. 105.

XIV. Die Engländer erwachen aus ihrem Schlummer, und bemächtigen sich der französischen und spanischen Eilande. S. 111.

XV. Vortheile, die England auf den Inseln durch den Frieden erhalten hat. S. 130.

Eilftes Buch.

Die Europäer gehen nach Afrika, um da Ackerleute für die Antillen zu kaufen. Auf welche Art dieser Handel getrieben wird. Was für Produkte durch die Arbeit der Sklaven erzielet werden.

I. Die Europäer holen Ackerleute aus Afrika. S. 140.

II. Nachrichten von der östlichen Seite von Afrika. S. 142.

III.

Inhalt des vierten Theils.

III. Nachrichten von der nördlichen Küste von Afrika. S. 143.

IV. Klima der westlichen Küste von Afrika, die man die Küste von Guinea nennt. S. 156.

V. Boden von Guinea. S. 163.

VI. Regierungsverfassung, Staatskunst, Kriege, Religion und Sitten der Bewohner von der Küste von Guinea. S. 168.

VII. Ehemaliger Handel mit der Küste von Guinea. S. 183.

VIII. Neuer Handel von Guinea; der Sklavenhandel. S. 186.

IX. In welchen Orten und auf was für Art der Sklavenhandel getrieben wird. S. 192.

X. Braucht man Kastele, um sich Sklaven zu verschaffen? S. 197.

XI. Bey dem Sklavenhandel sind kleine Schiffe besser als große. S. 201.

XII. Gewisse Jahreszeiten sind für den Sklavenhandel vortheilhafter als andere. S. 203.

XIII. Wie die Sklaven in Amerika verkauft werden. S. 208.

XIV. Elender Zustand der Sklaven. S. 209.

Inhalt des vierten Theils.

XV. Wie man den Zustand der Sklaven erträglicher machen könnte. S. 219.

XVI. Die Sklaverey ist der Menschlichkeit, der Vernunft und der Gerechtigkeit schnurstracks entgegen. S. 227.

XVII. Arbeiten der Sklaven. S. 238.

XVIII. Gemüthsart der auf den Eilanden wohnhaften Europäer. S. 262.

XIX. Krankheiten, denen die Europäer auf den Eilanden ausgesetzt sind. S. 272.

XX. Vortheile der Nationen, die die antillischen Eilande besitzen. S. 277.

Zwölftes Buch.

Besitzungen der Spanier, der Holländer und Dänen auf den amerikanischen Eylanden.

I. Kolonie der Spanier an den Ufern des Oronoko. Was da geschieht und was da geschehen könnte. S. 280.

II. Die Spanier lassen sich auf Trinidad und Margaretha nieder. S. 288.

Inhalt des vierten Theils.

III. Die Spanier lassen sich auf Porto-Rico nieder. S. 291.

IV. Besitzungen der Spanier auf San-Domingo. S. 298.

V. Beschreibung der auf Cuba errichteten spanischen Kolonie. Wichtigkeit dieser Insel. S. 306.

VI. Die Spanier sind nicht, wie man glaubt, unfähig, ihre Pflanzörter zu einem großen Flor zu erheben. S. 324.

VII. Die Holländer legen Besitzungen an zu Curazao, St. Eustachius, Saba und St. Martin. Wozu ihnen diese kleine Eilande dienen. S. 328.

VIII. Besitzungen der Holländer zu Surinam, Berbice und Essequebe. S. 341.

IX. Zustand des in diesen dreyen Pflanzörtern angelegten Landbaues. S. 345.

X. Welchen Gefahren die holländischen Kolonien ausgesetzt sind. S. 352.

XI. Was für Bewegungsgründe die Republik Holland antreiben müssen, sich den Besitz ihrer Pflanzörter zu sichern, und die Produkte derselben zu vermehren. S. 360.

Inhalt des vierten Theils.

XII. Besitzungen der Dänen zu St. Thomas, St. Johannes und St. Crux. S. 371.

XIII. Nach welchen Grundsätzen Dännemark seine Kolonien regieret. S. 379.

XIV. Was Dännemark für besondere Bewegungsgründe hat, um sich alle Produkte seiner Inseln zuzueignen. S. 383.

Philo-

Philosophische und Politische Geschichte der Besitzungen und des Handels der Europäer in beyden Indien.

Zehntes Buch.

Niederlassung der Europäischen Nationen auf dem großen Amerikanischen Archipelagus, die Antillen genannt.

Der nördliche Theil Amerikas, der sich vom 293 Grad bis zum 316 Grade der Länge erstreckt, enthält den zahlreichsten, den weitläuftigsten, den reichsten Archipelagus, den der Ozean bis dahin der Neubegierde, der Emsigkeit, der Habsucht der Europäer dargestellt hat. Die Inseln, aus denen er besteht, sind seit der Entdeckung

der neuen Welt unter dem Namen Antillen bekannt. Die Winde, die dort immer von Osten her wehen, haben Anlaß gegeben, diejenigen, die mehr nach Morgen hinliegen, die Wind-Inseln, die andern aber, die Inseln unter dem Winde, zu nennen. Sie machen eine Kette aus, deren eines Ende unweit des Meerbusens von Maracaibo mit dem Lande verbunden zu seyn, das andre aber die Mündung des Mexikanischen Meerbusens zu schließen scheint. Vielleicht wäre es nicht zu viel gewagt, wenn man sie für die Spitzen sehr hoher Berge hielte, die ehedem einen Theil des festen Landes ausgemacht hätten, und durch eine Veränderung, die das ganze flache Land überschwemmt hätte, in Eilande verwandelt worden wären.

I.

Sind die Amerikanischen Eilande vom festen Lande abgerissen worden?

Alle Inseln in der Welt scheinen entweder durch unterirdische Feuersbrünste, oder durch Erdbeben, vom festen Lande abgerissen worden zu seyn.

Die berühmte Atlantis, deren Namen nur noch in einer dunkeln, dem Plato von aegyptischen Priestern anvertrauten Ueberlieferung lebet; die Atlantis war vermuthlich ein weites, zwischen Afrika und Amerika liegendes Land. Tausend Umstände geben Anlaß zu Muthmaßungen, daß England ehemals ein Theil von Gallien war. Sicilien ist augenscheinlich von Italien abgerissen worden. Die Inseln des grünen Vorgebürges, die Azoren, Madera, die Kanarischen

rischen Inseln müssen ein Theil des benachbarten, oder eines andern eingestürzten festen Landes ausgemacht haben. Die neuerlichen Beobachtungen der Englischen Seefahrer setzen es fast außer allen Zweifel, daß die Inseln im Südmeer vor kurz oder lang eine Masse ausgemacht haben. Neu Seeland, die beträchtlichste dieser Inseln, ist voller Berge, an denen man die Spuren erlöschter Vulkane sieht. Die Einwohner derselben sind weder unbärtig noch Kupferfarben, wie die Amerikaner; und ob sie schon sechs hundert und achtzig Meilen davon liegen, so reden sie doch eben die Sprache als die Bewohner der Insel Ulahili, die Hr. von Bougainville entdeckt hat.

Sichere Denkmähler bezeugen diese großen Veränderungen. Der aufmerksame Naturkundige sieht überall Spuhren davon. Muschelwerk aller Arten: Koralle; Schichten von Austerschnallen; ganze und verstümmelte Seefische, die in allen Gegenden der Welt, in den entferntesten Orten der See, in dem Innern und auf der Oberfläche der Berge nach einer gewissen Ordnung auf einander gehäuft liegen: die Unstätigkeit des festen Landes, das durch den Ozean, dessen Veränderungen jenes alle mit empfindet, unaufhörlich geschlagen, abgenagt, eingerissen wird, und auf der einen Seite, in der Ferne vielleicht unermeßliche Strecken verliert, auf der andern aber unsern Augen neue Länder, lange Ebnen von Sand bey Städten, die ehedem berühmte Hafen waren, zeigt: die wagrechte und parallele Lage der Erdschichten, und der Schichten von Seeprodukten, die wechselsweise nach eben der Ordnung gelegt, aus denselben

Materien gebildet, und regelmäßig durch die beständige und allmählige Wirkung derselben Ursache zusammen verbunden sind: die Uebereinstimmung der durch einen Arm der See von einander getrennten Küsten, wo man ausspringende Winkel auf der einen Seite, einspringenden Winkeln auf der andern gegen über zur Rechten, Lagen von eben der Erde oder von eben den Versteinerungen wasserpaß mit eben solchen Lagen zur Linken hin liegen siehet: die Richtung der Berge und der Flüsse nach der See, als nach ihrer gemeinschaftlichen Quelle hin: die Bildung der Anhöhen und Thäler, worauf dieß große flüssige Wesen gleichsam den ewigen Stempel seines Wellenschlagens gelassen hat: alles verkündigt uns, daß das Weltmeer seine natürlichen Gränzen überschritten, oder vielmehr niemals unübersteigliche Gränzen gehabt hat; daß es mit dem Erdball nach seiner Veränderlichkeit verfahren ist, und ihn seinen Einwohnern bald geraubt, bald wieder geschenket hat. Daher sind die verschiedenen aber nie allgemeinen Sündfluthen entstanden, welche über die Oberfläche der Erde ergangen sind, ohne sie doch auf einmal ganz zu verbergen: denn das Wasser wirkt zu gleicher Zeit in den Höhlen und auf der Oberfläche der Erde, und kann also sein Bett nicht tiefer graben, ohne die Länge oder Breite desselben zu vermindern, noch sich auf der einen Seite ergießen, ohne auf der andern zu versiegen; und man kann sich keine Veränderung in der ganzen Masse vorstellen, wodurch auf einmal alle Berge verschwänden, oder das Meer sich über ihre Gipfel erhübe. Welche schleunige Veränderung in der Organisation sollte wol alle Felsen, und

alle

alle feste Materien, nach dem Mittelpunkte der Erde zu treiben, um aus ihrem Schooße, aus ihren Adern alles Flüssige zu drücken, was ihr Leben giebt, um ein Element in dem andern zu ersäufen, und dadurch zu machen, daß in den Lüften weiter nichts rollte, als eine Masse von Wasser und nutzloser Keime der Dinge? Ist es nicht genug, daß jede Halbkugel wechselsweise den Verwüstungen des Meers preis sey? Diese beständigen Anfälle desselben haben uns, ohne Zweifel, die neue Welt so lange verborgen, und vielleicht das feste Land verschlungen; daß, wie wir glauben, von dem unsrigen nur ist abgerissen worden.

Die Ursachen dieser besondern Veränderungen, deren Grund augenscheinlich in den bekannten Gesetzen der allgemeinen Bewegungen liegt, mögen nun seyn, welche sie wollen, so werden die Wirkungen derselben doch immer für jeden, der Muth und Scharfsinnigkeit genug hat, um sie zu entdecken, sichtbar seyn. Besonders wären sie es auf den Antillen, wenn man einmal gewiß entdeckte, daß sie heftige Erschütterungen auszuhalten haben, so oft die Vulkane in den Cordilleras zu brennen anfangen, oder Peru erschüttert wird. Dieser Archipelagus, der fast in eben der Polhöhe liegt als der Ostindische, scheint auch mit diesem aus einerley Quelle zu entspringen: nämlich aus der Bewegung der See von Osten nach Westen; welche Bewegung durch diejenige angegeben wird, die die Erde von Westen nach Osten treibt, und unter dem Aequator heftiger ist, weil der dort erhöhete Erdball einen größern Zirkel durchläuft, jeder Punkt sich geschwinder

bewegt, und das Meer scheint alle Dämme, die ihm die Erde da entgegen stellt, durchbrechen, sich eine ununterbrochne Bahn öfnen, und selbst die Linie des Aequators vorzeichnen zu wollen.

Die Antillen laufen, wenn man von Tabago an rechnet, beynahe Nord- und Nord-Nord-Westwärts. Diese Richtung geht immer so von einer zur andern fort, und bildet eine nach Nord-Westen hin ein wenig gebogne Linie, wo sie dann zu Antigoa ein Ende hat. Dort aber wendet sich die Linie auf einmal, läuft gerade nach Westen, und Nordwesten zu, und trift erst Portorico, dann San Domingo, dann Cuba, welche unter den Namen der Inseln unter dem Winde bekannt sind. Kanäle von unterschiedner Breite trennen diese Eilande von einander. Einige sind sechs, andere funfzehn bis zwanzig Meilen breit; aber in allen findet man Grund auf hundert, hundert zwanzig, hundert funfzig Faden. Es liegt sogar zwischen Granada und St. Vinzent ein kleines dreyßig Meilen großes Inselnmeer, wo manchmal das Wasser keine zehn Faden tief ist.

Die Richtung der Berge, womit die Antillen bedeckt sind, ist mit der, nach welcher die Eilande selbst gehen, einerley. Diese Richtung ist so regelmäßig, daß, wenn man nur die Gipfel dieser Berge betrachtet, ohne auf die Grundfläche derselben zu sehen, so sollte man denken, es sey eine Kette von Bergen, die mit dem festen Lande zusammen hängen und deren Nord-Westlichstes Vorgebirge Martiniko wäre.

Die Wasserquellen, die in den Wind-Inseln von den Bergen herabfallen, fließen alle auf die westliche

liche Seite derselben. Die ganze östliche Seite, das heißt diejenige, die nach unsern Muthmaßungen zu allen Zeiten Meer gewesen ist, hat gar kein fließend Wasser. Keine Quellen ergießen sich da von den Höhen herab. Sie wären da verloren gewesen; denn nachdem sie einen sehr kleinen Raum sehr schleunig durchlaufen hätten, wären sie in die See gefallen.

Porto-Rico, San-Domingo, Cuba haben einige Flüsse, deren Mündung an der nördlichen Küste liegt, die Quelle aber in den Bergen, die sich von Osten nach Westen, das heißt, nach der ganzen Länge der Insel erstrecken. Diese Flüsse wässern ein beträchtliches flaches Land, und das unstreitig die See niemals überschwemmt hat. Die andre Seite der Berge, die nach Süden hin steht, wo das Meer gewaltiger schlägt, und Spuhren von Ueberschwemmungen zurückläßt, schaft allen diesen dreyen Inseln verschiedene schöne Flüsse, worunter einige so groß sind, daß sie die größesten Schiffe führen.

Diese Bemerkungen, die es zu beweisen scheinen, daß die See die Antillen vom festen Lande abgerissen hat, werden durch Beobachtungen von einer andern Art bestätigt, die aber für diese Muthmaßungen eben so entscheidend sind. Tabago, Margaretha, Trinidad, die Eilande, die dem festen Lande am nächsten liegen, tragen wie jenes weiche Bäume, wilden Kakao. Diese Gattungen findet man auf denen nach Norden hin liegenden Inseln nicht mehr, wenigstens nicht in Menge. Sie tragen nichts als hartes Holz. Cuba, das am andern Ende der Antillen liegt, bringt eben so wol als Florida, wovon es vielleicht abgeris-

sen worden ist, Cedern und Cypressen hervor, zwo Holzarten, die zum Schiffbau sehr tauglich sind.

II.

Beschaffenheit des Bodens auf den Antillen.

Der Boden auf den Antillen besteht überhaupt in einer mehr oder weniger dicken Lage von Thon oder Tufstein, die auf einem Kern von Stein oder Felsen liegt. Dieser Tufstein und dieser Thon haben verschiedene Eigenschaften, deren immer eine geschickter ist als die andere zur Hervorbringung der Gewächse. Da, wo der trocknere und leicht zu zermalmende Thon sich mit den Blättern und andern Ueberbleibseln der Pflanzen vermengt, entsteht eine dickere Lage, von Erde, als sonst auf fetten Thone gefunden zu werden pflegt. Der Tufstein hat auch seine Eigenschaften, nach seiner verschiedenen Beschaffenheit. Da, wo er nicht so hart, nicht so dicht, und poröser ist, da brechen sich kleine Theilchen in Gestalt von immer Wasser verlangenden Erdschollen, die aber immer eine für die Pflanzen nützliche Feuchtigkeit unterhalten. Das nennt man in Amerika einen Bimstein Boden. Ueberall, wo der Thon und der Tufstein diese Eigenschaften nicht mit sich führen, ist der Boden alsbald unfruchtbar, wenn die aus der Auflösung der ursprünglichen Gewächse entstandne Lage durch die Nothwendigkeit des Behackens aufgezehrt ist, als welches die Salze gar zu sehr den Strahlen der Sonne aussetzt. Daher kommt es, daß der Bau, der das wenigste Behacken verlangt, und wo die Pflanze die nährenden Salze mit ihren

Blät-

Blättern am besten bedeckt, die Fruchtbarkeit des Bodens immer fort erhält.

Als die Europäer auf den Antillen landeten, standen sie mit großen Bäumen bedeckt, die durch wuchernde Pflanzen an einander gleichsam gebunden waren. Diese Pflanzen windeten sich hinauf wie Epheu, und umschlangen die Zweige dermaßen, daß sie dem Auge dadurch ganz verborgen wurden. Diese schmarotzer Pflanzgattung wuchs in so großer Menge, daß man sie erst zerhauen mußte, ehe man in die Wälder hinein kommen konnte. Wegen ihrer Biegsamkeit nannte man sie Saalweiden. In diesen so lange als die Welt stehenden Wäldern gab es verschiedene Geschlechter von Bäumen, die aus einem seltenen Vorzuge der Natur, sehr hoch, ganz gerade gewachsen, und ohne den geringsten Auswuchs oder Fehler waren. Das jährliche Abfallen der Blätter, ihre Auflösung, die Zerstöhrung der durch die Zeit verfaulten Stämme, machten auf der Oberfläche des Erdreichs einen fetten Satz, der auf dem neu ausgereuteten Lande einen ungeheuren Wachsthum in den neuen Pflarzungen hervorbrachte, die man an die Stelle dieser Bäume anlegte.

Auf welchem Lande letztere auch stehen mochten, so giengen die Wurzeln derselben höchstens zwey Fuß tief, und gemeiniglich weit weniger; aber sie dehnten sich in der Breite aus, nach Verhältniß der Last die sie zu tragen hatten. Eine außerordentliche Dürre, des Erdreichs, wo der stärkste Regen niemals sehr tief eindringt, weil die Sonne ihn gar bald wieder aufzieht, nebst einem beständigen Thau, der die Oberfläche des-

selben anfeuchtete, gab den Wurzeln diese horizontale Richtung, statt der senkrechten, die sie in andern Ländern gemeiniglich annehmen.

Die Bäume, die auf den Gipfeln der Berge und an schroffen Stellen wuchsen, waren sehr hart. Ihre Rinde war glatt, und fest am Baume geklebt. Der Kurbari, der Akaju, der Manzenillienbaum, der Barata, der Eisenbaum und verschiedene andre, konnte man mit dem schärfsten Werkzeuge kaum anhauen: wollte man sie herunter haben oder ausreuten, so mußte es durchs Feuer geschehen. Wenn sie gefällt waren, so konnten sie durch Säge und Axt nach Gutbefinden des Künstlers gebildet werden. Der sonderbarste unter diesen Bäumen war der Akoma, der versteinert wird, wenn man ihn in die Erde legt. Der Gummibaum ward für den nützlichsten gehalten; sein Stamm hielt fünf Schuh im Durchschnitt, gegen einer Kerzengeraden Höhe von fünf und vierzig bis funfzig Fußen, und man bediente sich desselben um Kähne aus einem Stücke zu verfertigen.

Die Thäler, die immer auf Kosten der Berge fruchtbar sind, waren voller weichen Bäume. Am Fuße derselben wuchsen die Pflanzen, welche die freygebige Erde zur Nahrung der Landeseingebohrnen hervorbrachte, ohne Ordnung. Die allergewöhnlichsten waren der Couch-Couch, der Yam, der Karaibische Kohl, und die Kartoffel. Dieses waren Arten von Erdäpfeln, die an der Wurzel kriechender, aber alle Hinderniße, wodurch sie schienen erstickt werden zu wollen, überwindender Pflanzen wuchsen. Die Natur, die zwischen der Gemüthsart der Einwohner und

denen

denen zu ihrer Nahrung bestimmten Dingen, überall eine gewisse Uebereinstimmung angebracht zu haben scheint, hatte auf den Antillen Gemüse gesetzt, das die Sonnenhitze fürchtete, gerne im Kühlen stand, und zwey bis dreymal des Jahrs reifte. Die dortigen Menschen stöhrten die freywillige Arbeit der Natur nicht dadurch, daß sie ein Produkt vernichtet hätten, um dem andern mehr Kraft zu schaffen. Sie überließen der Erde die Sorge die Salze zur Vegetation zuzubereiten, ohne ihr Zeit und Ort zum Wachsenlassen zu bestimmen. Sie brachen auf gerathewohl und zu ihrer Zeit die Produkte ab, die sich von selbst ihren Bedürfnissen darbothen, und hatten dabey ohne Nachdenken beobachtet, daß die Auflösung dessen, was wir Unkraut nennen, zum Wachsthum der für sie nützlichen Pflanzen nöthig sey.

Die Wurzeln dieser Pflanzen waren niemals ungesund; aber roh waren sie ganz unschmackhaft, und selbst gekocht mußten sie erst mit Pimento gewürzt werden, wenn sie einigen Geschmack haben sollten. Mit Ingwer, und mit der herben Frucht einer Pflanze, die unserm Sauerampf ziemlich ähnlich ist, vermischt gaben sie ein starkes Getränk ab, das der einzige künstliche Trunk der Wilden war. Sie brauchten dabey keine andre Kunst, als daß sie diese Sachen einige Tage in Wasser, an den brennenden Strahlen der Sonne gähren ließen.

Die Inseln trugen noch, außer den Wurzeln, außerordentlich verschiedene Früchte für ihre Bewohner. Es waren welche darunter, die unsern Aepfeln, unsern Kirschen, unsern Aprikosen eben nicht unähnlich waren;

ren; aber in unsern Gegenden befindet sich doch nichts, wodurch wir uns von den mehrsten Früchten auf den Antillen einigen Begrif machen könnten. Die nützlichste war die Paradiesfeige. Sie hatte die Gestalt, die Größe und Farbe unsrer Gurken; schmeckte ungefehr wie unsre Birnen, und wuchs an kühlen Orten auf einem weichen schwammigen und ungefehr sieben Schuh hohen Stamm. Dieser Stamm verdorrte, so bald seine Frucht reif war; allein ehe er zerfiel, sah man aus seiner Wurzel einen Sprößling hervorkommen, der das folgende Jahr auf gleiche Art seine Frucht trug, starb, und sich selbst auf eben die Art wieder erzeugte.

Eine Seltenheit ist würdig, hiebey bemerkt zu werden. Die verschlingende Pflanze, die wir Saalweide genannt haben, umschlang alle fruchtlosen Bäume, entfernte sich aber von denen, die Früchte trugen, wenn diese gleich mitten unter jenen stunden, gleichsam als hätte ihr die Natur gebothen das zu schonen, was sie zur Nahrung der Menschen bestimmte.

An Obst und eßbaren Wurzeln waren die Eilande reicher als an unsern so genannten Gartengewächsen. Kresse und Portulak machten in diesem Stücke ihre ganze Habseligkeit aus.

Die andern Nahrungsmittel waren sehr eingeschränkt. Es gab da kein zahmes Federvieh. Die vierfüßigen Thiere ließen sich zwar alle essen, allein es fanden sich nur fünf Arten derselben, davon die größte so groß war als unsre Kaninchen. Die Vögel, die zwar glänzender waren, deren es aber nicht so viel verschiedne Arten gab, als bey uns, hatten sonst nicht viel Nützliches an sich, als ihren Farbenschmuck:

wenige

wenige unter ihnen gaben jene rührenden Töne von sich, die das Ohr entzücken; alle, oder fast alle waren außerordentlich mager, und schmeckten sehr schlecht. Fische fanden sich fast in so großer Menge als in den andern Meeren; allein sie waren gemeiniglich nicht so gesund und nicht so schmackhaft.

Was aber die Vortreflichkeit der Pflanzen anbetrift, die die Natur als Gegenmittel wider die nicht gewöhnlichen Gebrechen der Einwohner auf diesen Inseln gesetzt hatte, die läßt sich fast nicht groß genug beschreiben. Man mochte sie äußerlich gebrauchen, oder essen, oder den ausgedruckten Saft trinken, so brachten sie immer die schleunigsten und besten Wirkungen hervor. Die ungerechten Eroberer dieser ehmals friedlichen Gegenden, haben sich diese immer grünenden, immer kraftvollen Kräuter zu Nutze gemacht; und allen den Arzneyen vorgezogen, die Asien im Besitz stand, der ganzen übrigen Welt zu liefern.

III.

Beschaffenheit der Himmelsluft auf diesen Inseln.

Für den großen Haufen der Menschen giebt es auf den Inseln nur zwo Jahrszeiten; die trockne und die regnichte. Die Natur, die unaufhörlich arbeitet, und ihre geheimen Verrichtungen unter einem beständigen Grünen verbirgt, scheint ihnen immer einförmig. Die Beobachter aber, die den Gang der Natur in den verschiednen Graden der Kälte und Wärme der Himmelsluft, in allen Veränderungen der Witterung, und der Vegetation nachspüren, entdecken,

daß

daß sie denselben Schritt hält, als in Europa, nur auf keine so merkliche Art.

Diese fast unmerklichen Veränderungen schützen nicht vor den Gefahren und Unbequemlichkeiten einer brennenden Himmelsluft, so wie man sie unter der heißesten Zone natürlicher Weise erwarten muß. Da diese Eilande alle zwischen den Wendezirkeln liegen, so hat man daselbst unter einigen aus der besondern Lage und Beschaffenheit der Gegend entspringenden Verschiedenheiten, eine immer fortwährende Hitze auszuhalten, die gemeiniglich von Aufgang der Sonne bis um ein Uhr Nachmittag wächst, hernach aber, so wie sich dieser Planet am Himmel neigt, abnimmt. Aus dem Thermometer ersieht man, daß sie oft auf vier und vierzig, ja so gar auf sieben und vierzig und ein halb Grad über den Frierpunkt steigt. Nichts ist seltner als ein wolkiges Wetter, wodurch diese Hitze gemäßigt würde. Manchmal umzieht sich zwar der Himmel, auf ein oder ein paar Stunden, mit Wolken, aber es giebt keine vier Tage im Jahre, wo die Sonne nicht schiene.

Die Abwechselungen in der Temperatur der Luft kommen mehr von dem Winde als von den Jahrszeiten her. Ueberall, wo dieser nicht wehet, versengt man; und nicht alle Winde kühlen; nur der Ostwind mäßiget die Hitze. Die nur einiger maßen von Süden oder Westen herkommen, verschaffen wenig Erleichterung. Aber sie sind viel seltner und wehen lange nicht so ordentlich als der östliche. Die seinem Eindrucke ausgesetzten Bäume sind gezwungen ihre Zweige nach Westen hinaus zu treiben, in der Richtung,

tung, die ihnen die Einförmigkeit seines beständigen Wesens giebt. Dagegen sind ihre Wurzeln nach der östlichen Seite stärker und erstrecken sich weiter unter der Erde, gleichsam um einen Gegenhalt abzugeben, dessen Widerstand so groß sey, als die Kraft des Hauptwindes. Auch hat man bemerkt, daß, wenn der Westwind einigermaßen heftig weht, so werden die Bäume leicht über den Haufen geworfen; daher ist es nicht genug, um die Gewalt eines Orkans zu beurtheilen, daß man wisse, wie viel Bäume umgefallen sind, sondern von welcher Seite der Wind sie umgerissen hat.

Der Ostwind hat zwo immer fort währende Ursachen, deren Wahrscheinlichkeit einleuchtend ist. Die erste ist die tägliche Bewegung, nach welcher die Erde von Abend nach Morgen hinrollt, und die unter dem Aequator nothwendig schneller seyn muß, als unter den Zirkeln, die eine geographische Breite haben, weil ein größerer Raum in gleicher Zeit durchlaufen werden muß. Die zwote liegt in der Hitze der Sonne; denn wenn sie auf dem Horizont erscheint, so verdünnt sie die Luft, und zwingt sie nach Westen hin zu ströhmen, so wie die Erde nach Osten zu fortrückt.

Auch wird der Ostwind auf den Antillen, wo er sich selten vor neun bis zehn Uhr des Morgens erhebt, so wie die Sonne am Horizont herauf rückt, immer stärker; so wie sie sich aber neigt, immer schwächer; und legt sich endlich gegen Abend gänzlich, aber nur längst den Küsten, und nicht in der offenbaren See. Die Gründe dieses Unterschiedes

ent-

entdecken sich von selbst. Nach Untergang der Sonne muß die Landluft, die wegen der unaufhörlich aus der erhitzten Erde aufsteigenden Dünste lange Zeit verdünnt bleibt, nothwendig nach der Seeluft hinströhmen: und das nennt man gewöhnlich einen Landwind. Er erhebt sich gemeiniglich des Nachts, und wehet fort, bis die durch die Hitze der Sonne verdünnte Seeluft wieder nach dem Lande zuströhmt, wo die Luft durch die nächtliche Kühlung verdickt worden ist. Endlich bemerkt man, daß der Ostwind in den Hundstagen stärker und unveränderlicher wehet, als in andern Zeiten; weil da die Sonne mächtiger auf die Luft wirkt. Also braucht die Natur selbst die Hitze dieses Gestirns dazu, die Gegenden, die es versenget, abzukühlen. So gebraucht die Kunst in den Feuerpumpen dieß Element dazu, die ehernen Gefässe immer wieder mit Wasser anzufüllen, die es durch die Ausdünstung unaufhörlich ausleert.

Der Regen hilft die Himmelsluft auf den Eilanden in Amerika auch mäßigen; aber nicht überall in gleichem Grade. Da, wo dem Ostwinde nichts entgegen steht, verweht dieser alle Wolken, so wie sie sich zusammenziehen, und zwingt sie in den Wäldern oder an den Bergen zu zerplatzen. Aber wenn die Gewitter gar zu heftig sind, oder die unstäten und vergänglichen Süd- und Westwinde den Ostwind aus seinem Reiche vertreiben, alsdenn regnet es. In den andern Gegenden der Antillen, wo dieser Wind nicht herrscht, sind die Regengüsse so gewöhnlich und so stark, zumal während den Winter, der von der Mitte Julius bis zur Mitte Oktobers dauret, daß

dort

dort, nach den besten Beobachtungen in einer Woche so viel Wasser fällt, als in unsern Gegenden in einem Jahre. Anstatt jenes sanften und angenehmen Regnens, das man bisweilen in Europa genießt, sind es Ströhme, deren Geräusch man manchmal für das Rauschen des Hagels halten sollte, wenn dieser unter einem brennenden Himmel nicht, so zu sagen, unbekannt wäre.

Zwar kühlen diese Regengüsse die Luft ab, allein sie verursachen eine Feuchtigkeit, deren Folgen so unbequem als schrecklich sind. Man muß die Todten wenige Stunden nach ihrem Abscheiden begraben. Das Fleisch hält sich höchstens vier und zwanzig Stunden. Das Obst verfault, man mag es pflücken, wenn es reif ist, oder vorhero. Statt Brod muß Zwieback gebacken werden, wenn es nicht schimmeln soll. Der Wein sauert gemeiniglich in sehr kurzer Zeit. Eisen rostet in einem Tage. Nur mit der äußersten Sorgfalt erhält man den Saamen bis zur Zeit, da er in die Erde kommen soll. In der ersten Zeit, nach Entdeckung der Antillen, verdarb das Korn, das man für diejenigen hinschafte, die sich an die Nahrungsmittel der alten Landeseinwohner nicht gewöhnen konnten, so geschwind, daß man es in den Aehren hinschicken mußte. Diese nöthige Vorsorge machte diese Waare so theuer, daß wenig Leute im Stande waren sie zu kaufen. Anstatt Korns schickte man Mehl dahin, hierdurch wurden die Kosten zwar geringer, aber es hielt sich auch nicht lange. Ein Kaufmann dachte, er würde beyde Vortheile, der Dauer und des wohlfeilen Preises, mit einander verbinden, wenn er das

Mehl von der Kleye, die dessen Gährung befördert, gänzlich absonderte. Er ließ es beuteln, that das allerfeinste Mehl in wohlverwahrte Fässer, und stampfte es Lagenweise mit eisernen Klöppeln fest, so daß es einen der Luft fast undurchdringlichen harten Körper ausmachte. Die Erfahrung bestätigte ein auf so richtige physische Gründe unternommenes Verfahren; nachher hat man es durchgängig angenommen, und immer vollkommener gemacht. Wenn auch dadurch dem Mehle keine solche Dauer gegeben wird, als es in unsern trocknen und gemäßigten Gegenden hat: so hält es sich doch auf die Art ein halbes, ein ganzes Jahr, und auch wohl länger, je nachdem es mit mehr oder weniger Sorgfalt zubereitet worden ist. Diese Zeit muß für ein Land, wo Emsigkeit herrscht, genug seyn, um seine Kolonien zu versorgen.

IV.

Gewöhnliche Naturbegebenheiten auf den Eilanden.

So verdrüßlich auch diese natürlichen Wirkungen des Regens seyn mögen, so verursacht doch derselbe noch furchtbarere auf den Inseln, nähmlich ziemlich häufige und manchmal erschreckliche Erderschütterungen. Da sie sich während der regnigten Jahrszeit oder gegen Ende derselben, und zur Zeit der starken Fluthen am gewöhnlichsten eräugnen, so haben geschickte Naturkundige gemuthmaßt, daß diese Begebenheit wohl aus diesen beyden Ursachen entspringen könnte.

Das Wasser aus dem Himmel und aus dem Meere umwühlt, durchgräbt und verheert die Erde

auf

auf mehr als eine Weise. Der Ozean zumal greift diesen Erdball mit einer Wuth an, die man weder vorhersehen, noch vermeiden kann. Unter den Anfällen, die dieses unruhige Element unaufhörlich auf ihn thut, giebt es eine Art, die auf den Antillen unter dem Namen Fluth-Strich *) bekannt ist. Man erlebt ihn unfehlbar ein, zwey bis dreymal, vom Julius an bis im Oktober; und immer an den westlichen Ufern, weil er sich nach den West- oder Südwinden, oder auch während daß sie wehen, eräugnet. Die Wellen, die von ferne her sich ganz ruhig bis auf vier oder fünf hundert Schritt vom Ufer zu nähern scheinen, erheben sich alsdenn auf einmal, als wenn sie von einer höhern Macht schräg getrieben würden, und zerspringen mit erstaunlicher Gewalt. Die Schiffe, die sich alsdenn an der Küste einer offenen Rhede befinden, da sie dann weder in die offenbare See kommen, noch auf den Ankern bleiben können, scheitern gegen das Land, ohne daß für die unglücklichen Matrosen, welche den unvermeidlichen Tod viele Stunden lang haben herankommen sehen, die geringste Hoffnung sich zu retten statt finde.

Eine so sonderbare Bewegung der See ist bis hieher als die Folge eines Sturms angesehn worden. Aber ein Sturm hat durch den Wind eine Richtung von einem Punkte zu einem andern; und der Fluth-Strich wird auf einer Seite einer Insel empfunden, welche von einer andern gedeckt ist, die selbst nichts davon empfindet. Diese Beobachtung hat Hrn. Du-

*) Französisch Ras de marée.

tasta, der Afrika und Amerika als ein Naturkundiger, als ein Handels- und als ein Staatsmann besucht hat, bewogen, eine wahrscheinlichere Ursache dieser Erscheinung aufzusuchen. Er hat sie nebst andern Wahrheiten gefunden, durch welche mehr als eine Wissenschaft neues Licht erhalten werden, wenn er sich entschließt sie der Welt bekannt zu machen. Alsdenn werden wir auch sicherere Nachrichten von den Orkanen bekommen.

Der Orkan ist ein rasender Wind, der mehrentheils Regen, Blitz und Donner mit sich führt, manchmal auch Erdbeben, und wenigstens immer die schrecklichsten und verderblichsten Wirkungen, welche Winde nur hervorbringen können. Auf einmal folgt auf den lebhaften und glänzenden Sonnenschein der brennenden Zone eine allgemeine und finstere Nacht; auf den Schmuck eines ewigen Frühlings die Blöße des traurigsten Winters. Bäume, so alt als die Welt, werden aus der Wurzel gerissen und verschwinden. Die festesten Gebäude sind in einem Augenblicke nichts als ein Schutthaufen. Da, wo das Auge sich freuete, reiche und grünende Hügel zu erblicken, sieht man nichts als eingestürzte Plantagen, und scheußliche Höhlen. Unglückliche, die alles verloren haben, weinen auf Leichnamen, oder suchen ihre Verwandten unter Ruinen. Das Rauschen des Wassers, der Wälder, des Donners und der Winde, die gegen die erschütterten und zerschmetterten Felsen fallen, und sich zerschlagen; das Schreyen und das Geheul der, in einem Wirbel von Sand, von Steinen und von Trümmern, unter einander fortgeschlepp-

ten

ten Menschen und Thiere: alles scheint die lezten Zuckungen uud den Todeskampf der Natur zu verkündigen.

Indessen bringen diese Orkane reichere Erndten, und zeitigen die Produkte der Natur. Es mögen nun so gewaltige Erschütterungen ihren Schooß nur darum zerreißen, um ihn zur Fruchtbarkeit zu bereiten, oder der Orkan mag etwa zur Hervorbringung der Pflanzen schickliche Theile mit sich führen: so hat man bemerkt, daß diese anscheinende und übergängliche Unordnung nicht nur eine Folge der beständigen Ordnung ist, die, durch die Zerstöhrung selbst, für die Wiedererzeugung sorgt; sondern sogar ein Mittel, dies Ganze zu erhalten, dessen Leben und Kraft nur durch eine innere Gährung unterhalten wird, die der Grund des verhältnismäßigen Bösen und allgemeinen Guten ist.

Die ersten Bewohner der Antillen meynten sichere Vorbothen dieser schrecklichen Naturbegebenheit zu kennen. Wenn sie sich eräugnen soll, sagten sie, so ist die Luft trübe, die Sonne roth, und dennoch ist das Wetter still, und der Gipfel der Berge hell. Man hört unter der Erde oder in den Zisternen ein dumpfigt Getöse, als wenn Winde darinn verschlossen wären. Die Scheibe der Gestirne scheint von einem Dunste verdunkelt, weswegen sie größer als gewöhnlich aussehen. Der Himmel ist in Nordwest drohend finster. Das Meer dünstet einen starken Geruch aus, und steigt sogar während einer Windstille. Der Wind dreht sich schleunig von Osten

nach Westen, und bläst heftig Ruckweise, deren jeder zwo Stunden lang dauert.

Ob man gleich für die Gewißheit aller dieser Bemerkungen die Gewähr nicht leisten kann, so wäre es doch, wie es scheint, gar zu unbedachtsam und nicht philosophisch genug gehandelt, wenn man die Begriffe und selbst die Vorurtheile der wilden Völker in Ansehung der Witterung und Jahrszeiten ganz verachten wollte. Ihr Mangel an Beschäftigungen, und ihre Gewohnheit immer im freyen Felde zu leben, versetzt sie in die Gelegenheit und Nothwendigkeit die geringsten Veränderungen, die sich in der Luft zutragen, zu beobachten, und in diesem Punkte Kenntnisse zu erlangen, welche erleuchtetern Nationen, die aber mit stärkern und mit solchen Arbeiten, die mehr Stillsitzen erfordern, beschäftigt sind, entwischen. Vielleicht ist es der Wilden Antheil, die Thatsätze zu erfinden, und der gelehrten Völker, die Ursachen zu suchen. Laß uns, wo möglich, die Ursache der Orkane entdecken, einer in Amerika so gewöhnlichen Erscheinung, daß sie allein hinreichend gewesen wäre, um seit Jahrhunderten alle Einwohner daraus zu verjagen, oder diesen Welttheil unbewohnbar zu machen.

Kein Orkan kömmt aus Osten, nämlich über die größten Strecke von Meeren her, die sich um den Antillen befindet. Dieser wohl erwiesene Thatsatz sollte uns bewegen zu glauben, daß sie alle auf dem festen Lande von Amerika entstehen. Der Westwind, der beständig und manchmal mit vieler Gewalt in dem südlichen Theile, vom Julius bis im Jenner herrscht,

und

und der Nordwind, der zu gleicher Zeit in dem Mitternächtlichen wehet, müssen, wenn sie sich begegnen, mit einer ihrer natürlichen Geschwindigkeit angemessenen Gewalt auf einander stoßen. Wenn dieser Stoß in den engen und langen Thälern zwischen Bergen geschieht, so muß ein Luftstrohm mit Gewalt herausschießen, dessen Lauf sich in eine durch das zusammengesetzte Verhältniß der bewegenden Kraft und des Durchmessers des Thales bestimmte Weite, erstrecken wird. Jeder fester Körper, der sich in dem Laufe dieses Luftstrohms befindet, wird eine stärkere oder schwächere Wirkung desselben auf sich erfahren, je nachdem er ihm eine größere oder kleinere Oberfläche entgegen stellen wird: so daß, wenn seine Lage die Richtung des Orkans senkrecht durchschnitte, man nicht sagen könnte, was die ganze Masse davon auszuhalten hätte. Zum Glück stellen die verschiedenen Lagen der Eilande, und ihre runde oder eckige Gestalt, diesen erschrecklichen Luftströhmen mehr oder minder schräge Flächen entgegen, die den Strohm ableiten, seine Gewalt trennen, oder nach Graden brechen. Die Erfahrung selbst giebt Anlaß zu behaupten, daß seine Kraft sich selbst, in der Richtung, nach welcher der Orkan am heftigsten wirkt, dermaßen erschöpft, daß man ihn zehn Meilen weiter kaum fühlt. Die besten Beobachter haben bemerkt, daß alle Orkane, die nach einander die Eilande verheert haben, aus Nordwest, und folglich aus den engen durch die Gebirge von St. Martha gebildeten Thälern kämen. Die Entfernung, in der einige Eilande von dieser Richtung sind, ist kein hinreichender Grund, daß

man diese Meynung verwerfen sollte, weil verschiedene Ursachen einen Luftstrohm nach Süden oder Westen hinleiten können. Also meynen wir, daß man geirrt hat, wenn man geglaubt, daß die Gewalt eines Orkans nach allen Strichen des Kompasses wirkte. So sind die zerstöhrenden Naturbegebenheiten beschaffen, mit denen man von der Natur die Reichthümer der neuen Welt erkaufen muß; aber welche Schwierigkeit konnte die Kühnheit des unerschrockenen Seefahrers aufhalten, der sie entdeckt hatte?

V.

Gewohnheiten der Karaiben, der alten Bewohner dieser Eilande.

Nachdem sich Christoph Colombo auf San-Domingo, einer der großen Antillen, niedergelassen hatte, so rekognoscirte er die kleinen. Er fand daselbst keine so schwache, so furchtsame Einwohner, als diejenigen, die er anfangs bezwungen hatte. Die Karaiben, die ihrer Meynung nach aus Guyana entsprungen waren, und mit den Galibis ein Volk ausmachten, waren von mittelmäßiger, untersetzter und nervigter Statur; so wie sie hätte seyn müssen, um rechte starke Menschen zu bilden, wenn ihre Lebensart und ihre Leibesübungen dieser Anlage zu Hülfe gekommen wären. Ihre starken und vollen Beine waren gemeiniglich wohl gebildet; ihre Augen waren schwarz, dick und ein wenig hervortretend. Ihre Bildung wäre anmuthig gewesen, wenn sie das Werk der Natur nicht entstellt hätten, um sich vermeynte Schönheiten zu verschaffen, die einander als ihnen

selbst

selbst gefallen konnten. Außer den Haaren in den Augenbraunen und auf dem Kopf, hatten sie kein einziges Haar am ganzen Leibe. Sie trugen nicht die geringste Kleidung, und waren deshalb nicht weniger keusch. Nur bemahlten sie sich vom Haupt bis zu Fuße mit Roku, um sich vor dem Stich der Insekten zu verwahren; weswegen sie der Farbe nach wie gekochte Krebse aussahen.

Ihre Religion bestand bloß in jener Meynung, die dem Menschen so natürlich ist, daß man sie bey den mehrsten wilden Völkern verbreitet findet, und sich noch bey vielen gesitteten Nationen erhalten hat; das heißt, sie glaubten unbestimmt an ein gutes und ein böses Grundwesen. Um die wohlthätige Gottheit bekümmerten sie sich nicht viel; aber sie fürchteten sich sehr vor dem bösen Wesen. Ihre übrigen Aberglauben waren mehr abgeschmackt als gefährlich; und sie waren ihnen nicht sehr ergeben. Indeß machte sie diese Gleichgültigkeit nicht gelehriger gegen das Christenthum, als man es ihnen vortrug. Ohne wider die, welche ihnen die Lehren desselben predigten, zu streiten, weigerten sie sich nur daran zu glauben, aus Furcht, wie sie sagten, ihre Nachbarn möchten sie auslachen.

Ob die Karaiben gleich keine Art von Regierung hatten; so ward ihre Ruhe doch nie gestöhrt. Der Friede, den sie genossen, entsprang aus dem angebohrnen Mitleiden, das vor allem Nachdenken vorhergeht, und von welchem die geselligen Tugenden abstammen. Dieses sanfte Mitleiden hat seine Quelle in der Bildung des Menschen, der nur sich selbst zu

lieben braucht, um das Unglück seiner Nebenmenschen zu hassen. Um also die Despoten menschlich zu machen, müßten sie nur selbst die Henker der Schlachtopfer seyn, die sie ihrem Stolze opfern, und die Vollbringer der Grausamkeiten, die sie gebiethen. Mit ihren wollüstigen Händen müßten sie die Verschnittenen ihres Serrails verstümmeln; sie müßten auf dem Schlachtfelde ihrer sterbenden Soldaten Blut aufsammlen, Verwünschungen anhören, Zuckungen und Todeskampf ansehen; in die Lazarethe gehen, um die Wunden, die zerbrochnen Glieder, die Krankheiten mit Muße betrachten, die durch die Hungersnoth, durch die gefährlichen und ungesunden Arbeiten, durch die Härte der Frohndienste und Auflagen, durch die Landplagen veranlaßt worden sind, welche aus den Fehlern ihrer Gemüthsart entspringen. Wie viel Verbrechen und Elend würden solche Schauspiele, wenn man sie bey der Erziehung der Fürsten recht anbrächte, den Sterblichen ersparen! Wie viel Vortheile brächten die Thränen der Könige den Unterthanen!

Die Karaiben, deren Herz durch die schlimmen gesellschaftlichen Einrichtungen, die uns verderbt machen, nicht schlimm geworden war, wußten nichts von Untreue, Verrätherey, Meyneid, oder Mord, die bey gesitteten Völkern so gewöhnlich sind. Die Religion, die Gesetze, die Blutgerüste, diese überall angelegten Dämme, um einen alten Raub gegen neue Räubereyen zu schützen, waren Menschen unnöthig, die bloß der Natur folgten. Diese Wilden kannten den Diebstahl nicht eher, als nach der Ankunft der

Europäer. Wenn sie etwas vermißten, so sagten sie: die Christen wären zu ihnen gekommen.

Diese Inselbewohner kannten die großen Regungen der Seele, auch selbst die Liebe nur wenig. Diese lezte Empfindung war ihnen weiter nichts als ein Bedürfniß. Niemals entfuhr ihnen die geringste Bezeugung einiger Achtung oder Zärtlichkeit gegen dieses in andern Ländern so geliebkosete Geschlecht. Sie betrachteten ihre Frauen nicht so wohl als ihre Gefährtinnen, sondern vielmehr als ihre Sklavinnen, erlaubten ihnen nicht mit ihnen zu essen, und hatten sich das Recht angemaßt, sie zu verstoßen, ohne ihnen die Freyheit zu lassen, ihr Band zu trennen. Die Frauensleute selbst fühlten sich zum gehorchen gebohren, und ergaben sich in ihr Schicksal.

Uebrigens hatte die Lust nach Herrschaft eben keine Gewalt auf das Gemüth der Karaiben. Bey ihnen war kein Unterschied des Standes, und sie waren einander also alle gleich. Ihre Verwunderung war außerordentlich groß, als sie sahen, daß unter den Europäern einige andern untergeben waren. Dieß System war allen ihren Begriffen so sehr zuwider, daß sie diejenigen, die niederträchtig genug waren, um Befehle zu empfangen und sie auszuführen, für Sklaven ansahen. Wenn bey ihnen die Weiber unterthan waren, so war das eine natürliche Folge der Schwachheit ihres Geschlechts. Aber wie und warum mochten wohl die stärksten Menschen den schwächsten dienen? Wie geboth ein einziger allen? Krieg, List und Aberglaube hatten ihnen diese Aufgabe noch nicht aufgelöset.

Ein Volk, das weder Eigennutz, noch Stolz, noch Ehrgeiz kannte, konnte keine sehr verwickelte Sitten haben. Jede Familie machte eine Art von Republik aus, die bis auf einen gewissen Punkt von der ganzen Nation abgesondert war. Sie nahm mit ihren Hütten einen Wohnplatz ein, den man Carbet hieß, und der mehr oder weniger ansehnlich war, so wie die Familie aus mehr oder weniger Menschen bestand. In der Mitte wohnte das Oberhaupt oder der Patriarch der Familie, mit seinen Weibern und unerzogenen Kindern. Rund umher sah man die Hütten derjenigen von seinen Abkömmlingen, welche verheirathet waren. Die Säulen dieser Hütten waren Pfähle; ihr Dach, Stroh; das Hausrath, Waffen, baumwollene ohne Kunst und Mühe verfertigte Betten, einige Körbe, und Geräthschaften aus Kürbißschalen.

Dieß war der Ort, wo die Karaiben den größten Theil ihres Lebens, in ihrer Hangmatte, mit Schlafen oder Tobackrauchen zubrachten. Wenn sie ja herauskamen, so lagerten sie sich in einem Winkel nieder, wo sie in tiefem Nachdenken vergraben zu seyn schienen. Redeten sie, und das geschah selten, so hörte man sie an, ohne sie zu unterbrechen, ohne ihnen zu widersprechen, ohne ihnen anders zu antworten, als mit einem stummen Zeichen des Beyfalls.

Da sie wenig aßen, so machte ihnen die Sorge für ihre Nahrung auch wenig Beschäftigung. Menschen, die in Wäldern leben, verzehren nicht so viel als diejenigen, die im freyen Felde wohnen. Die Luft ist dort dichter, und es läßt sich glauben, daß die Ausdünstung

dünstung der Pflanzen nahrhafte Theilchen mit sich führt. Also konnte die Mäßigkeit der Karaiben, die man anfänglich für eine Folge ihrer Faulheit hielt, zum Theil dem nahrhaften Dunste zugeschrieben werden, den sie in den Wäldern, womit ihre Eilande bedeckt waren, mit dem Athem einzogen.

Mitten in diesen Wäldern fand dieß müssige Volk, ohne die schwere Arbeit des Ausreutens zu brauchen, eine sichre, gesunde, seiner Leibesbeschaffenheit angemessene Nahrung, die keine oder beynah gar keiner Zubereitung bedurfte. Wenn sie bisweilen zu den Geschenken einer rohen und freygebigen Natur das Einbringen ihrer Jagd oder ihrer Fischerey hinzufügten, so geschah es fast immer nur bey Gelegenheit irgend eines Gastmahls.

Die Gastmähler wurden zu keiner bestimmten Zeit gehalten. Die Gäste brachten ihre gewöhnliche Gemüthsart mit dahin. Sie waren in diesen Versammlungen nicht lebhafter als sonst im gemeinen Leben. Gedankenlosigkeit und lange Weile leuchtete aus allen Augen. Die Tänze waren so gravitätisch und so ernsthaft, daß die Bewegungen des Körpers recht nach der Schwerfälligkeit der Seele schmeckten. Indeß endigten sich diese traurigen Feste, gleich dem trüben Wetter, das mit Gewittern schwanger geht, selten ohne Blutvergießen. Die in dem einsamen Leben so nüchterne Wilde berauschten sich, wenn sie zusammenkamen; die Trunkenheit erhitzte und belebte wieder gedämpfte oder schlecht beygelegte Feindschaften unter den Familien. Das Ende war, daß man einander umbrachte. Also pflanzten sich Haß und

Rache,

Rache, die einzigen gewaltigen Empfindungen, die diese wilden Seelen erschüttern konnten, durch die Lustbarkeiten selbst fort. Auch geschah es in den Freuden solcher Feste, daß die Verwandten und Freunde sich umarmten und schwuren, Krieg in das feste Land zu bringen.

Die Karaiben setzten sich auf Kähne, die aus einem einzigen Baume gemacht waren, die man unten am Fuße abgebrannt und so gefällt hatte. Ganze Jahre waren damit zugebracht worden, einen solchen Kahn, mit steinernen Aexten, und vermittelst des Feuers auszuhöhlen, das man geschickt in den Stamm des Baums leitete, um dem Fahrzeuge die schickliche Gestalt zu geben. Wenn sie an den Küsten von Guyana angelangt waren, so suchten diese ungebundenen und freywilligen Krieger, die Arauken auf, durch die sie ehedem daraus waren vertrieben worden. Sie thaten den Angrif mit einer Art von beynahe armslangen Keule, und mit ihren vergifteten Pfeilen. Wenn diese Wilden von ihrem Heerzuge wieder kamen, der um so eher geendigt ward, als ihn der Haß grausamer und lebhafter machte, so verfielen sie wieder in ihre Unthätigkeit.

Ohngeachtet des Vortheils ihrer Waffen, so führten die Spanier doch nicht lange Krieg mit diesem Volke, und führten ihn nicht immer glücklich. Anfangs suchten sie nichts als Gold. Nachher wollten sie Sklaven haben. Da sie aber keine Bergwerke fanden, und die so stolzen und melancholischen Karaiben in der Sklaverey starben, so entsagten die Spanier Eroberungen, die ihrer Meynung nach so wenig

werth

werth waren, und die sie weder machen noch behaupten konnten, ohne unaufhörliche und blutige Kriege zu führen.

VI.

Die Engländer und Franzosen lassen sich auf den Windinseln nieder, und rotten die Karaiben auf denselben aus.

Die Engländer und Franzosen hatten von dem, was vorgieng, Nachricht, und wagten einige schwache Rüstungen, um die Spanischen Schiffe aufzuheben, die nach diesen Gewässern segelten. Das gute Glück vermehrte die Anzahl der Kaper. Der oft in Europa herrschende Friede verhinderte diese Unternehmungen nicht. Die Gewohnheit der Spanier alle Fahrzeuge anzuhalten, die sie zwischen den Wendezirkeln fanden, rechtfertigte diese Seeräubereyen.

Beyde Völker besuchten die Windinseln seit langer Zeit, ohne daran gedacht zu haben, sich darauf nieder zu lassen, oder ohne Mittel dazu gefunden zu haben. Vielleicht fürchteten sie sich, mit den Karaiben, von denen sie wohl aufgenommen wurden, in Streit zu kommen? Vielleicht hielten sie einen Boden, der keine der in der alten Welt gebräuchlichen Waaren hervorbrachte, ihrer Aufmerksamkeit nicht würdig? Endlich langten Engländer, deren Anführer Warner hieß, und Franzosen unter dem Befehl des Danambuc, im Jahr 1625, auf denselben Tag, an zwey entgegen gesetzten Enden zu St. Christoph an. Häufige Schlappen hatten sie beyderseits überführt, daß sie sich nicht eher durch den Raub des gemeinschaftli-

chen

chen Feindes sicher bereichern würden, als bis sie eine beständige Wohnung, Häfen, einen Sammelplatz hätten. Da sie gar keinen Gedanken auf Handlung, Landbau oder Eroberungen hatten, so theilten sie sich friedlich in die Küsten des Eilandes, auf welches der Zufall sie zusammengebracht hatte. Die Landeseingebohrnen zogen sich weiter von ihnen, und sagten dabey: das Land muß bey euch entweder sehr schlecht seyn, oder ihr müßt dessen sehr wenig haben, daß ihr hieher kommt, um welches so weit, und mit so vielen Gefahren zu suchen.

Der Spanische Hof ergriff keine so friedliche Maaßregeln. Friedrich von Toledo, den er im Jahr 1630 mit einer furchtbaren Flotte gegen die Holländer nach Brasilien schickte, bekam Befehl die Seeräuber, die sich nach den Vorurtheilen dieser Krone einer ihrer Besitzungen widerrechtlich angemaßt hätten, im Vorbeygehen auszurotten. Die Nachbarschaft zwoer thätigen, und geschickten Nationen machte den Spaniern viel Sorgen. Sie sahen ein, daß ihre Pflanzörter in Gefahr seyn würden, wenn andre Völker es dahin brächten, in diesem Theile von Amerika ansäßig zu werden.

Umsonst vereinigten die Franzosen und Engländer ihre schwachen Vertheydigungsmittel gegen den gemeinschaftlichen Feind. Sie wurden geschlagen. Diejenigen, die im Treffen nicht todt oder gefangen blieben, flüchteten eiligst nach den benachbarten Eilanden. Sobald die Gefahr aber vorbey war, kehrten die mehrsten wieder nach ihren Wohnplätzen zurück. Spanien, das auf Angelegenheiten dachte, die es für

wich-

wichtiger hielt, ließ sie fernerhin ruhig, und verließ sich vielleicht darauf, daß sie sich aus Neid einander selbst zu Grunde richten würden.

Die beyden überwundnen Nationen unterbrachen ihre Feindschaften zum Unglück für die Karaiben. Schon waren sie auf St. Christoph ausgerottet oder verjagt worden, weil man sie im Verdacht hatte, daß sie eine Verrätherey unternehmen wollten. Man hatte sich ihre Weiber, ihre Lebensmittel und das Land, das sie bewohnten, zugeeignet. Der unruhige Geist, der aus ungerechten Anmaßungen entspringt, machte, daß die Europäer glaubten, daß die andern wilden Völker Antheil an der Zusammenverschwörung hätten. Man grif sie auf ihren Eilanden an. Umsonst zogen diese arglosen Menschen, die nicht darauf dachten, ein Land zu vertheidigen, an dem sie durch das Eigenthum nicht hiengen, die Gränzen ihrer Wohnsitze ein, so wie unsre Ansprüche sich vermehrten. Man verfolgte sie deswegen mit nicht geringerm Eifer. Da sie endlich merkten, daß es auf ihr Leben oder auf ihre Freyheit angesehen war, so ergriffen sie die Waffen; und die Rache, die immer weiter geht als die Beleidigung, mußte sie manchmal grausam machen, ohne daß sie deswegen wären ungerecht gewesen.

In der ersten Zeit machten die Engländer und Franzosen gemeinschaftliche Sache gegen die Karaiben: aber diese Art von zufälliger Gesellschaft ward oft unterbrochen. Sie enthielt keine dauerhafte Verpflichtung, noch weniger eine Guarantirung der gegenseitigen Besitzungen. Manchmal waren die Wilden

so geschickt, bald mit einer, bald mit der andern Nation Frieden zu schließen; und dadurch verschaften sie sich die Erleichterung nur einen Feind auf einmal zu haben. Das wäre für die Sicherheit dieser Menschen kein großer Vortheil gewesen, wenn Europa, das sich um eine kleine Anzahl von Ebentheurern, deren Streifereyen ihm noch wenig Nutzen verschaft hatten, wenig bekümmerte, und das außerdem nicht erleuchtet genug war, um in der Zukunft zu lesen, nicht eben so wenig auf die Sorge sie zu regieren, als darauf, sie in den Stand zu setzen, ihre Vortheile weiter zu treiben oder wieder zu erlangen, gedacht hätte. Die Gleichgültigkeit beyder Hauptländer bewog ihre Unterthanen in der neuen Welt, im Jenner 1670 einen Vertrag unter sich zu schließen, vermöge welchem jedem Volke die Besitzungen versichert wurden, die ihm die abwechselnden Begebenheiten des Krieges verschaft, und die bisher noch keinen Bestand gehabt hatten. Mit diesem Vertrage war ein Schutz und Trutzbündniß verbunden, um die Landeseingebohrnen zu zwingen, dieser Einrichtung beyzutreten; welches die Furcht sie in demselben Jahre noch zu thun bewog.

Durch diesen Vertrag, der die Ruhe in diesem Theile Amerikas herstellte, behielt Frankreich Guadalupe, Martinique, Granada, und einige andre nicht so beträchtliche Besitzungen. England ward im Besitz von Barbados, Nieves, Antigoa, Montserrat, und einiger andrer Eilande von geringem Werthe, gesetzt. S. Christoph blieb beyden Mächten gemeinschaftlich. Allen Karaiben zusammen wurden Domi-

niko

niko und St. Vinzent zu ihrem Wohnplatz angewiesen, wo sich die zerstreuten Glieder dieser Nation vereinigten. Ihre Anzahl betrug damals nicht mehr als sechs tausend Menschen.

Zu dieser Zeit fiengen die englischen Besitzungen, die unter einer zwar fehlerhaften aber doch erträglichen Regierung einigen Bestand gewonnen hatten, an, höher empor zu kommen. Hingegen wurden die französischen Pflanzorte von einem großen Theile ihrer Einwohner verlassen, welche voller Verzweiflung waren, daß sie noch unter der Tyranney der ausschließenden Privilegien seufzen mußten. Diese für die Freyheit höchst eifrige Menschen flüchteten nach der nördlichen Seite von San-Domingo, welche verschiedenen Ebentheurern aus ihrer Nation, die vor dreyßig Jahren aus St. Christoph verjagt worden waren, zur Freystatt diente.

VII.

Die Franzosen setzen sich auf San-Domingo fest.

Diese Leute nannte man Bukaniers, weil sie das Fleisch, wovon sie sich nährten, nach Art der Wilden, im Rauche, an Orten, die man Bukans nannte, trocknen ließen. Da sie ohne Frau und Kinder lebten, so hatten sie die Gewohnheit angenommen, zwey und zwey in Gesellschaft zu treten, um einander die Dienste zu leisten, die man in einer Familie empfängt. In derselben waren die Güter gemeinschaftlich und blieben immer demjenigen, der seinen Gefährten überlebte. Man hörte von keinem Diebstahl, obschon nichts verschlossen war; und was

man nicht in seinem Hause hatte, das holte man bey seinem Nachbarn, ohne weitere Umstände, als daß man es ihnen sagte, wenn sie da waren, oder nach ihrer Rückkehr benachrichtigte, wenn sie nicht da waren. Die Zwistigkeiten waren selten, und leicht zu schlichten. Wenn die Partheyen hartnäckig auf ihrem Sinn bestanden, so machten sie ihren Streit mit der Flinte aus. Wenn die Kugel von hinten zu oder in der Seite hineingefahren war, so urtheilte man, daß Falschheit dabey mußte gebraucht worden seyn, und der Meuchelmörder ward vor den Kopf geschossen. Die Gesetze des alten Vaterlandes wurden für nichts geachtet. Sie meynten, die Taufe, die sie bey der Durchfahrt unter den Wendezirkeln empfangen, befreye sie von aller Verpflichtung gegen dasselbe. Sie hatten sogar ihre Zunamen abgelegt, um sich solche Beynamen zuzulegen, wie die französischen Soldaten zu thun pflegen, davon die mehrsten ihren Nachkommen geblieben sind.

Ein mit dem Blute der Thiere, die sie auf der Jagd erlegten, gefärbtes Hemd; eine noch schmutzigere Leinwandhose, die wie ein Brauerschurz gemacht war; statt Gürtels ein Riemen, an welchem ein sehr kurzer Säbel nebst einigen Messern hieng; ein Huth ohne andern Rand, als vorne einen herunter geschlagenen Zipfel, um ihn anfassen zu können; Schuhe ohne Strümpfe: so war der Anzug dieser Barbaren beschaffen. Ihr Ehrgeiz bestund darinn, Flinten zu haben, die zwey Loth schwere Kugeln schössen, und eine Kuppel von fünf und zwanzig bis dreyßig Hunden.

Die

Die Bukaniers hatten keine andre Beschäftigung als gegen die wilden Ochsen, die sich, seitdem die Spanier welche auf das Eiland gebracht, gar sehr vermehrt hatten, Krieg zu führen. Man zog sie ab, so wie man sie tödtete, und man hielt nicht eher damit ein, als bis man so viel Ochsen getödtet hatte, als Jäger da waren. Alsdenn ließ man einige Stücken Fleisch kochen, bey denen der Spanische Pfeffer und der Pomeranzensaft die ganze Würzung ausmachte. Sie wußten von keinem Brodte, und hatten nichts zu trinken als Wasser. Einen Tag und alle Tage wurden auf die Art Ochsen gejagt, bis man die Anzahl Felle zusammengebracht hatte, welche man den Schiffen der verschiedenen Nationen, die diese Meere besuchten, zu liefern gedachte. Alsdenn gieng man nach irgend einer Rhede, um sie da zu verkaufen. Sie wurden durch Leute, die sich in Europa verkauften, um drey Jahr lang als Sklaven in den Kolonien zu dienen, und die man Engagirte nennte, dahin getragen. Einer von diesen Unglückseligen wagte es seinem Herrn, der immer den Sonntag zu dieser Reise wählte, vorzustellen, Gott habe dieß Verfahren durch den Ausspruch verbothen: Sechs Tage sollt du arbeiten und den siebenden sollst du feyern. Und ich, antwortete der wilde Bukanier, ich sage: sechs Tage sollt du Ochsen tödten, um sie abzuziehn, und am siebenden sollt du die Felle nach dem Meere tragen. Zu diesem Befehl fügte er noch Stockschläge hinzu, die da machen, daß Gottes Gebothe bald beobachtet, bald übertreten werden.

Menschen von dieser Gemüthsart, die beständigen Leibesübungen ergeben waren, und sich täglich mit frischem Fleische nährten, wußten nicht viel von Krankheiten. Ihre Streifereyen wurden nur durch kleine, einen Tag lang dauernde Fieber unterbrochen, von denen sie den folgenden Tag weiter keine Empfindung hatten. Indeß mußte sie doch die Zeit, unter einem für diese Lebensart zu sengenden Himmel, schwächen.

Die Himmelsluft war eigentlich der einzige Feind, für den sich die Bukaniers zu fürchten brauchten. Die Anfangs so beträchtliche Spanische Kolonie war nun nichts mehr. Das Hauptland hatte sie vergessen, und daher hatten sie selbst so gar das Andenken ihrer vormaligen Größe verloren. Die wenigen Einwohner, die sie noch hatte, lebten im Müssiggang. Ihre Sklaven hatten nichts weiter zu thun, als sie in ihren Hangmatten zu wiegen. Die Mäßigkeit, womit sie lebten, weil sie blos auf die Bedürfnisse eingeschränkt waren, die die Natur befriedigen konnte, machte, daß sie zu einem, selbst unter einem gemäßigtern Himmelsstrich seltnen, hohen Alter gelangten.

Vermuthlich wäre ihre Sorglosigkeit nicht erwacht, wenn die gar zu unternehmende und gar zu kühne Thätigkeit der Bukaniers sie nicht, so wie sie sich weiter zurückzogen, verfolgt hätte. In der Verzweiflung zu sehen, daß ihre Ruhe unaufhörlich gestöhrt wurde, ließen sie Truppen vom festen Lande und von den benachbarten Eilanden herkommen, die die zerstreuten Bukaniers anfielen. Sie überraschten

diese

diese Barbaren, wenn sie auf ihren Streifereyen in geringer Anzahl waren, oder des Nachts in ihren Hütten. Verschiedne wurden getödtet. Es steht zu glauben, daß alle diese Ebentheurer nach der Reihe umgekommen wären, wenn sie sich nicht zu ihrer Vertheidigung versammlet hätten. Des Tages mu-sten sie sich nothwendig trennen; aber des Abends ka-men sie zusammen. Wenn einer fehlte, so schloß man, er wäre gefangen genommen, oder getödtet worden, und das Jagen unterblieb, bis man ihn ge-funden oder seinen Tod gerächet hatte. Man kann sich das Morden, welches Gesetz- und Vaterlandslose Räuber anstellen musten, die zudem aus Noth und Neigung Jäger und Krieger waren, und durch die Gewohnheit Anfälle zu thun, und die Nothwendig-keit sich zu wehren, zum Blute und zum Metzeln gereizt wurden, leicht vorstellen. Auch ward in ihrer Wuth alles niedergemacht, ohne Rücksicht auf Alter oder Geschlecht. Endlich gaben die Spanier alle Hofnung auf, so unmenschliche und unablässige Feinde zu besiegen, und fielen darauf, alle Ochsen auf der Insel durch allgemeine Jagden auszurotten. Die Ausführung dieses Vorsatzes nöthigte die Bukaniers, weil es ihnen ihr gewöhnliches Gewerbe raubte, Wohnsitze anzulegen und sie zu bauen.

Frankreich, das bis dahin Räuber, deren Glück von gar keinem Bestand war, verläugnet hatte, er-kannte sie für seine Unterthanen, so bald sie ansässig wurden. Sie schickten ihnen im Jahr 1665 einen tugendhaften und einsichtsvollen Mann, um sie zu regieren. Es reiseten Frauensleute mit ihm ab, die,

wie die mehrsten unter denjenigen, die man zu verschiedenen Zeiten nach der neuen Welt geschickt hat, bloß durch ihre Unzucht bekannt waren. Die Bukaniers achten solche Fehler nicht. Ich verlange von euch, sagte jeder zu der, die ihm das Loos anwies, keine Rechenschaft über das Vergangne; damals gehörtet ihr mir noch nicht an. Steht mir nur für das Zukünftige, nun ihr die Meinige werden sollt; das Uebrige schenke ich euch. Darauf fügte er noch hinzu, und schlug dabey auf den Lauf seiner Flinte; dies soll mir Rache verschaffen für eure Untreue. Fehlet ihr, so soll dieses euch nicht fehlen.

VIII.

Die Engländer erobern Jamaika.

Die Engländer hatten nicht gewartet, bis ihre Nebenbuhler auf den großen Antillen recht festen Fuß gefaßt hatten, um auch eine Besitzung da anzulegen. Der Verfall Spaniens, welches durch seine einheimischen Zwistigkeiten, durch den Aufruhr in Catalonien und Portugall, durch die großen Unruhen in Neapolis, durch den Untergang seiner furchtbaren Infanterie, in den Gefilden von Rocoux; durch die beständigen Schlappen in den Niederlanden; durch die Ungeschicklichkeit derer, die das Staatsruder führten; selbst durch den Untergang jenes Nationalstolzes, der sich erst mit großen Dingen genährt hatte, und nachher zu einer stolzen Trägheit abgeartet war: der Verfall Spaniens erlaubte nicht zu zweifeln, daß man es nicht mit Vortheil bekriegen sollte. Frankreich

machte

machte sich alle diese Unordnungen, die zum Theil sein Werk waren, klüglich zu Nutze. Cromwell trat im Jahr 1655 dazu, um einige Steine von einem Gebäude, das an allen Seiten einstürzte, an sich zu reißen.

Dieses Betragen brachte die besten englischen Offiziers auf, die nichts anders als eine große Ungerechtigkeit darinn entdeckten, und bewog sie den Dienst zu verlassen. Sie glaubten, der Wille ihrer Obern sey nicht hinreichend, um eine Unternehmung zu rechtfertigen, die allen Grundsätzen der Billigkeit zuwider lief; und daß, wenn sie Theil an ihrer Ausführung nähmen, so begiengen sie ein entsetzliches Verbrechen. Europa betrachtete diese tugendhaften Grundregeln als die Wirkung jenes halb fanatischen, halb republikanischen Geistes, der damals in England herrschte; aber es tadelte Crommellen aus einer andern Rücksicht.

Spanien hatte seit langer Zeit die andern Nationen mit seinen Fesseln bedrohet. Vielleicht mochte der große Haufen, der nicht dazu gemacht ist, das Vermögen der Mächte zu berechnen, und die Abänderungen der Waagschale zu beobachten, seine alten Vorurtheile noch nicht abgelegt haben. Allein ein neues Schrecken hatte diejenigen Scharfsichtigen befallen, die den Gang der allgemeinen Angelegenheiten nachspüren. Sie sahen, daß, wenn der Strohm von Frankreichs Glück nicht durch eine fremde Ursache gehemmt würde, so würde es den Spaniern alles nehmen; ihnen Gesetze vorschreiben; sie zur Heyrath der Infantinn mit Ludwig XIV zwingen; sich des

Erbguts Karl des fünften versichern; und die Freyheit Europas unterdrücken, die es anfänglich vertheidigt hatte. Cromwell, der die Regierungsform seines Vaterlandes eben über den Haufen geworfen hatte, schien ihnen dazu gemacht, der Herrschaft der Könige Schranken zu setzen; aber sie betrachteten ihn als den abgeschmacktesten unter allen Staatskundigen, als sie sahen, daß er Verbindungen traf, die ihm sein eigner, seines Vaterlands, und ganz Europas Vortheil gänzlich zu untersagen schien.

Diese Betrachtungen entgiengen gewiß nicht dem durchschauenden und tief denkenden Geiste des Tyrannen von England. Aber vielleicht wollte er durch wichtige Eroberungen die Meynung, die seine Nation von seinen Fähigkeiten hegte, unterhalten. Die Ausführung dieses Vorhabens war eitel, so bald er sich für Spanien erklärte; weil er sich höchstens versprechen konnte, das Gleichgewicht unter beyden Partheyen wieder herzustellen. Er hielt es seinen Absichten für zuträglich, sich anfänglich mit Frankreich zu verbinden, und es hernach zu bekriegen, wenn er erst das erlangt hätte, was der Gegenstand seines Ehrgeizes war. Es verhalte sich aber mit diesen Muthmaßungen, denen es an Gründen in der Geschichte nicht mangelt, und die wenigstens der Sinnesart des wunderbaren Staatskundigen, dem man diese Gedanken zuschreibt, sehr angemessen sind, wie es wolle, so giengen die Engländer nach der neuen Welt, und griffen da den Feind an, den sie sich selbst gewählt hatten.

Ihr

Ihr erster Versuch ward auf die Stadt San-Domingo gerichtet, deren Einwohner, so bald sie nur eine zahlreiche Flotte unter des Penn' Befehlen, und neun tausend Mann Landtruppen, deren Anführer Venables war, erblickten, in die Wälder flüchteten. Aber die Fehltritte ihres Feindes machten diesen Flüchtlingen wieder Muth; sie kamen wieder zurück, und zwangen ihn, sich mit Schimpf wieder auf seine Schiffe zu begeben. Dieser Unfall war eine Wirkung der schlecht getroffenen Maaßregeln bey dieser Unternehmung.

Die beyden Befehlshaber bey derselben besaßen wenig Fähigkeiten. Man wußte, daß sie unter sich uneins, und gegen den Protektor nicht wohl gesinnt waren. Daher hatte man ihnen Aufseher beygegeben, welche unter den Namen von Kommissarien ihnen bey ihren Verrichtungen die Hände banden. Die aus Europa abgeschickten Soldaten waren der Ausschuß der Armee, und diejenigen, die man von Barbados und St. Christoph mitgenommen hatte, waren nichts als Räuber. Man hatte ihnen die einzige für diese Art Menschen schickliche Aufmunterung geraubet, nämlich die Hofnung zur Beute; obschon die Erfahrung durch alle Jahrhunderte gezeigt hatte, daß das der mächtigste Sporn wäre, um zu machen, daß entfernte und schwere Unternehmungen glücklich ausgeführt würden. Alles war so eingerichtet, daß die Soldaten mit den Anführern, die Anführer unter sich, und diese allerseits mit den Kommissarien nicht einverstanden seyn konnten. Man hatte zu gleicher Zeit Mangel an schicklichen Waffen, an Lebensmit-

teln,

teln, die sich für den Himmelsstrich schickten, und an Kenntnissen, um gute Einrichtungen zu treffen.

Die Ausführung war des Entwurfs würdig. Die Landung, die ohne Gefahr im Hafen selbst geschehen konnte, ward ohne Wegweiser vierzig Meilen davon unternommen. Die Mannschaft irrte vier Tage lang umher ohne Wasser und ohne Lebensmittel. Durch die außerordentliche Hitze des Himmelsstriches entkräftet, und durch die Feigheit und Uneinigkeit ihrer Befehlshaber muthlos, fochten sie nicht einmal mit den Spaniern um den Sieg. Schon waren sie wieder in ihren Schiffen, und hielten sich da noch nicht einmal für sicher.

Unterdessen brachte das Unglück die bis dahin außerordentlich erbitterten Gemüther näher zusammen. Der Engländer, der nicht gewohnt war, sich gedemüthigt zu sehen, wurde durch seine Versehen selbst wieder zur Vaterlandsliebe beseelt, und segelte nach Jamaika, in dem festen Entschluß, es zu erobern, oder zu sterben.

Die Einwohner dieses seit 1509 unter spanischer Bothmäßigkeit stehenden Eilandes wusten nichts von den Dingen, die sich zu San-Domingo zugetragen hatten, wusten nicht einmal, daß ein Feind ihrer Nation in diesen Gewässern war. Auch verrichteten die Engländer ihre Landung ohne das geringste Hinderniß. Sie marschirten muthig zum Sturm auf St. Jago, den einzigen befestigten Ort auf der Insel, los, als die dortige Regierung ihrem Eifer durch Vorschläge zu einer Kapitulation Einhalt that. Die listig verlängerte Behandlung der Bedingungen gab

den

den Koloniſten die Zeit, ihre koſtbarſten Sachen nach verborgnen Orten zu ſchaffen. Sie ſelbſt flüchteten in unzugängliche Gebürge, und überließen dem Feinde nichts als eine öde Stadt, ohne Hausrath, ohne Schätze, und ohne Proviant.

Dieſe Betrügerey verſetzte die Engländer in eine außerordentliche Wuth. Sie ſchickten nach allen Seiten Kommandos aus, mit Befehl alles umzubringen. Der Verdruß dieſe Kommandos wiederkommen zu ſehen, ohne etwas entdeckt zu haben; der Mangel an allen Bequemlichkeiten, der keinem Volke ſo empfindlich iſt als dieſem; das Sterben, das ſich täglich vermehrte; die Furcht mit aller Macht der neuen Welt angegriffen zu werden: dieſe Urſachen zuſammen machten, daß der Soldat mit lauter Stimme die Rückkehr nach England verlangte. Man ſtand auf den Punkt, ſich den ſchimpflichen Vorwürfen der Nation dadurch bloß zu ſtellen, daß man eine ſo ſchöne Beute als Jamaika verlaſſen wollte, wenn man nicht die Weyden gefunden hätte, worauf die Spanier ihre zahlreichen Heerden getrieben hatten. Ein ſo unerwartetes Glück änderte die Geſinnungen; und die Engländer faßten den Entſchluß, ihre Eroberung zu vollenden.

Der Eifer, den dieſe neue Entſchließung eingeflößt hatte, zeigte den Belagerten, daß ſie in den Wäldern und in den Abgründen, wo ſie ſich verſteckt hatten, nicht in Sicherheit ſeyn würden. Einmüthig beſchloſſen ſie nach Cuba zu ſegeln. Auf dieſem Eilande wurden ſie mit dem Schimpf empfangen, den ihre ſchwache Vertheidigung verdiente, und man ſchickte

ſie

sie nach demjenigen zurück, das sie verlassen hatten; allein mit einem Beystand, der gegen die Macht, wider die sie fechten sollten, nicht hinreichend war. Aus einer Empfindung derjenigen Ehre, die bey den mehrsten Menschen mehr eine Furcht vor der Schande ist, als eine Begierde nach Ruhm, thaten sie einen stärkern Widerstand, als man von ihren wenigen Mitteln erwarten konnte. Erst aufs äußerste räumten sie eine wichtige Insel, die von dem Augenblick an einen sehr kostbaren Theil der Brittischen Besitzungen in der neuen Welt ausgemacht hat.

IX.

Die Elibustiers werden die Plage der Amerikanischen Meere. Ursprung, Sitten, Unternehmungen und Verfall dieser Seeräuber.

Ehe sich die Engländer zu Jamaika, und die Franzosen zu San-Domingo festsetzten, hatten Seeräuber von beyden Nationen, die nachmals unter dem Namen, Elibustiers, so berühmt wurden, die Spanier aus der kleinen Schildkröteninsel, die ungefähr zwo Meilen von San-Domingo liegt, verjagt, sich da befestigt, und den gemeinschaftlichen Feind mit außerordentlicher Kühnheit angegriffen. Sie errichteten kleine Gesellschaften unter sich, von funfzig, hundert, bis hundert funzig Mann. Ein großes oder kleines Boot war ihre ganze Rüstung. Da blieben sie Tag und Nacht allem Ungestüm des Wetters ausgesetzt, und hatten kaum Raum genug um zu liegen. Die Unabhängigkeit, das größte Gut derjenigen, die kein Land besitzen, machte sie zu Feinden jenes

nes wechselseitigen Zwanges, den sich jede Gesellschaft des allgemeinen Vortheils wegen auferlegt; und also fangen welche, wenn andre schlafen wollten. Da die Gewalt, die sie ihrem Anführer ertheilt hatten, sich nicht weiter erstreckte, als bey dem Gefechte Befehle zu ertheilen; so war alles in erstaunlicher Verwirrung. Gleich den Wilden, die sich weder vor dem Mangel fürchten, noch dafür sorgen, etwas im Vorrath zu behalten, waren sie immer der grausamsten Durst- und Hungersnoth ausgesetzt. Aber aus dieser Noth schöpften sie einen unglaublichen Muth: der Anblick eines Schifs erhitzte ihr Blut bis zur Wuth. Sie bedachten sich gar nicht auf den Angrif. Ihre Art war aufs Entern loszugehen. Ihre kleinen Fahrzeuge, und die Geschicklichkeit sie zu regieren, setzten sie vor dem groben Geschütze des Schiffes in Sicherheit. Sie zeigten nichts als das Vordertheil mit Musketirern besetzt, die mit der ihnen eignen Akkurateſſe auf die Stückpforten zuschossen, und auf die Art die geschicktesten Kanoniers aus der Fassung brachten. So bald sie den Enterhaaken geworfen hatten, so entgieng ihnen selten das größte Schif.

In einer großen Noth griffen sie alle Nationen an; die Spanier aber zu allen Zeiten. Sie gründeten den unversöhnlichen Haß, den sie ihnen geschworen hatten, auf die Grausamkeit, die dies Volk gegen die Einwohner der neuen Welt ausgeübt hatte. Aber zu diesem Hasse kam noch ein eigner Groll, der Verdruß nämlich, daß Spanien ihnen das Jagen und Fischen verwehren wollte, von welchem sie mit Grund glaubten, es gehöre ihnen nach dem Rechte

der

der Natur. So waren ihre Gerechtigkeits- und Religionsgrundsätze beschaffen, daß sie niemals zu Schiffe giengen, ohne dem Himmel das Glück ihrer Unternehmung befohlen zu haben; und niemals vom Plündern wieder kamen, ohne Gott für ihren Sieg zu danken.

Die Schiffe, die von Europa nach Amerika segelten, reizten selten ihre Habsucht. Auf diesen hätten diese Barbaren nichts als Waaren gefunden, deren Verkauf in jener ersten Zeit weder leicht noch vortheilhaft gewesen wäre. Allein auf dem Rückweg erwarteten sie dieselben; weil sie dann gewiß waren, Gold, Silber, Edelgesteine und alle reiche Produkte der neuen Welt darauf zu finden. Wenn sie ein Schiff allein fanden, so ermangelten sie niemals es anzugreifen. Was aber Flotten waren, denen folgten sie bis bey der Ausfarth aus der Meerenge von Bahama, und so bald ein Fahrzeug von dem Geschwader abkam, oder zurück blieb, so war es weggenommen. Die Spanier, die bey Herannahung der Elibustiers, welche sie Teufels nannten, zitterten, konnten nichts thun als sich ergeben. War der Fang reich, so schenkte man ihnen das Leben; wo nicht, so wurden die Besiegten ins Meer geworfen.

Peter Legrand, aus Dieppe gebürtig, hatte nur einen Kahn, mit vier Kanonen und acht und zwanzig Mann. Trotz dieser schwachen Rüstung griff er doch das Vizeadmiralschiff der Galliönen an. Er enterte es, nachdem er zuvor Befehl ertheilt hatte, sein Schiff in Grund zu bohren, und er setzte das spanische Schiffvolk durch seine Kühnheit in ein solch Erstaunen,

staunen, daß niemand versuchte, die geringste Bewegung zu machen. Er gieng selbst zum Schiffshauptmann, der in seiner Stube saß und spielte, setzte ihm das Pistol auf die Brust, und zwang ihn sich zu ergeben. Man setzte diesen Befehlshaber und seine Leute auf dem nächsten Vorgebirge ans Land, als eine unnütze Last des Schiffes, das sie so schlecht verwahrt hatten, und behielt nur so viel Matrosen darauf, als nöthig war, um es zu regieren.

Fünf und funfzig Elibustiers, die in die Südsee gekommen waren, trieben ihre Streifereyen bis nach Californien. Um wieder in die Nordsee zu gelangen, musten sie zwey tausend Meilen gegen den Wind in einem Kahne fahren. Sie waren schon in die Magellanische Meerenge gelangt, als der Verdruß nichts aus einem so reichen Lande mit zu bringen sie wieder nach Peru segeln hieß. Sie erfuhren, daß in dem Hafen Auca ein Schif mit vielen Millionen beladen wäre: sie nahmen es weg, und setzten sich darauf.

Le Basque, Jonque und Lorenz Graff kreuzten vor Carthagena mit drey kleinen Fahrzeugen. Zwey Schiffe liefen aus dem Hafen, mit Befehl die Elibustiers anzugreifen, und sie todt oder lebendig zu bringen. Kaum hatten sie diese erblickt, als sie sie selbst angriffen und wegnahmen. Alles, was nicht in dem Gefechte umgekommen war, wurde wieder ans Land geschickt, mit einem Briefe, in welchem man dem Statthalter dankte, daß er ihnen die zwey guten Schiffe geschickt hätte, und ihn dabey benachrichtigte, wenn er etwa noch einige übrig hätte, so wollte man

vierzehn Tage darauf warten, wo sie aber kein Geld auf hätten, so würde für die Mannschaft kein Pardon seyn.

Die Hauptleute Michel und Brouage bekommen Nachricht, daß man, eben um ihre Wachsamkeit zu hintergehen, beträchtliche Schätze auf Schiffe unter fremder Flagge gebracht hat. Sie greifen die beyden holländische Schiffe an, auf welchen sich diese Schätze befinden, und nehmen sie ihnen ab. Die Holländer, außer sich, daß sie sich durch Fahrzeuge überwunden sahen, die weit schwächer waren als die ihrigen, wagen es dem Michel ins Gesicht zu sagen, daß, wenn er allein gewesen wäre, so würde es ihm nicht so geglückt seyn. Laß uns das Gefecht wieder anfangen, versetzte trotzig Michel, und mein Gefährte soll nur einen Zuschauer dabey abgeben. Wenn ich denn siege, so bekomme ich nicht blos das Geld, sondern die Schiffe sollen auch meine seyn. Die Holländer, statt die Herausforderung anzunehmen, machten sich geschwinde fort, aus Furcht, daß, wenn sie sich lange besönnen, man ihnen nicht erlauben möchte, sie auszuschlagen.

Hauptmann Laurent ward von zwey spanischen Schiffen überfallen, die jedes sechzig Kanonen und funfzehn hundert Mann führten. Ihr seyd viel zu erfahren, sagte er zu seinen Kameraden, um die Gefahr, in der wir uns befinden, nicht einzusehen, und zu tapfer um euch davor zu fürchten. Wir müssen hier alles wohl bedenken und alles wagen, uns vertheidigen und zu gleicher Zeit angreifen. Tapferkeit, List, Tollkühnheit, Verzweiflung selbst;

selbst; mit einem Worte, alles muß bey dieser Gelegenheit gebraucht werden. Wir müssen uns vor dem Schimpf, wir müssen uns vor der Grausamkeit unsrer Feinde scheuen: und um diesen zu entgehen, müssen wir fechten.

Nach dieser mit Beyfall aufgenommenen Rede, ruft er den unerschrockensten Elibustier, und befiehlt ihm öffentlich beym ersten Zeichen, das er ihm geben würde, das Pulver anzustecken, und bezeugt durch diesen Entschluß, daß sonst nirgends als in dem Tode oder in ihrem Muthe Rettung zu hoffen sey. Alsobald stellt er seine Streiter an beyden Seiten seines Schiffs, erhebt seine Stimme, daß ihn alle mit einander hören können, und indem er ihnen die Feinde mit der Hand zeigte, sagt er: hier zwischen ihren beyden Schiffen müssen wir durch, und rechts und links feuren. Diese Bewegung wird mit außerordentlicher Schnelligkeit und Entschlossenheit ausgeführt. Zwar nimmt man die Gallionen nicht weg; allein man schießt ihnen so viel Leute von der Schiffsmannschaft todt, daß sie das Gefecht gegen eine Hand voll unerschrockner Menschen fortzusetzen nicht im Stande sind, oder nicht wagen, die noch bey ihrem Rückzuge die Ehre des Sieges davon tragen. Der Spanische Befehlshaber muß für den Schimpf, den seine Unwissenheit oder seine Feigheit auf seine Nation gebracht hat, mit dem Kopfe bezahlen. Eben diese Unerschrockenheit zeigten die Elibustiers in allen Gefechten.

Wenn sie eine beträchtliche Beute gemacht hatten, giengen sie anfangs alle in der ersten Zeit nach

der Schildkröteninsel; hernachmals giengen die Franzosen nach San-Domingo, und die Engländer nach Jamaika. Ein jeder hob die Hand auf, und bezeugte, daß er von dem, was er genommen, nichts bey Seite geschafft hätte. Wurde jemand eines Meineids hierinn überführt, (das doch immer etwas sehr seltenes war), so warf man ihn bey der ersten Gelegenheit auf eine wüste Insel, als einen der Gesellschaft unwürdigen Verräther. Die Tapfern, die von ihren Streifereyen verstümmelt zurückkamen, wurden zuerst versorgt. Eine Hand, ein Arm, ein Bein, ein Fuß, den einer verlohr, ward mit zwey hundert Thalern bezahlt. Ein Auge, ein Finger, eine Fußzehe, galt nur halb so viel. Die Verwundeten hatten zwey Manath lang alle Tage einen Thaler, um sich verbinden zu lassen. Wenn nicht so viel da war, um diesen Verpflichtungen, die immer unverbrüchlich waren, Gnüge zu leisten, so mußte die ganze Mannschaft ihre Streifereyen wieder vornehmen, und sie so lange fortsetzen, bis so viel zusammen kam, um eine so ehrwürdige Schuld abzutragen.

Nach dieser Handlung der Gerechtigkeit und Menschlichkeit, theilte man das Uebrige in so viel Portionen, als Elibustiers da waren. Ihr Anführer hatte zu nicht mehrerm Recht als zu einer Portion, so wohl wie die andern; aber man schenkte ihm drey oder viere, nachdem man mit ihm zufrieden war, oder nicht. Wenn das Fahrzeug der Mannschaft nicht gehörte, so bekam derjenige, der es, samt allem Kriegs- und Mundvorrath, hergegeben hatte, den dritten Theil aller Beute. Gunst hatte auf der

Theilung nie einen Einfluß. Alles wurde durchs Loos entschieden. Schwerlich wird man mehrere Beyspiele einer so strengen Gerechtigkeit finden. Sie erstreckte sich bis auf die Todten. Man gab ihren Antheil an diejenigen, von denen man wußte, daß sie ihre Kameraden, und folglich ihre Erben gewesen waren. Hatte der Verstorbene keinen solchen Kameraden, so wurde sein Antheil an seine Verwandten geschickt, wenn man sie kannte. In Ermanglung beyder ward derselbe an die Armen und an die Kirchen ausgetheilt, damit sie für den, im Namen dessen diese Geschenke, das Einbringen eines unmenschlichen, aber gezwungenen Raubes, gemacht wurden, beten möchten.

Wenn diese Pflichten vollzogen waren, so sah man alle Arten von Verschwendungen angehen. Die wütende Begierde zum Spiel, zum Wein, zu Frauensleuten, zu allen Schwelgereyen wurde so weit getrieben als nur möglich, bis die Reichthümer ein Ende hatten. Das Meer empfieng eben die Menschen, die es vor kurzen mit Millionen bereichert hatte, ganz zu Grunde gerichtet, von Kleidung und Lebensmitteln entblößt. Die neuen Geschenke, mit denen es sie überhäufte, giengen eben den Weg. Wenn man sie frug, was sie denn daran für ein Vergnügen fänden, das, was sie mit so vieler Gefahr erworben hätten, so schleunig zu verschleudern; so antworteten sie aufrichtig: Wir sind einer so unendlichen Menge von Gefahren ausgesetzt, daß unser Leben von andrer Menschen ihrem ganz verschieden ist. Heute lebendig, Morgen todt, was könnte es uns wohlhelfen,

fen, daß wir sammleten? Wir rechnen nur auf den Tag, den wir gelebt haben, niemals auf den, den wir noch leben sollen. Unsre Sorge ist mehr unsre Lebenszeit zu verbrauchen, als sie zu erhalten.

Die Spanischen Kolonien, die sich geschmeichelt hatten, ihres Unglücks würde ein Ende werden, wurden es überdrüssig, fernerhin Schiffarth zu treiben; weil sie verzweiflungsvoll sehen mußten, wie sie ein beständiger Raub dieser Seeräuber wurden. Sie gaben alle die Macht, Bequemlichkeiten und Reichthümer, die ihnen dieser Verkehr verschaffte, auf, und wurden eine jede fast ein ganz abgesonderter Staat. Sie erkannten den Schaden dieses Verfahrens wohl, aber die Furcht in habsüchtige und wilder Menschen Hände zu verfallen, war mächtiger als Ehre, Eigennutz und Staatskunst. Das war der erste Zeitpunkt einer bis anjetzt noch fortdauernden Unthätigkeit.

Diese Muthlosigkeit vermehrte noch die Kühnheit der Elibustiers. Bis dahin hatten sie sich nie in den Spanischen Besitzungen sehen lassen, als um einige Lebensmittel wegzuholen, wenn ihnen diese gebrachen. Kaum sahen sie aber die Zahl ihrer Prisen abnehmen, so verlangten sie vom Lande das, was ihnen das Meer nicht mehr verschaffte. Die reichsten und bevölkertesten Gegenden des festen Landes wurden geplündert und verheert. Der Landbau gerieth in Verfall, so wie die Schiffarth, und die Spanier wagten es eben so wenig, sich auf ihren Landstraßen als auf ihren Gewässern sehen zu lassen.

Unter denen Elibustiers, die sich in dieser Bahn am mehrsten hervorthaten, erwarb sich Montbars, ein Edelmann aus Languedoc, einen ganz besondern Namen. Der Zufall spielte ihm, in der Kindheit, eine umständliche Erzählung derer bey der Eroberung der neuen Welt begangenen Grausamkeiten, in die Hände; und diese erzeugte bey ihm einen Haß gegen die Nation, die so viel Unheil angerichtet hatte, den er bis zur Raserey trieb. Man erzählt bey der Gelegenheit, daß er auf Schulen einmal in einer Komödie die Rolle eines Franzosen gespielt, der mit einem Spanier Händel bekommt; und sich dabey mit solcher Wuth über den, der die andere Person machte, hergeworfen, daß er ihn erwürgt hätte, wenn man dem andern nicht zu Hülfe gekommen wäre. Seine entflammte Einbildungskraft stellte ihm beständig unzählbare Völker, durch die aus Spanien gekommnen Ungeheuer ermordet, vor. Er schnaubte voller Eifer darnach, so viel unschuldiges Blut zu rächen. Der Enthusiasmus der Menschenliebe ward bey ihm noch eine grausamere Wuth, als es der Religionsfanaticismus, der so viele Schlachtopfer hingerichtet hatte, gewesen war. Man hätte denken sollen die Seelen derselben schrien in seiner Seele um Rache. Er hörte von den Küstenbrüdern, als von den unversöhnlichsten Feinden der Spanier reden; und setzte sich zu Schiffe, um sich darunter zu begeben.

Man traf unterweges auf ein Spanisch Schiff, grif es an und enterte es den Augenblick: das war damals der Gebrauch. Montbars fiel mit dem Säbel in der Faust über den Feind her, schlug sich unter

ihnen durch, begab sich zweymal von einem Ende des Schiffes bis zum andern, und machte alles nieder, was er vor sich fand. Als er den Feind gezwungen hatte sich zu ergeben, überließ er seinen Gefährten die ganze Freude einer reichen Beute, und man sah ihn dagegen, die über einander liegenden Leichnahme dieser Nation, der er einen unersättlichen mordsüchtigen Hoß geschworen hatte, mit blutgieriger Wollust betrachten.

Diese Wuth bekam bald neue Gelegenheiten sich zu zeigen, ohne sich zu sättigen. Das Schiff, worauf Montbars war, brachte ihn nach der Küste von San-Domingo. Alsbald kommen die Bukaniers, um Brandtewein gegen Fleisch einzutauschen. Da sie nur etwas sehr geringes anzubieten hatten, so sagten sie, die Feinde wären ihnen ins Land gefallen, hätten ihre Besitzungen verwüstet und alles mit fortgenommen. Warum leidet ihr denn das, sagte ihnen Montbars trotzig? Auch leiden wir es nicht, erwiederten sie in eben dem Tone, und die Spanier wissen wohl, was wir für Leute sind; aber sie haben die Zeit gewahrt, da wir auf der Jagd waren. Wir wollen nun zu unsern Kammeraden gehn, denen sie noch übler mitgespielt haben, als uns, und dann soll ein schöner Tanz angehn. Wenn ihr wollt, versetzt Montbars, so will ich mich an eurer Spitze Stellen, nicht um euer Befehlshaber, sondern um der erste in der Gefahr zu seyn. Die Bukaniers sehen es ihm an, daß er ein Mann ist, wie sie ihn brauchen, und nehmen seinen Vorschlag freudig an. Denselben Tag stößt man noch auf die

Feinde, und Montbars stürzt mit einer Heftigkeit über sie, die den Unerschrockensten Furcht einjägt. Es entgeht fast kein Spanier seiner Wuth. Sein übriges Leben war dieser ersten That würdig. Er that dieser Nation so vielen Schaden zu Wasser und zu Lande, daß er deswegen der Verderber genannt wurde.

Seine Grausamkeit, die Grausamkeit der andern Elibustiers, die ihm folgten, hatte die Spanier bewogen, sich in ihren festen Plätzen eingeschlossen zu halten; und daher beschloß man sie da anzugreifen. Diese neue Art von Kriege erfoderte eine beträchtlichere Macht, und die Gesellschaften der zusammentretenden Elibustiers wurden auch zahlreicher. Die erste, die sich berühmt machte, ward durch L' Olonois errichtet, der von dem sandigten Olona, seinem Vaterlande, also genannt wurde. Aus dem niederträchtigen Stande eines Engagirten hatte er sich allmählich zur Anführers Stelle über zwey Bote und zwey und zwanzig Mann erhoben. Mit dieser Macht gelung es ihm sich einer Spanischen Fregatte an der Küste der Insel Cuba zu bemächtigen. Als ein Sklav auf demselben sah, daß man alle Verwundeten nach dem Gefechte todt machte, so fieng er an für sein eigen Leben zu fürchten, und wollte es durch ein treuloses Geständniß erkaufen, das aber der Rolle, wozu man ihn bestimmt hatte, sehr würdig war. Er sagte aus, daß ihn der Statthalter zu Havana mit aufs Schiff gegeben hätte, um der Henker aller Elibustiers zu seyn, die er schon im voraus dazu verurtheilt hatte, gehangen zu werden, da er gar nicht

zweifelte, daß man sie nicht zu Gefangnen machen sollte. Auf diese Rede ließ der unmenschliche L' Olonois voller Wuth alle Spanier, einen nach dem andern, vor sich führen, hieb ihnen den Kopf ab, und leckte jedesmal das Blut auf, das von seinem Säbel abträufelte. Hernach begab er sich nach Portau-Prince, wo vier Fahrzeuge lagen, die Jagd auf ihn machen sollten. Er nahm sie weg, warf das Schiffsvolk ins Meer, und schenkte nur einem einzigen Menschen das Leben, welchen er an den Statthalter zu Havana mit einem Briefe schickte; worinn er ihm erzählte, was er gethan hätte, und ihm ankündigte: auf eben die Art würde es es mit allen Spaniern machen, die in seine Hände fielen, und mit dem Statthalter selbst, wenn er das Glück hätte ihn zu fangen. Nach dieser Unternehmung scheiterte er seine Boote und seine Prisen, und begab sich mit seiner Fregatte allein nach dem Schildkröteneilande.

Da fand er den Michel le Basque, der dadurch berühmt war, daß er unter den Kanonen von Porto-Belo ein Kriegsschiff mit fünf Millionen Livres beladen weggenommen, und andre eben so kühne Thaten ausgerichtet hatte. Die beyden Ebentheurer machten bekannt, daß sie zu Ausführung eines so rühmlichen als einträglichen Vorhabens absegeln wollten; nnd vierhundert und vierzig Mann gesellten sich auf diesen Ruf zu ihnen. Dieß Korps, dergleichen zahlreiches die Elibustiers noch gar nicht ausgemacht hatten, begab sich nach der Bay von Venezuela, die funfzig Meilen tief ins Land gehet. Das Kastel, das den Eingang davon vertheidigt, ward weggenommen,

nommen, das Geschütz vernagelt, und die zwey hundert und funfzig Mann betragende Besatzung niedergemacht. Die Elibustiers gehen wieder zu Schiffe, und kommen zu Marakaibo, das auf dem westlichen Ufer des eben so genannten Sees zehn Meilen weit von seiner Mündung liegt, an. Diese, durch ihre Leder, Tobak, und Kakaohandel reichgewordne Stadt war verlassen. Die Einwohner hatten sich mit allen ihren Habseligkeiten an die andre Seite des Sees begeben. Hätten die Elibustiers nicht vierzehn Tage in der Schwelgerey verloren, so hätten sie zu Gibraltar, am Ende des Sees, das, was man vor ihrer Habgierigkeit retten wollte, gefunden. Aber so trafen sie neu errichtete Verschanzungen an, die ihnen viel Blut um einen fruchtlosen Sieg kosteten. Schon waren die Kostbarkeiten weiter geschafft worden. In ihrem Verdrusse stecken sie Gibraltar in Brand. Marakaibo würde ein gleiches Schicksal erfahren haben, wenn es nicht wäre losgekauft worden. Zugleich mit dem Brandschatzungsgelde nahmen sie die Kreuze, die Gemählde, die Glocken des Orts mit, in der Absicht, wie sie sagten, eine Kapelle auf der Schildkröteninsel anzulegen, und diesen Theil ihrer Beute Gott zu weihen. So war die Religion dieser wilden Menschen beschaffen, die dem Himmel nichts anbieten konnten, als die Frucht ihres Raubes.

Indeß sie die Beute der Küste von Venezuela thöricht verschwendeten, reisete Morgan, der berühmteste unter den englischen Elibustiers, von Jamaika ab, um Porto-Belo anzugreifen. Seine Maaßregeln waren so gut getroffen, daß er die Stadt über-

fiel

fiel und ohne Widerstand einnahm. Damit er nun eben so leicht in die Kastele kommen möchte, ließ er die Leitern durch Frauensleute und Priester anstellen, in der Ueberzeugung, daß die Galanterie und der Aberglauben der Spanier ihnen nicht erlauben würde, auf das, was sie am mehrsten liebten und ehrten, zu feuren. Aber da die Besatzung sich durch diese List nicht irre machen ließ, so muste man sie mit Gewalt bezwingen, und man erkaufte die Schätze, die man aus diesem berühmten Hafen mitnahm, durch vieles Blut.

Noch wichtiger aber war die Eroberung von Panama. Um zu machen, daß sie glücklich ablief, glaubte Morgan, er müsse nach den Gewässern von Costa-Ricca segeln, und auf der St. Katharinen Insel, wo die Missethäter aus dem spanischen Amerika hin verwiesen waren, Wegweiser aufsuchen. Dieser Posten war so wohl befestigt, daß er eine ansehnliche Armee ganzer zehn Jahre hätte aufhalten müssen. Allein so bald sich die Seeräuber sehen liessen, schickte der Befehlshaber zu ihnen, um zu erfahren, wie er sich wohl ergeben könnte, ohne der Feigheit beschuldigt zu werden. Man machte aus, Morgan sollte während der Nacht eine abgesonderte Schanze angreifen; der Befehlshaber würde dann aus dem Citadell herbey eilen, um einem so wichtigen Werke beyzuspringen, alsdenn sollten die Angreifenden in den Rücken fallen, wodurch der Platz zur Uebergabe gezwungen seyn würde. Es wurde auch ausgemacht, daß man von beyden Seiten stark feuern wollte, aber ohne daß jemand dabey ums Leben käme.

Diese

Diese Komödie ward vortreflich gespielt. Ohne die geringste Gefahr dabey zu laufen, schien es doch, als hätten die Spanier ihre Schuldigkeit gethan; und die Elibustiers, nachdem sie die Festungswerke von Grund aus geschleift, und einen unermeßlichen Kriegsvorrath, den sie zu St. Katharina fanden, zu Schiffe gebracht hatten, richteten ihre Farth nach dem Fluß Chagre, als den einzigen Weg, der ihnen um nach dem Zweck ihrer Hoffnungen zu gelangen offen stand.

Bey der Mündung dieses wichtigen Flusses war ein Kastel auf einen steilen Felsen, an den die Wellen des Meeres schlugen, erbaut. Diese schwer zu ersteigende Schutzwehr ward durch einen Offizier von seltner Unerschrockenheit und Geschicklichkeit, und durch eine ihres Anführers würdige Besatzung vertheidiget. Die Elibustiers fanden hier zum ersten male einen ihrer Hartnäckigkeit gleichen Widerstand. Es stand zu zweifeln, ob sie siegen oder die Belagerung aufheben würden, als ein glücklicher Zufall ihrem Ruhm und ihrem Glücke zu Hülfe kam. Der Befehlshaber in der Festung ward erschossen, es kam Feuer darinn aus, und der Feind machte sich diesen doppelten Unfall zu Nutze, und nahm den Ort ein.

Er ließ darauf seine Schiffe mit der zur Wacht nöthigen Mannschaft vor Anker, und segelte auf seinen Booten den Fluß hinauf, drey und vierzig Meilen weit bis nach Cruces, wo er aufhörte schiffbar zu seyn; darauf setzte er seine Reise zu Lande bis Panama fort, welches nur fünf Meilen davon lag. Auf einer großen Ebne, die vor der Stadt liegt, traf

er zahlreiche Truppen an, die er ohne viel Mühe zerstreute und in die verlaßne Stadt zog.

Unermeßliche Schätze wurden daselbst in Brunnen und Kellern versteckt gefunden. Man nahm reiche Güter auf Booten weg, die die Ebbe aufs trockne gelassen hatte. Die benachbarten Wälder lieferten viele ihnen anvertraute Reichthümer. Mit aller dieser Beute waren die Elibustiers nicht zufrieden, sondern die ausgeschickten Partheyen, die das Land durchstreiften, gebrauchten die erschrecklichsten Martern, um den Spaniern, Negern und Indiern, die sie antrafen, das Geständniß abzuzwingen, wo sie ihre und ihrer Herren Reichthümer verborgen hätten. Ein Bettler, den der Zufall in ein aus Furcht verlaßnes Schloß brachte, fand Kleider da, die er anzog. Kaum hatte er seine Tracht verändert, so ward er von den Seeräubern erblickt, die ihn frugen, wo er sein Gold hätte. Dieser Unglückselige zeigte die Lumpen, die er eben ausgezogen hatte. Alsobald ward er auf die Folter gelegt, und da man nichts von ihm erfahren konnte, so übergab man ihn Sklaven, die ihm vollends das Leben nahmen. So mußten die Spanier die Schätze der neuen Welt auf eben die Art wieder heraus geben, als sie dieselben gesammlet hatten, nämlich in Blut und Foltern.

Mitten unter so vielen Abscheulichkeiten ward der wilde Morgan verliebt. Seine Gemüthsart war nicht geschickt, ein zärtliches Verlangen einzuflößen. Er wollte durch die Gewalt über die schöne Spanierinn, die sein wildes Herz quälte, siegen. Halt ein, schrie sie, und riß sich eiligst aus seinen Armen.

Glaubst

Glaubst du mir die Ehre rauben zu können, wie du mir Gut und Freyheit geraubet hast? Wisse, ich kann sterben und mich rächen. Bey diesen Worten zieht sie einen Dolch unter ihrem Kleide hervor, den sie ihm ins Herz gestoßen hätte, wenn er dem Streiche nicht ausgewichen wäre.

Unterdessen entbrannte Morgan immer von einer Leidenschaft, die durch diesen rasenden Widerstand zur Wuth geworden war, und gebrauchte unmenschliche Begegnungen, statt der gefälligen Bemühungen, die er bis dahin angewandt hatte, um diese Gefangne zu gewinnen. Aber die unbewegliche Spanierinn reizte und verhöhnte immer noch alle Wuth des Engländers, als die Seeräuber ihren Unwillen bezeugten, daß sie durch einen Einfall, den sie rasend fanden, einen Monath lang in der Unthätigkeit erhalten wurden; und er mußte ihrem Murren nachgeben. Panama ward verbrannt. Man begab sich mit einer großen Menge Gefangner auf den Weg, deren Lösegeld man einige Tage nachher erhielt, und gelangte mit einer unermeßlichen Beute an die Mündung des Chagre.

Vor dem Anbruch des zur Theilung bestimmten Tages, indeß alles in einem tiefen Schlaf versunken lag, segelte Morgan mit den vornehmsten Elibustier seiner Nation nach Jamaika, auf einem Schiffe, worauf er die reichste Beute einer Stadt, welche die Niederlage des Handels der alten und der neuen Welt war, gebracht hatte. Dieser Betrug, davon man noch gar kein Beyspiel gehabt, erregte eine unaussprechliche Wuth. Die Engländer verfolgten den

Dieb,

Dieb, in der Hoffnung, ihm den Raub, um den er sie gegen alles Recht und zur großen Qual ihrer Habgierigkeit gebracht hatte, wieder abzujagen. Die Franzosen aber, die an eben dem Verluste Theil hatten, segelten nach der Schildkröten Insel, von wo aus sie verschiedene Unternehmungen wagten. Aber sie waren alle von geringem Belange bis im Jahr 1683, da sie eine äußerst wichtige versuchten.

Der Entwurf dazu ward durch Vand-Horn, aus Ostende gebürtig, der aber alle sein Lebtage mit den Franzosen gedient hatte, gemacht. Sein unerschrockner Muth erlaubte ihm niemals das geringste Zeichen der Schwachheit an denen zu leiden, die sich mit ihm verbanden. In dem hitzigsten Gefecht gieng er sein Schiff auf und ab, betrachtete alle seine Leute, einen nach dem andern, und tödtete auf der Stelle diejenigen, die sich bey dem unvermutheten Schall von Pistolen, Flinten oder Kanonenschüssen bückten. Diese sonderbare Kriegszucht hatte ihn zum Schrecken der Feigen, und zum Abgott der Tapfern gemacht. Uebrigens theilte er seine unermeßlichen Reichthümer, die Frucht eines so abgehärteten Muths, gern mit braven Leuten. Gewöhnlich gieng er in einer ihm gehörigen Fregatte auf Raub aus. Da aber seine neuen Vornehmen mehr Macht erforderten, berief er den Granmont, Godefroy, Jonque, drey durch ihre Thaten berühmte Franzosen, und den Holländer, Lorenz Graff, der noch berühmter war, als diese. Zwölf hundert Elibustiers stießen zu so berühmten Anführern, und man segelte auf sechs Fahrzeugen nach Vera-Cruz.

Die

Die Landung geschah mit Hülfe der Nacht, drey Meilen von dem Ort, wo man ohne entdeckt zu werden hingelangte. Der Statthalter, das Kastel, die Kasernen, die wichtigen Posten, kurz alles, was nur den geringsten Widerstand zu thun im Stande war, das war bey Anbruch des Tages schon eingenommen. Alle Einwohner, Männer, Weiber, Kinder, wurden in den Kirchen, wohin sie geflüchtet waren, eingeschlossen. Vor der Thüre jeder Kirche hatte man Tonnen Pulver hingerollt, um sie in die Luft zu sprengen. Ein Elibustier mit brennender Lunte sollte es bey dem geringsten Zeichen eines Aufruhrs anstecken.

Während daß man die Stadt so in der Todesangst erhielt, ward sie mit Muße geplündert, und nachdem man das Reichste, was man darinn finden konnte, auf die Schiffe gebracht hatte, so schlug man den Einwohnern, die man in ihren Zufluchtsorten, den Kirchen, gefangen hielt, vor, ihr Leben und ihre Freyheit durch ein Lösegeld von dritthalb Millionen Thalern zu erkaufen. Diese Unglücklichen, die seit drey Tagen weder gegessen noch getrunken hatten, nahmen den Vorschlag mit Freuden an. Die Hälfte der Summe ward denselben Tag noch bezahlt. Man erwartete die andre Hälfte weiter vom Lande herein, als man auf den Anhöhen ein beträchtliches Korps Truppen erblickte, und eine Flotte von siebenzehn Schiffen, die aus Europa ankamen, im Hafen. Bey dem Anblick einer so großen Macht zogen sich die Elibustiers, ohne in Schrecken zu gerathen, ganz ruhig zurück, und nahmen funfzehn hundert Sklaven mit, als eine

schwache Schadloshaltung für die übrige Summe, die sie noch erwarteten, und deren Liquidation sie bis auf eine schicklichere Zeit versparten. Diese Räuber glaubten ganz treuherzig, daß alles, was sie plünderten, oder mit bewaffneter Hand, an den Küsten, wo sie gelandet waren, foderten, ihnen zugehörte; und daß Gott und ihr Degen ihnen ein vollkommnes Recht nicht nur auf die Kapitalien gäbe, zu deren Verschreibung sie die Leute zwangen, sondern sogar auf die Zinsen dieser zu hebenden Kapitalien.

Ihr Rückzug war glänzend und kühn. Sie segelten stolz mitten durch die Spanische Flotte, die sich nicht unterstand einen Schuß zu thun. Sie fürchteten sich so gar angegriffen und geschlagen zu werden: und vermuthlich wäre sie nicht mit der bloßen Furcht davon gekommen, wenn die Fahrzeuge der Elibustiers nicht stark mit Geld beladen gewesen wären, oder wenn die feindliche Flotte andre Reichthümer an Bord gehabt hätte, als Waaren, die diese Seeräuber nicht sehr achteten.

Noch war es kein Jahr, daß sie aus dem Mexikanischen Meerbusen zurückgekommen waren, als die Wuth Peru zu plündern alle Gemüther erfüllte. Es steht zu glauben, daß man auf einem noch so zu sagen unberührten und neuen Meere größere Schätze zu finden hoffte, als auf einem, das seit so langer Zeit dem Plündern preis war. Zu verwundern ist es aber, daß die Engländer und Franzosen, selbst die besondern Banden beyder Nationen, sich zu gleicher Zeit einerley Zweck vorgesetzt hatten, ob sie gleich nicht nach einem verabredeten Entwurfe handelten, und einander nichts

von

von ihrem Vorhaben gesagt hatten. An die vier tausend Mann verbanden sich zu diesem Zuge. Einige begaben sich nach dem Ziele ihrer Hoffnung durchs feste Land, andre durch die Magellanische Meerenge. Wenn ihre unerschrockne Wildheit durch einen geschickten und Ansehn habenden Mann nach einem allgemeinen Zweck wäre geleitet worden, so hätte man ohne Zweifel diese wichtige Kolonie den Spaniern weggenommen. Ihre Gemüthsart widerstund aber auf eine ganz unüberwindliche Art einer so seltnen Verbindung. Sie machten immer verschiedne abgesonderte Haufen aus, deren es bisweilen zehn bis zwölf gab und die bey der geringsten Grille sich trennten, oder zusammenstießen. Grognier, Lecuyer, Picard, le Sage waren die angesehnsten Anführer unter den Franzosen, und David, Suams, Pitre, Wilner, und Toußle bey den Engländern.

Diejenigen unter diesen Ebentheurern, die durch die Landenge Darien nach dem Südmeere gezogen waren, warfen sich bey ihrer Ankunft in die ersten Fahrzeuge, die sie an der Küste fanden. Ihre Kameraden, die zu Wasser auf ihren eignen Fahrzeugen angelangt waren, befanden sich in keiner viel bessern Bereitschaft. In diesem schwachen Zustande schlugen sie dennoch verschiedne mal die Geschwader, die man gegen sie ausrüstete. Diese Siege waren ihnen schädlich, weil die Schiffarth deswegen unterbrochen wurde. So bald es keine Schiffe mehr wegzunehmen gab, mußte man seine Zuflucht zu beständigen Landungen nehmen, um Lebensmittel zu bekommen; man mußte auch auf die Städte losgehen, wo

der Raub eingeschlossen war, um sie zu plündern. Man griff Seppa, Pueblo-Nuevo, Leon, Realego, Pueblo-Viejo, Chiriquita, Lesparso, Granada, Villia, Nicoya, Tekoanteka, Mucmeluna, Chiloteca, Neu-Segovien und Guayaquil, das wichtiger war, als die übrigen alle, nach der Reihe an.

Verschiedne dieser Oerter wurden überfallen; und die mehresten von ihren Einwohnern auf Anrücken des Feindes verlassen, die dabey die reichsten Habseligkeiten wegschafften. Die Spanier konnten nicht dazu gebracht werden sich zu wehren, wenn sie nicht zwanzig gegen einen waren, und doch wurden sie geschlagen. Sie waren so sehr aus der Art geschlagen, daß sie keinen Begriff mehr von der Kriegskunst hatten. Sie kannten sogar kein Schießgewehr. Man fand sie unwissender und feiger als die Amerikaner, auf deren Asche sie einhergiengen. Diese Feigherzigkeit war durch das Schrecken, das sie bey dem bloßen Namen der Elibustiers befiel, noch vermehrt. Die Mönche hatten sie mit allen den Farben, die sie den Teufeln beylegen, geschildert, als Menschenfresser, als Wesen, die nichts menschliches an sich hätten, als Arten von Affen, die noch boshafter wären wie Menschen. Dieß Bild einer erschrocknen Einbildungskraft flößte in den Gemüthern Haß und Schrecken zugleich ein. Die vor diesen Ungeheuren immer flüchtigen Spanier wußten sich nicht anders zu rächen, als daß sie einen Elibustier verbrannten, oder in Stücken zerhieben. Sobald diese Ebentheurer von einem Orte, den sie ausgeplündert, weggezogen waren, so wurde, wenn einer derselben beym Angriff geblieben

ben war, sein Leichnam ausgegraben, verstümmelt, mit allen Martern belegt, die man gerne an den Lebendigen zusammen hätte ausüben mögen. Der Abscheu, den man für die Elibustiers hegte, erstreckte sich bis auf die Orte selbst, die sie mit Blut befleckt hatten. Man that die Städte in Bann, die sie eingenommen hatten, Anathem ward über die Mauren und den Boden der verheerten Orte ausgesprochen, und die Einwohner verließen dieselben auf ewig.

Diese ohnmächtige und kindische Rache konnte nichts helfen, als daß sie die Rachbegierde ihrer Feinde dreister machte. Wenn sie eine Stadt einnahmen, so ward sie den Flammen preis gegeben, wenn man ihnen nicht eine ihrem Werthe angemeßne Brandschatzung zahlte. Die Gefangnen, die sie machten, wurden ohne alle Barmherzigkeit niedergehauen, wenn die Regierung oder die Privatpersonen sie nicht loskauften. Sie nahmen nichts als Gold, Perlen, oder Edelgesteine zum Lösegelde an. Das zu gemeine, und gegen den Werth zu beschwerliche Silber hätte sie beschwert. Kurz das Schicksal, dessen Abwechselungen dem Laster seine Strafe und dem Unglück seine Vergütung gemeiniglich mitbringen, nahm sein Opfer für die Eroberung der neuen Welt, und die Indier wurden völlig an den Spaniern gerächet.

Aber es gieng auch da, wie es fast immer geht. Diejenigen, die das Unheil begiengen, genossen nicht viel davon. Verschiedene kamen durch die Himmelsluft, durch Elend oder Schwelgerey, während dieser Räubereyen ums Leben. Einige litten in der

Magellanschen Meerenge, oder auf Kap-Horn Schiffbruch. Die mehrsten unter denjenigen, die es versuchten zu Lande nach der Nord-See hinzukommen, ließen das Leben, und die Beute, die sie mit sich schleppeten, in den Hinterhalten, die man ihnen stellte. Die Englischen und Französischen Pflanzörter wurden durch einen Zug, der vier Jahre gedauert hatte, nur um ein geringes reicher, und es fand sich, daß sie ihre unerschrockensten Bewohner verloren hatten.

Indeß man das Südmeer verheerte, ward das Nordmeer noch durch Granmont bedroht. Das war ein Edelmann aus Paris, der mit einigem Ruhme in Europa gedient hatte, den aber seine rasende Begierde nach Wein, Spielen und Frauensleuten unter diese Seeräuber geführet hatte. Vielleicht besaß er Tugenden genug, um so viel Laster wieder gut zu machen. Er war artig, höflich, edelmüthig, beredt, besaß einen sehr richtigen Verstand, eine vorzügliche Tapferkeit, und durch diese Eigenschaften ward er gar bald für den vornehmsten französischen Elibustier gehalten. So bald man erfuhr, daß er rüsten wollte, so stellten sich tausend tapfere Leute unter ihm. Der Statthalter auf San-Domingo, der zu dem so weisen und so billigen Vorhaben die Seeräuber ansäßig und zu Landbauleuten zu machen endlich seines Hofs Beyfall erhalten hatte, wollte die vorgesetzte Unternehmung verhindern, und verboth sie im Namen des Königs. Granmont, der bey mehrerem Verstande als seines Gleichen, deswegen nicht gehorsamer war als sie, antwortete trotzig: Wie kann Ludwig ein Vorhaben mißbilligen, von dem er nichts weiß,

und

und dazu der Entschluß erst seit wenig Wochen gefaßt ist? Diese Antwort machte allen Elibustiers die größte Freude, und sie setzten sich unverzüglich im Jahr 1685, um Kampesch anzugreifen.

Die Landung geschah ohne Widerstand, und eine Strecke vom Ufer ward man von achthundert Spaniern angegriffen, die man schlug, und bis zur Stadt verfolgte, wo man mit ihnen hineindrang. Die dort befindlichen Kanonen wurden wider das Kastel gerichtet. Da sie aber wenig ausrichteten, und man auf eine List dachte, wie man sich der Festung bemächtigen möchte, so erfuhr man, daß sie verlassen wäre. Es war niemand darinn geblieben, als ein Kanonier, ein Engländer, und ein ehrenvoller Offizier, der sich lieber aller Gefahr aussetzen, als so feigherzig wie die andern fliehen wollte. Der Elibustier Oberster empfieng ihn mit vieler Ehre, schickte ihn großmüthig zurück, ließ ihm alles, was seine war, wieder geben, und that noch sehr schöne Geschenke hinzu. So viel Gewalt behält Ehrliebe, Herzhaftigkeit und Treue, selbst auf diejenigen, die alle Rechte der Gesellschaft zu übertreten scheinen.

Die Eroberer von Kampesch brachten zwey Monath damit zu, alle umliegenden Gegenden auf zwölf bis funfzehn Meilen weit zu durchsuchen, und nahmen alles mit, was die Flüchtlinge geglaubt hatten zu retten. Als man alle, sowohl innerhalb als ausserhalb der Stadt gefundene Reichthümer zusammengebracht hatte, so both man dem Statthalter der Provinz an, der noch mit neun hundert Mann im Felde stand, ob er seine Hauptstadt loskaufen wollte. Seine

abschlägliche Antwort brachte die Einäscherung der Stadt und die Zerstöhrung der Festung zuwege. Die Franzosen wollten den Namenstag ihres Königs, den Ludwigstag feyern. Durch die Regungen des Patriotismus, der Trunkenheit, der Nationalliebe für ihren Fürsten angetrieben, verbrannten sie für dreymal hundert tausend Thlr. Kampeschholz, welches einen reichen Theil ihrer Beute ausmachte. Nach dieser ausnehmenden und glänzenden Thorheit, deren sich aber die Franzosen allein rühmen können, reisten sie wieder nach San-Domingo.

Der geringe Vortheil, den die englischen und französischen Elibustiers bey ihren letzten Zügen auf dem festen Lande gefunden hatten, bewog sie unvermerkt wieder zu ihren gewöhnlichen Räubereyen zurückzukehren. Beyderseits thaten sie nichts als Schiffe anfallen, allein die Franzosen wurden durch die Umstände wieder in eine Bahn hineingezogen, für welche ihnen alles einen Widerwillen beybringen mußte. Man bewog sie durch die mächtigen Worte, Ruhm, Vaterland, Gold, ihrer zwölf hundert an der Zahl mit sieben von Europa aus, im Jahr 1697, unter den Befehlen des Pointis, zum Angriff der berühmten Stadt Carthagena abgesegelten Schiffe, zu ziehen. Das war die schwerste Unternehmung, die in der neuen Welt nur möglich war zu ersinnen. Die Lage des Hafens, die Stärke des Orts, die böse Eigenschaft der Himmelsluft, setzten der Sache Hindernisse entgegen, die für alle andere, außer Elibustiers, unüberwindlich schienen. Auch ward ihnen die Ehre des guten Erfolgs von allen Nationen zuerkannt; allein der

Nutzen davon ward ihnen auf eine niederträchtige Art geraubet. Der habsüchtige Anführer, der eine auf zehn Millionen Rthlr. geschätzte Beute auf sein Schiff hatte bringen lassen, scheute sich nicht, sobald man unter Segel gegangen war, denjenigen, die so viel Schätze in seine Hände gebracht hatten, zehn tausend Thlr. für ihr Antheil zu bieten.

Die Elibustiers, voller Erbitterung über dies Verfahren, beschlossen augenblicklich den Scepter, auf welchem Pointis war, zu entern, da dieß Schiff gerade zu der Zeit von den andern zu weit war, um früh genug Beystand zu erhalten. Dieser geizige Befehlshaber sollte ermordet werden, als einer der Miszufriedenen ausrief: Brüder! warum wollen wir uns an diesen Hund halten? Er nimmt nichts mit, das unser wäre. Unsern Theil hat er zu Carthagena gelassen; da müssen wir ihn holen. Dieser Vorschlag ward mit Jauchzen angenommen. Eine wilde Freude folgte schleunig auf die finstre Betrübniß, welche diese Räuber nagte; und ohne weitere Berathschlagung segelten alle ihre Schiffe nach der Stadt.

Das erste, was sie thaten, nachdem sie ohne Widerstand hinein gelangt waren, das war, daß sie alle Mannspersonen in der großen Kirche einschlossen, und folgender maßen zu ihnen redeten. Wir wissen wohl, daß ihr uns für Leute haltet, die weder Treue noch Religion haben, mehr für Teufel als für Menschen. Die schimpflichen Ausdrücke, deren ihr euch mit Fleiß bedient, wenn ihr von uns redet, und daß ihr nicht habt mit uns wegen Ueber-

gabe der Stadt Unterhandlungen pflegen wollen, sind hinreichende Proben eurer Gesinnungen. Hier sind wir nun bewaffnet vor euch, und können uns rächen, wenn wir wollen. Die Blässe, die man auf euren Gesichtern erblickt, beweiset, daß ihr die größten Martern erwartet, und euer Gewissen sagt euch ohne Zweifel, daß ihr sie verdienet. Allein wir wollen euch euren Irrthum benehmen, und euch zeigen, daß die verhaßten Namen, mit denen ihr uns belegt, nicht uns, sondern dem Feldherrn zukommen, unter dessen Anführung ihr uns habt fechten sehen. Der Treulose hat uns betrogen. Ob er gleich unsrer Tapferkeit allein die Eroberung der Stadt verdanken mußte, so hat er sich doch geweigert, die daselbst gemachte Beute mit uns zu theilen, und hat uns durch diese Ungerechtigkeit gezwungen, noch einen Besuch bey euch abzulegen. Es thut uns gewiß leid, daß wir dazu gezwungen sind, und unsre Mäßigung soll es euch beweisen. Wir geben euch unser Wort darauf, daß wir abziehen wollen, so bald ihr uns fünf Millionen Livres werdet aufgezählt haben; damit wollen wir uns begnügen. Wenn ihr euch aber zu einer so billigen Forderung nicht bequemen wollt, so habt ihr das größte Elend zu erwarten, und könnt es niemanden zurechnen als euch selbst, und den schändlichen Pointis, wider den wir euch erlauben alle ersinnliche Verwünschungen auszustoßen.

Nach dieser Rede stieg der Ordensmann, den man in der Stadt am mehrsten ehrte, auf die Kanzel, und wendete die Beredsamkeit seines Wandels, seines Ansehens und seiner Worte dazu an, um seine Zuhörer von der Nothwendigkeit alles übrige Gold, Silber und Kleinodien, was sie noch besäßen, herzuschießen. Da die Kollekte, die auf die Predigt folgte, das, was man verlangte, nicht geliefert hatte, so ward Befehl zur Plünderung ertheilet. Sie erstreckte sich, ohne viel abzuwerfen, von den Häusern und Kirchen bis auf die Gräber, und endigte sich mit der Tortur, die die vornehmsten Bürger aushalten mußten.

Man ergriff zween der angesehensten Einwohner, und frug sie besonders, wo die Schätze der Regierung und der Privatpersonen wären. Sie antworteten, sie wüßten es nicht; und das zwar mit so viel Aufrichtigkeit und Standhaftigkeit, daß man ihnen kein Leides zufügen wollte. Indeß stellte man sich doch, als wenn man sie arkebusirte, indem man einige Schüsse that. Darauf wurden zween andere Bürger vorgefodert; auf ein gleiches Betragen von ihrer Seite erfolgte ein gleiches Scheinschießen. Man verbreitete das Gerücht, daß sie alle viere wären erschossen worden, und daß eben dies Schicksal allen denen bestimmt wäre, die bey einem gleichen Stillschweigen hartnäckig bestehen würden. Diese Erklärung brachte die beste Wirkung hervor. Gleich denselben Tag brachte man über eine Million herbey. Die folgenden Tage lieferten auch noch etwas. Endlich da die Ebentheurer alle Hoffnung aufgaben, zu

dem,

dem, was sie schon zusammengescharrt hatten, noch etwas zu bekommen, setzten sie sich auf ihre Schiffe. Zum Unglück trafen sie auf eine Flotte von Engländern und Holländern, den damaligen Bundesgenossen der Spanier. Verschiedene von den Seeräubern wurden mit ihrer Beute in den Grund gebohret, oder gefangen genommen. Die übrigen flüchteten nach San. Domingo.

Dieß war die letzte denkwürdige Begebenheit aus der Geschichte der Elibustiers. Die Trennung der Engländer und Franzosen, als der Krieg wegen des Prinzen von Oranien Zwietracht unter die beyden Nationen brachte; die glücklichen Bemühungen beyder Regierungen, den Landbau in ihren Kolonien durch die Arbeit dieser unternehmenden Menschen zu beschleunigen; die Klugheit, die man beobachtete, daß man die Angesehnsten unter ihnen durch Ertheilung von Kriegs- oder bürgerlichen Bedienungen ansäßig machte; den Schutz, den sie verschiedentlich genöthigt wurden den Spanischen Besitzungen zu ertheilen, die sie bis dahin verheert hatten; die Unmöglichkeit die Stelle so vieler außerordentlichen Menschen, die täglich ums Leben kamen, wieder zu besetzen: alle diese Ursachen und noch hundert andere traten zusammen, um die seltsamste Gesellschaft, die je gewesen war, zu zernichten. Ohne System, ohne Gesetze, ohne Subordination, ohne Mittel ward sie ihrem Jahrhundert ein Wunder, so wie sie es auch für die Nachwelt seyn wird. Sie würde ganz Amerika bezwungen haben, wenn sie sowol den Geist der Eroberung gehabt hätte, als sie den Raubgeist besaß.

England, Frankreich, Holland, schickten zu verschiednen malen zahlreiche Flotten nach der neuen Welt. Die ungesunde Himmelsluft, der Mangel an Lebensmitteln, die Muthlosigkeit der Soldaten, verdarben die am klügsten angelegten Entwürfe. Keines von diesen Völkern erwarb sich Ruhm daselbst, oder richtete große Dinge aus. Allein auf dem Schauplatze ihres Schimpfes, an eben den Orten, wo sie schändlich zurückgeschlagen wurden, hatte eine geringe Anzahl von Ebentheurern, die um Krieg zu führen kein ander Mittel hatten, als den Krieg selbst, bey den allerschwersten Unternehmungen den glücklichsten Erfolg. Sie ersetzten, was ihnen an Anzahl und Macht abgieng, durch ihre Thätigkeit, Wachsamkeit und Kühnheit. Eine unmäßige Neigung zur Unabhängigkeit und Freyheit erzeugte und nährte in ihnen diese Seelenkraft, die fähig ist alles zu unternehmen und auszuführen; diese Macht und Ueberlegenheit, die durch die beste Taktik, durch die mächtigsten Einrichtungen, durch eine aufs beste eingerichtete Regierung, durch die ruhmvollesten Belohnungen und die blendendsten Ehrenzeichen nie wird erhalten werden.

Der Grundtrieb, der diese außerordentlichen und romanhaften Menschen in Bewegung setzte, ist nicht leicht zu entdecken. Man kann nicht sagen, daß es die Noth gewesen sey: denn sie hatten vor ihren Füßen ein Land, das ihnen unermeßliche Reichthümer darboth, welche Leute von viel geringerer Geschicklichkeit als sie vor ihren Augen einsammelten. War es der Geiz? So hätten sie nicht in einem Tage die Beute eines ganzen Feldzuges verschwendet. Da sie

eigent-

eigentlich zu reden kein Vaterland hatten, so konnten sie sich weder seiner Vertheidigung, noch seiner Erweiterung oder seiner Rache widmen. Die Liebe zum Ruhme hätte sie, wäre sie ihnen bekannt gewesen, vor der Menge von Abscheulichkeiten und Verbrechen verwahret, die den Glanz ihrer größten Thaten verdunkelte. Endlich hat die Hoffnung nach Ruhe Menschen niemals zu beständigen Arbeiten und unaussprechlichen Gefahren angetrieben.

Welches waren denn die moralischen Ursachen, die den Elibustiers eine so sonderbare Beschaffenheit gaben? Dies Land, wo die Natur alle unruhigen Leidenschaften zu einem ewigen Stillschweigen verdammt zu haben schien; wo sich die Menschen durch die Trunkenheit und die Unmäßigkeit der Gastmahle aus einer beständigen Schlafsucht erst erwecken mußten; wo sie mit ihrer Ruhe und ihrer langen Weile zufrieden lebten: dies Land wird auf einmal von einem hitzigen und brausenden Volke bewohnt, das mit der Luft einer brennenden Atmosphäre das Uebermaaß aller Empfindung, die Raserey aller Leidenschaften einzuathmen scheint. Indeß ein sengender Himmel die alten Eroberer der neuen Welt entkräftete; indeß die in ihrem Vaterlande damals so unruhigen Spanier, so wohl wie die überwundenen Amerikaner in Niedergeschlagenheit und Trägheit versunken waren; so schöpften einige aus den gemäßigten Himmelsstrichen in Europa hergekommenen Menschen, unter dem Aequator, Kräfte, die die Natur vorher nicht kannte.

Will man bis auf die Quellen dieser Veränderung zurück gehen, so wird man sehen, daß die Elibustiers unter den Fesseln der Europäischen Regierungen gelebt hatten. Die Jahrhunderte lang in den Seelen zusammen gedruckte Triebfeder der Freyheit erhielt eine unglaubliche Thätigkeit, und erzeugte die schrecklichsten moralischen Erscheinungen, die man noch gesehen hatte. Die unruhigen und enthusiastischen Köpfe aus allen Nationen schlugen sich zu diesen Ebentheurern bey der ersten Nachricht ihres Glücks. Der Reiz der Neuheit, die Vorstellung und das Verlangen nach entfernten Dingen, das Bedürfniß einer Veränderung der Umstände, die Hoffnung eines bessern Glücks, der Empfindungstrieb, der die Einbildungskraft zu großen Unternehmungen reizt, die Bewunderung, die gar geschwind zur Nachahmung reizt, die Nothwendigkeit Schwierigkeiten zu übersteigen, worinn man durch Unvorsichtigkeit verfallen ist, die Aufmunterung des Beyspiels, die Gleichheit des Guten und Bösen unter freyen Gesellen: mit einem Worte, die übergängliche Gährung, welche Himmel, und Erde, und Meer, und die Natur, und das Glück unter Menschen erregt hatte, die bald mit Gold, bald mit Lumpen bedeckt, bald in Blut, bald in Lüsten versunken waren, machte aus den Elibustiers ein Volk, das seines Gleichen in der Geschichte nicht hat, aber auch ein Volk eines Tages, das nur einen Augenblick glänzte.

Indeß ist man gewohnt, diese Räuber mit einer Art von verwünschendem Abscheu zu betrachten. Sie ist gerecht, weil die Treue, die Redlichkeit, die Un-

eigennützigkeit, und selbst die Großmuth, die sie unter einander ausübten, sie nicht verhinderte, täglich Schandthaten gegen die Menschheit zu begehen. Allein wie kann man sich enthalten, mitten unter diesen Verbrechen, eine Menge heldenmüthiger Handlungen zu bewundern, die den tugendhaftesten Völkern Ehre gemacht hätten?

Es hatten sich Elibustiers anheischig gemacht, einem sehr reich beladenen spanischen Schiffe für eine gewisse Summe sicheres Geleite zu geben. Einer unter ihnen unterstund sich, seinen Kameraden vorzuschlagen, ob sie nicht wollten ihr Glück auf einmal dadurch machen, daß sie sich des Fahrzeuges bemächtigten. Der berühmte Montauban, der der Anführer des Haufens war, hörte nicht so bald diese Rede, als er seine Stelle abgeben wollte, und verlangte, man möchte ihn an Land setzen. Was? Willst du uns verlassen! saaten ihm diese unerschrocknen Menschen. Ist wohl hier einer, der der Treulosigkeit, die deinen Abscheu erregt, Beyfall gäbe? Alsbald ward berathschlagt. Es wurde beschlossen, daß der Schuldige auf die erste Küste, die man entdecken würde, geworfen werden sollte. Man schwur, daß dieser von aller Redlichkeit entblößte Mensch niemals bey irgend einem Zuge aufgenommen werden sollte, wo sich nur ein einziger der braven Leute befände, die anjetzt durch seine Gesellschaft beschimpft wurden. Wenn das kein Heldenmuth ist, soll man etwa in einem Jahrhunderte, wo alles, was groß ist, unter dem Namen Enthusiasmus lächerlich gemacht wird, Helden suchen?

X.

Was für Ursachen die Engländer und Holländer verhinderten während des spanischen Erbfolgkriegs Eroberungen in Amerika zu machen.

Kaum fieng Amerika an sich zu erholen, kaum fieng man an die Früchte der in Bürger und Landbauleute verwandelten Elibustiers zu genießen, als die alte Welt das Schauspiel einer Veränderung zeigte, wovor die neue Welt erzitterte. Karl II König von Spanien, hatte jüngst sein unruhiges Leben beschlossen. Seine Unterthanen hatten ihn genöthigt, weil sie überzeugt waren, daß ein Fürst aus dem Hause Bourbon allein im Stande wäre, die Monarchie ohngetheilt zu erhalten, gegen Ende seines Lebens den Herzog von Anjou zu seinem Nachfolger zu ernennen. Der Gedanke zu sehen, daß zwey und zwanzig Kronen in ein Haus kommen sollten, das immer ein Feind und Nebenbuhler des Seinigen gewesen war, hatte ihn mit tiefer Schwermuth erfüllt Indeß hatte er sich doch nach unzähligen Kämpfen und Unentschlüssigkeiten zu dieser schweren That der Gerechtigkeit und Großmuth entschlossen, die sich von seiner schwachen Gemüthsart natürlicher Weise nicht erwarten ließ.

Europa, das seit funfzig Jahren des Uebermuths, des Ehrgeizes und der Tyranney Ludwig XIV überdrüssig war, vereinigte seine Kräfte, um die Verstärkung einer schon zu furchtbaren Macht zu verhindern. Das Nichts, worinn die allerelendeste Verwaltung Spanien versenkt hatte, der Geist der Andächteley und folglich der Schwachheit, der damals

in Frankreich herrschte, verschafften den Bundesgenossen ein Glück, davon man bey der Vereinigung vieler Mächte gegen eine einzige wenig Beyspiele hat. Diese Bundesgenossen gewannen ein Uebergewicht, welches sich bey jedem Feldzuge durch so rühmliche als vortheilhafte Siege vermehrte. Bald blieb beyden Reichen weder Macht noch Ruf. Um das Unglück aber noch vollkommner zu machen, so waren ihre Unfälle der Grund der allgemeinen Freude: aller Herzen waren dem Mitleiden verschlossen.

England und Holland mußten endlich, nachdem sie Blut und Gut für den Kaiser verschwendet hatten, auf ihren Vortheil denken, der sie nach Amerika hinrief. Dieser Welttheil erboth ihnen reiche und leichte Eroberungen. Spanien hatte seit der Zerstöhrung seiner Galionen bey Vigo kein einziges Schiff mehr; und Frankreich hatte, noch ehe es jene erschrecklichen Unfälle aushalten mußte, die es an den Rand des Abgrundes brachten, sein ganzes Seewesen in Verfall gerathen lassen. Dieses fehlerhafte Verfahren kam von einer entfernten Quelle.

Ludwig XIV der in seiner Jugend nach allen Arten von Ruhm lüstern war, meynte, es würde dem Glanze seiner Regierung etwas fehlen, wenn er keine Schiffe hätte. Man hat Grund zu glauben, daß er sie nicht anders ansah, als nur, wie eins der Mittel, deren er sich bedienen wollte, um die Bewunderung der Nationen auf sich zu ziehen, um Genua und Algier, zu züchtigen, und um das Schrecken seines Namens nach den äußersten Enden der Welt hinzubringen. Wenn er die Seemacht mit in dem Gebäude

von

von Macht, das er ausführen wollte, in seinen Gedanken verwebt hätte, so würde er, so wie Cromwell, die Schiffarth begünstigt haben, die das Seewesen durch den Handel unterhält. Falsche Absichten führten ihn irre. So wie sein unruhiger Geist ihm neue Feinde erweckte; wie er sich gezwungen sah, eine größere Anzahl Truppen auf den Beinen zu haben; wie die Gränzen des Reichs erweitert wurden, und die Zahl der Festungen sich vermehrte, so sah man auch die Anzahl der Schiffe abnehmen. Er erwartete nicht einmal diese nothwendigen Ausgaben, um einen Theil der Kapitalien, die dazu bestimmt waren, ihm eine Seemacht zu verschaffen, auf andere Dinge zu verwenden. Die Reisen des Hofs, unnütze oder zu kostbare Gebäude, Dinge, die nur zur Schau oder zum Vergnügen dienten, viele andere eben so eitle Ausgaben, zehrten das Geld auf, das die Unterhaltung des Seewesens heischte. Von der Zeit an sank dieser Zweig der französischen Macht. Er verfiel nach und nach, und verlor sich endlich ganz in die Unglücksfälle des um die Erbfolge von Spanien angefangenen Krieges.

Um die Zeit befanden sich die Besitzungen beyder Kronen in Westindien in einem ganz wehrlosen Zustande. Sie erwarteten alle Augenblicke, daß sie ein Raub Großbritanniens oder der vereinten Niederlande werden sollten, welches die einzigen neuern Völker waren, die ihre politische Macht auf den Handel gebaut hatten. Unermeßliche Entdeckungen hatten zwar die Spanier und Portugiesen in den ausschließenden Besitz von Schätzen und Produkten ge-

setzt, die ihnen das Reich der Welt zu verheißen schienen, wenn es durch Reichthümer erlangt werden könnte; aber diese Blut- und Goldtrunkene Nationen hatten sich es nicht einmal in die Gedanken kommen lassen, daß eine neue Welt ihre Macht in der Alten unterstützen könnte. Das Uebermaaß und der Mißbrauch eines Systems, welches sich auf den Einfluß gründete, den Amerika in Europa verschaffen könnte, rissen die Engländer und Holländer in das ganz entgegengesetzte Aeußerste hinein.

Diese beyden Nationen, davon die eine gar keine, die andere aber nur wenige natürliche Vortheile besaß, hatten frühzeitig die wahren Grundsätze der Handlung erkannt, und waren ihnen anhaltender nachgewandelt, als es nach den verschiedenen Verfassungen, worinn sie sich befunden hatten, möglich zu seyn schien. Die zufälligen Umstände erregten anfangs den Fleiß der ärmsten unter beyden: nachher sah diese ihre Nebenbuhlerinn, deren Geist feuriger, und die Mittel beträchtlicher waren, ihr in kurzer Zeit gleich kommen. Der Wettstreit des Fleißes, den der Neid noch anfeuerte, artete gar bald in lebhaften, hartnäckigen und blutigen Gefechten aus. Das waren nicht blos Feindseligkeiten unter zweenen Völkern, es war ein Haß, eine Rache zwischen einzelnen Personen. Die Nothwendigkeit sich zu vereinigen, um Frankreich in seinen Schranken zu erhalten, und wieder hinein zu zwingen, unterbrach die Feindseligkeiten. Ein vielleicht zu schleuniges, zu entscheidendes Glück erregte wieder ihren Groll. Aus Furcht, eine Nation möchte für die Größe der

andern arbeiten, entsagten sie allem Angriffe auf Amerika. Als endlich die Königinn Anna den günstigen Augenblick zu einem besondern Frieden ergriff, so ließ sie sich Vortheile zugestehen, die das mit dem Ihrigen wetteifernde Volk weit zurückließen. Von dem Augenblicke an ward England alles, und Holland ward nichts.

Die Jahre, die auf den Utrechter Friedensschluß folgten, riefen das goldne Zeit-Alter wieder in die Welt, welche immer ziemlich ruhig wäre, wenn die Europäer, die ihre Waffen und ihre Feindschaften in die vier Theile der Welt gebracht haben, nicht die Eintracht derselben stöhrten. Die Gefilde waren nicht mehr mit Leichnahmen bedeckt. Man zerstöhrte nicht mehr die Erndte des Landmannes. Der Seefahrer durfte seine Flagge auf allen Meeren sehen lassen, ohne Furcht vor den Seeräubern. Die Mütter mußten es nicht mehr erleben, daß ihnen die Kinder aus den Häusern genommen wurden, um ihr Blut nach den Grillen eines einfältigen Königes oder ehrgeizigen Ministers zu versprützen. Die Nationen machten keine Bündnisse mehr, um den Leidenschaften ihrer Herren zu fröhnen. Die Menschen lebten eine Zeitlang wie Brüder, so viel es der Hochmuth der Monarchen und der Geiz der Unterthanen erlauben konnten.

Obgleich diese allgemeine Glückseligkeit ein Werk derer war, die das Ruder der Staaten führten, so hatte doch der Fortgang der allgemeinen Vernunft einigen Antheil daran. Die Weltweisheit fieng an von Menschlichkeit zu reden, welches Betrüger nicht

aufhören, eine Stimme des Aufruhrs gegen die Religion zu nennen. Die Schriften einiger Weisen waren von ihrer Studierstube aus in die Hände des großen Haufens gekommen, und hatten die Sitten sanfter gemacht. Diese Mäßigung hatte die Gemüther zu der Liebe der nützlichen oder angenehmen Künste geneigt gemacht, und den Reiz, den die Menschen bis dahin darinn gefunden hatten, einander zu erwürgen, wenigstens verringert. Der Durst nach Blut schien gedämpft, und alle Völker waren mit großem Eifer und mit neuen Einsichten auf ihre Bevölkerung, ihren Landbau, und ihr Manufakturwesen bedacht.

Diese Thätigkeit war zumal auf den Antillen sichtbar. Die Staaten auf dem festen Lande können sich aufrecht erhalten und sogar blühen, wenn das Kriegsfeuer in ihrer Nachbarschaft oder auf ihren Gränzen brennet, weil sie den Landbau, die Manufakturarbeit und überhaupt die Dinge, die zur Unterhaltung und zur Bequemlichkeit des Innern dienen, zum Hauptaugenmerk haben. Aber so verhält sich es nicht mit den Besitzungen, welche verschiedne Nationen auf dem großen Amerikanischen Archipelagus angelegt haben. Der Lebensunterhalt und die Reichthümer sind da blos erbettelt. Es wird nichts da geerndtet, was zur Leibesnahrung diente. Dort werden keine Kleidung, keine Landbaugeräthe verfertiget. Alle Produkte sind dazu bestimmt verfahren zu werden. Nur ein sichrer und leichter Verkehr mit Afrika, mit den nordlichen Küsten der neuen Welt und zumal mit Europa, kann diesen Eilanden den so nöthigen Umlauf des Nothwendigen, das sie erhalten, und des Ue-

berflusses, den sie liefern, verschaffen. Je mehr diese Pflanzstätte durch den langen und schrecklichen Brand gelitten, der alles verzehrt hatte, je mehr eilten sie die in ihr Vermögen gemachten Lücken zu stopfen. Selbst die Hofnung, die man geschöpft hatte, daß die allgemeine Entkräftigung die Ruhe dauerhaft machen würde, ermunterte die mistrauischen Handelsleute den Kolonisten Vorschüsse zu thun, ohne welche, trotz so vieler Bemühungen, der Fortgang nothwendig sehr langsam gewesen wäre. Dieser Beystand versicherte und vermehrte den Flor der Inseln, als man im Jahr 1739 ein Ungewitter losbrechen sah, das sich seit langer Zeit zusammenzog, und die Ruhe des Erdbodens stöhrte.

XI.

Die Amerikanischen Eilande geben Anlaß zu dem Kriege von 1739.

Die Englischen Pflanzstädte, zumal Jamaika, hatten mit den Spanischen Besitzungen in der neuen Welt einen Schleichhandel angelegt, den sie durch die Länge der Zeit gewohnt waren als erlaubt anzusehen. Der Hof zu Madrid, der mehr Einsehen in seinem Vortheile erhielt, ergriff Maaßregeln, um diesen Verkehr zu hemmen, oder wenigstens zu verringern. Das Vorhaben mochte wohl weise seyn, aber die Ausführung desselben hätte auch gerecht seyn müssen. Wenn die Schiffe, die dazu bestimmt waren, den Unterschleif zu verhindern, sich damit begnügt hätten, die Fahrzeuge anzuhalten, die ihn trieben, so hätten sie Lob verdient. Allein der von allen ge-

waltsamen Mitteln unzertrennliche Misbrauch, die Gierigkeit nach Gewinn, vielleicht auch der Geist der Rache, machten, daß man, unter dem Vorwande des Schleichhandels, fern von verdächtigen Küsten Schiffe anhielt, die einer rechtmäßigen Bestimmung nachgiengen.

Die Englische Nation setzt ihre Sicherheit, ihre Macht und ihren Ruhm in der Handlung, und hatte es daher schon ungeduldig ertragen, daß man ihren eigenmächtigen Anmaßungen Einhalt thun wollte; wie vielmehr ward sie nicht durch Druckungen, die alle Gränzen des Völkerrechts überstiegen, aufgebracht? Man hörte in London, im Parlemente nichts als Klagen gegen das fremde Volk, das sie ausübte, nichts als Scheltreden gegen das Ministerium, das sie litt. Robert Walpole, der Großbritannien seit langer Zeit mit einer Gemüthsart, und mit Gaben regierte, die geschickter zum Frieden als zum Kriege waren, und der Spanische Rath, der, so wie der Sturm näher heranrückte, weniger Standhaftigkeit bezeugte, suchten einmüthig Mittel und Wege zu einem Vertrage. Diejenigen, die im Pardo erdacht und unterzeichnet wurden, waren nicht nach dem Geschmack eines Volks, das durch seinen Vortheil, durch seinen Groll, durch den Partheygeist, und ganz besonders durch schleunig auf einander erscheinende politische Schriften erhitzt wurde.

England sieht täglich eine Menge von Büchern ans Tageslicht kommen, wo alles, was die Nation betrift, mit Freyheit behandelt wird. Unter diesen Schriften giebt es gründliche, deren Verfasser rich-

richtig denkende Köpfe, erleuchtete und eifrige Bürger des Staats sind. Ihre Anschläge dienen dazu, dem Publikum in Ansehung seines Vortheils die Augen zu öffnen, und der Regierung bey ihrem Verfahren Anleitungen zu geben. Es lassen sich wenig nützliche Einrichtungen im innern Staatshaushalt nennen, die nicht durch irgend eine solche Schrift angegeben, vorbereitet oder vollkommner gemacht worden wäre. Wehe jedem Volke, das sich dieses Vortheils beraubt! Aber gegen einen weisen Menschen, der Licht verbreitet, finden sich unzählige Schriftsteller, die, entweder weil sie mit denen in hohen Bedienungen stehenden Personen mißzufrieden sind, oder um dem Geschmack der Nation zu schmeicheln, oder aus persönlichen Absichten ein Vergnügen daran finden, die Gemüther in Gährung zu bringen. Das Mittel, das sie gemeiniglich gebrauchen, besteht darinn, die Ansprüche ihres Volks über ihre billigen Gränzen zu treiben, ihm die geringsten Verkehrungen, welche die andern Mächte anwenden, um ihre Besitzungen sicher zu stellen, als offenbar ungerechte Anmaßungen zu schildern. Diese Partheylichkeitsvolle und lügenhaften Uebertreibungen verbreiten Meynungen, erregen Vorurtheile, deren gewöhnliche Wirkung die ist, die Nation in einem unaufhörlichen Kriege mit ihren Nachbaren zu erhalten. Wenn die Regierung, die gerne eine gerechte Waagschaale zwischen ihren Unterthanen und den Fremden erhalten möchte, sich nicht nach den Irrthümern des gemeinen Haufens betragen will, so wird sie dazu gezwungen.

Der londonsche Pöbel, der verächtlichste Pöbel auf der Welt, so wie das Englische Volk politisch betrachtet das erste Volk auf Erden ist *), belagert mit

*) Der Verfasser sagt hier eine große Absurdität. Erstlich ist der londonsche Pöbel bey weiten nicht der verächtlichste. Er ist oftmals klüger und redlicher als diejenigen, die seinen Meynungen entgegen handeln. Ein Minister, der, um das Parlement ruhiger bestechen, und dem Volke dadurch seine Freyheit rauben zu können, und dessen Anhänger nennen ihn so; weil dieser erleuchtete Pöbel ihn manchmal daran hindert, die Nation in die Knechtschaft zu versetzen. Zweytens war hier ein ganz besonderer Vorfall, der ihn zu der hier erzählten raschen That anfeuerte. Einer von denen, auf die Art wie hier gesagt wird, ungerecht in Spanische Gefangenschaft gerathenen Engländern, den die Spanier muthwillig verstümmelt hatten, rettete sich aus seinem Gefängniß, kam nach London, und zeigte sich in dem traurigen verstümmelten Zustande, dem dortigen Volke; das freylich durch diesen Anblick in Wuth kam, vor dem Parlementshause zusammen lief, und dasselbe durch sein wiederholtes Geschrey, Krieg, Krieg zwang, den Spaniern den Krieg zu erklären. Freylich hätte das das knechtische zu Boden gedrückte schmeichelnde Volk despotisch regierter Nationen nicht gethan. Allein, welch Volk ist wohl verächtlicher, dasjenige, wo die Befehlshaber von Schiffen die Gefangenen verstümmeln lassen, oder das, welches Edelmuth genug hat, um das einem unter ihnen angethane Unrecht durchaus rächen zu wollen. Zweytens, was versteht der Verfasser dadurch, das englische Volk sey politisch betrachtet das größte? Meynt er, es sey das mächtigste, habe das größte Gewicht in Europa? Das kann ihm zugegeben werden: allein auch daran sind immer mehr die dem Volke oder dem

mit Beyhülfe von zwanzig tausend zur Handlung erzogenen jungen Leuten von gutem Herkommen, den Senat

---

dem Pöbel angenehme Maaßregeln schuld, als diejenigen, die dem regierenden Theil der Nation gefallen haben. Selbst in dem vorigen Kriege mußte man nicht den populären Mann Hrn. Pitt an die Spitze der Angelegenheiten setzen, damit es gut gehen sollte? Das ist eben der Knoten. Hier spricht der Franzose aus dem Verfasser. Der englische Pöbel haßt die Franzosen, verlangt sie gedemüthigt zu sehen, wird nicht leiden, wenn es kann, daß sich die beyden Mächte, Spanien und Frankreich, aus dem Nichts, worinn es sie versenkt hat, erheben: folglich ist es der verächtlichste Pöbel auf der Welt. Das Ministerium hingegen, mit seinen Maaßregeln beschäfftigt, wird, wenn es Frankreich nicht gar zu offenbar macht, ihm alles thun lassen, was es für gut befindet, um sich in den Stand zu setzen, seine Scharten beym nächsten Kriege auszuwetzen. Doch wird aber wohl nicht leicht ein Mensch behaupten, daß die Maaßregeln, die das Ministerium anjetzt verfolgt, weiser oder für das Glück des Staats zuträglicher seyn, als diejenigen, die das Volk, diejenigen, die die Hofleute in England the Scum of the earth nennen, wünschen? Ist aber des Verfassers Meynung, die englische Nation sey ihrer Staatsverfassung nach die größte; so ist das freylich wahr; es folgt aber auch daraus, daß der Pöbel dort auch der beßte auf Erden seyn müsse. Denn die beßte Staatsverfassung muß nothwendig die beßten Menschen erzeugen; was hülfe sonst eine gute Staatsverfassung? Und das ist er auch. Nicht so knechtisch höflich als in manchen despotischen Staaten, ist er: aber tapfer, edel, menschlich, klug, in einem höhern Grade als bey irgend einer andern keine so gute Staatsverfassung habenden Nation. Es wäre zu weitläuftig, das zu beweisen. Hundert und hundert Thatsätze könnte

ich

Senat der Nation mit Geschrey und Drohungen, und schreibt ihm seine Enschließungen vor. Oft wird dieß

ich desfalls anführen. Wer aber von der englischen Nation, und namentlich von dem Londner Pöbel das beßte Bild haben will, der lese ein Buch, das unter dem Titel Londres mit Anmerkungen von einigen Engländern heraus gekommen ist. Es ist von Hrn. Grosley, dem Verfasser der Rélation d'un Voyage fait en Italie, par deux Gentilshommes Suédois; und uns wundert, daß bey unsren jetzigen Zeiten, wo man mit Recht nach Beschreibungen von Ländern so begierig ist, und alles, was dahin einschlägt, übersetzt, dieses Buch, das es doch so sehr verdient, noch nicht übersetzt worden ist.

Was aber die Schriften anbetrifft, die durch Kunstgriffe das Volk stimmen sollen, so haben sie lange die Wirkung nicht, die ihnen der Verfasser zuschreibt. Nicht als wenn sie das Volk nicht läse: im Gegentheil, das ist ein aus der Staatsverfassung in England entspringender Vorzug, daß der gemeinste Mann lesen kann: und solche Schriften lieset, die ihm von den Angelegenheiten der Nation Nachricht geben. Allein Wahrheit behält auch da ihre eigenthümliche Kraft. Sie allein ist vermögend die mehrsten Gemüther zu überzeugen und hinzureißen. Was unbesonnene Scriblers in Zeitungsblättern oder sonst hinschmieren, hat auf den bessern, auf den Ton angebenden Theil der Nation, und folglich auf den niedrigen, der doch allemal von jenem geleitet wird, keinen Einfluß. Vielweniger kann es falsche Maaßregeln erzwingen. Ja was noch mehr ist, sehen wir nicht, daß der offenbar vortheilhafteste Wunsch des bessern Theils der Nation, durch die Schriften und Reden der vortrefflichsten Schriftsteller und Patrioten unterstützt und ausgebreitet, nicht durchdringen kann? Was sollen also solche Reden als des Verfassers seine hier?

Wir

dieß Geschrey durch eine Parthey des Parlements selber angeregt. Diese verächtlichen Menschen, wenn sie einmal in Bewegung gesetzt sind, beschimpfen den beßten Bürger **), den man ihnen hat verdächtig zu machen gewußt, zünden sein Haus an, und beschimpfen aufs ärgerlichste die heiligsten Häupter. Sie hören nicht eher auf, bis sie das Ministerium gezwungen haben, ihrer ganzen Wuth beyzustimmen. Dieser indirekte aber beständige Einfluß der Handlung auf die öffentlichen Maaßregeln war vielleicht nie

---

Wir haben geglaubt, wir müßten sie berichtigen, damit kein Mensch meyne, die Freyheit, die die brittische Nation mit Kosten so vielen Bluts gegen den Despotismus zu erhalten gewußt hat, könne unter irgend einer Bestimmung schädlich seyn; oder die dort herrschende Preßfreyheit, eine Mutter alles Guten, könne jemals Unheil verursachen.

**) Selten und gewiß niemals wird ihr Schimpf auf wirklich gute, und ihre Liebe auf wirklich böse Bürger fallen. Sollte jemand Hrn. Wilkes, den man vieler bösen Streiche beschuldigt hat, als einen Beweis des Gegentheils ansehen, so muß er wissen, daß Hrn. Wilkes muthiger Stand gegen das Ministerium der Nation einen wirklich großen Dienst geleistet hat, dadurch, daß er gemacht hat, daß die General Warrants den Brittischen Gesetzen nach, für unerlaubt erklärt worden sind. Dieses Dienstes wegen, der auf die ganze Staatsverfassung einen Einfluß hat, verdient er die Belohnungen, die das Volk auf ihn gehäuft hat, vollkommen, und selbst dieß zeigt an, wie gerecht, wie klug, wie erleuchtet dasselbe in seinen Neigungen ist. Sollte es um der Privatfehler und Irrthümer wegen den muthigen Vertheidiger seiner Rechte verkennen und hassen? Das wäre so unpolitisch als ungerecht gewesen.

nie so merklich, als in dem Zeitpunkt, den wir hier erwägen.

England fieng den Krieg mit einer großen Ueberlegenheit an. Es hatte eine große Menge Matrosen. Seine Zeughäuser waren mit Kriegsvorrath über und über angefüllt, und seine Werfte voller Leute. Die ganz ausgerüsteten und unter dem Befehl erfahrner Offiziers stehenden Geschwader, erwarteten nur die Befehle, um das Schrecken und den Ruhm seiner Flagge an die äußersten Enden der Welt zu tragen. Man wird den Walpole nicht beschuldigen, daß er sein Vaterland verrathen hätte, da er so große Vortheile versäumte. Er muß über allen Verdacht erhaben seyn, da er der Bestechung in einem Lande nicht beschuldigt wurde, wo man dergleichen Beschuldigungen oft gemacht, ohne selbst einmal daran zu glauben *). Indeß blieb seine Aufführung nicht tadelfrey.

*) Ob Lord Walpole durch spanisch Geld bewogen wurde, so zu handeln, als er that, läßt sich nicht wohl bestimmen; allein verrieth er damals sein Vaterland nicht den Feinden, so verrieth er es seinem Eigennutz und seiner Herrschsucht. England hat große Ursache ihn zu verwünschen, da er das Bestechungssystem im Parlemente zuerst recht in ein System gebracht hat, dadurch dies Reich anjezt, ohne daß man absehen kann, wie ihm zu helfen stünde, zu Boden drückt. Auf seine ganze Staatsverwaltung ist indeß viel zu sagen gewesen, denn er sollte vom Unterhause beym Oberhause, wie das mit Ministern geschieht, angeklagt werden. Bey dieser Gelegenheit, als der Schluß deswegen gefaßt werden sollte, war die größte bekannte Anzahl Glieder im Unterhause versammlet, nämlich von 558, woraus das

delfrey. Die Furcht sich in Verlegenheiten zu setzen, die seiner Staatsverwaltung ein Ende machen könnten; die Nothwendigkeit, Schätze, die bis dahin bestimmt waren, ihm Anhänger zu erkaufen, auf Kriegsrüstungen zu verwenden; die noch dringendere Nothwendigkeit neue Auflagen anzulegen, die den Abscheu, den man für seine Person und für seine Grundsätze hegte, aufs höchste bringen mußten: alle diese und noch einige andere Betrachtungen versetzten ihn in verderbliche Unschlüssigkeiten. Er verlor eine allezeit kostbare Zeit, die aber zumal in Unternehmungen zur See entscheidend ist.

Vernons Flotte war, nachdem sie Porto-Belo zerstöhrt hatte, vor Carthagena unglücklich, mehr wo-

---

das ganze Unterhaus besteht, waren 486 zugegen; wovon 244 ihm zum Besten, 242 gegen ihn stimmten, so daß er nur durch ein Uebergewicht von zwo Stimmen seinem Unglück entgieng. Auch war im Unterhause vorher mehrmalen vorgeschlagen worden, eine Untersuchung der Aufführung des Ministeriums, wegen des Betragens desselben gegen Spanien, kurz vor dem Kriege, von dem hier die Rede ist, und zu Anfange desselben: allein die von Walpole noch bestochene Ministerialparthey widersetzte sich dieser Untersuchung, und war an Anzahl überwiegend. Ueberhaupt muß man merken, daß, wenn auch ein Minister in England abgeht, und also seinen vormaligen Anhängern nichts mehr helfen kann, so werden sie doch immer gegen eine Untersuchung in sein Betragen stimmen: denn sie sind seinem Nachfolger verkauft, und diesen verbiethet seine eigne Sicherheit zu leiden, daß man des Ministers Aufführung nach seinem Abgange untersuche.

wegen der ungesunden Himmelsluft, und des Miß. verständnisses, und der Unfähigkeit der Anführer, als durch die Tapferkeit der Besatzung. Anson sah sein Geschwader zu Kap = Horn zu Grunde gehen, den er einige Monathe zuvor ohne Gefahr umsegelt hätte; wenn man aus dem, was er mit einem Schiffe ausrichtete, auf das urtheilt, was er mit einem Geschwader hätte thun können, so läßt sich glauben, daß er das Spanische Reich in der Südsee wenigstens erschüttert hätte. Die unternommene Anlegung einer Besitzung auf der Insel Cuba hatte einen traurigen Erfolg. Diejenigen, die eine Stadt daselbst anlegen wollten, fanden daselbst ihren Kirchhof. Der General Oglethorpe ward gezwungen, acht und dreyßig Tage nach Eröfnung der Laufgraben, die Belagerung der Festung St. Augustin in Florida aufzuheben, welche Manuel Montiano, dem man Zeit gelassen hatte sich zu bereiten, tapfer vertheidigte.

Obgleich die ersten Angriffe der Engländer gegen das Spanische Amerika eitel gewesen waren, so lebte man dort doch nicht in Ruhe. Sie besaßen noch immer ihr Seewesen, ihre Denkungsart, ihre Regierungsform, drey große Mittel, welche Schrecken erregten. Umsonst vereinigte der Französische Hof seine Seemacht mit derjenigen, die der Spanische Hof ausschicken konnte. Diese Verbindung verminderte die Kühnheit des gemeinschaftlichen Feindes nicht, und flößte den durch die Furcht gar zu niedergeschlagenen Gemüthern kein Zutrauen ein. Zum Glück für beyde Nationen, und für den Theil der Welt, hatte der Tod Kaisers Karl VI. einen lebhaften Krieg in Eu-

ropa

ropa erregt, der die Brittische Macht um eines sehr zweifelhaften Vortheils willen da zurückhielt. Die Feindseligkeiten, welche in entfernten Ländern mit so vielen Zurüstungen ihren Anfang genommen hatten, liefen nach und nach auf nichts als einige Kapereyen hinaus. Es trug sich keine andre merkwürdige Begebenheit zu als die Einnahme der Königs-Insel, welche die Fischerey, den Handel und die Kolonien von Frankreich in die größte Gefahr versetzte. Diese Macht erhielt eine so kostbare Besitzung bey dem Frieden wieder; aber der Friedensschluß, der sie ihm wieder schenkte, ward nichts desto weniger allgemein getadelt.

Die Franzosen, die noch immer voll von jenem Geiste der Ritterzeiten sind, der lange Zeit die glänzende Thorheit von ganz Europa war, halten ihr Blut für bezahlt, wenn die Gränzen ihres Vaterlandes dadurch erweitert worden, das heißt, wenn sie ihren Fürsten in die Nothwendigkeit versetzt haben sie schlechter zu regieren; und sie halten ihre Ehre für verloren, wenn ihre Länder so bleiben, wie sie vorher waren. Diese Wuth nach Eroberungen, die man barbarischen Zeiten zu gute halten muß, von deren Schande aber erleuchtete Jahrhunderte frey seyn sollten, machte, daß man den Aachner Friedensschluß mißbilligte, durch welchen dem Hause Oesterreich alles wiedergegeben wurde, was man ihm genommen hatte. Die Nation, die zu leichtsinnig ist, um staatskundig zu seyn, wollte nicht einsehn, daß man, durch die Errichtung irgend eines Staats in Italien für den Infant Don Philipp, sich der Freundschaft Spa-

niens versicherte, als welches mit dem Wiener Hofe in großen Angelegenheiten verwickelt seyn würde; daß man, durch die Garantie von Schlesien an den König von Preußen, in Deutschland, zwo nebenbuhlerische Mächte errichtete, eine herrliche Frucht von zwey hundert jährigen Nachdenken und Bemühungen; daß man sich, durch die Rückgabe von Freyburg und von den Festungen in Flandern, in einem zerstöhrten Zustande, leichte Eroberungen verschaffte, wenn der Krieg wieder angienge, und auch die Mittel zu allen Zeiten funfzig tausend Mann weniger Landtruppen halten zu können, dafür das Geld konnte und mußte auf das Seewesen verwendet werden.

Wenn also Frankreich schon nicht nöthig gehabt hätte, auf sein Inneres zu denken, dessen Verfall ausserordentlich war; wenn auch sein Kredit und Handel nicht zu Grunde gerichtet gewesen; wenn es auch mit einigen seiner wichtigsten Provinzen nicht so weit gekommen wäre, daß es ihnen an Brod fehlte; wenn es auch den Schlüssel zu Canada nicht verloren gehabt; wenn auch nicht ein leichter und naher Einfall des Feindes seine Pflanzörter bedrohet hätte; wenn schon sein Seewesen nicht dermaßen zerstöhrt gewesen wäre, daß es nicht ein einziges Schiff hatte, um in die neue Welt zu schicken; wenn Spanien nicht auf dem Punkt gestanden hätte, einen besondern Vertrag mit England zu schließen: so würde der Friedensschluß dennoch den Beyfall der klügsten Köpfe verdienet haben.

Die leichten Mittel, die der Marschall von Sachsen in Händen hatte, um ins Innerste der vereinigten Nie-

Niederlande zu bringen; das war es, worauf die Franzosen am mehrsten sahen. Man wird leicht zugestehen, daß den siegreichen Waffen Ludwigs XV nichts unmöglich schien; aber sollte es wohl sehr paradox klingen, wenn man behauptete, daß die einsichtsvollen Engländer nichts so sehr wünschten als diese Begebenheit? Wenn die Republik, die von ihren Bundesgenossen unmöglich abfallen konnte, erobert worden wäre, hätten ihre Einwohner, welche alte und neue Vorurtheile gegen die Regierungsform, die Gesetze, die Sitten und die Religion ihres Siegers hegten, wol unter seiner Bothmäßigkeit leben wollen? Hätten sie nicht unfehlbar sich, ihre Kapitalien und ihren Fleiß nach Großbritannien hingebracht? Und wer kann wol zweifeln, daß so große Vortheile für die Engländer nicht unendlich schätzbarer gewesen wären, als die Allianz mit Holland?

Dieser Betrachtung wollen wir noch eine andere hinzufügen, die zwar eben so neu, vielleicht aber nicht weniger einleuchtend wahr scheinen wird. Man hat gefunden, der Wiener Hof sey sehr glücklich oder sehr geschickt gewesen, daß er durch Unterhandlungen den Franzosen das aus den Händen gerissen hat, was er durch den Krieg verloren hatte. Wäre er aber nicht noch geschickter oder noch glücklicher gewesen, wenn er seinem Feinde einen Theil seiner Eroberungen gelassen hätte? Sie ist vorbey die Zeit, da das Haus Oesterreich dem Hause Bourbon an Macht gleich war, oder es wol gar übertraf. Seine Staatskunst besteht also darinn, zu machen, daß andre Nationen an seinem Schicksal Theil nehmen, sollte es auch durch Verlust

von seiner Seite geschehen. Das konnte es, wenn es an Frankreich zum Schein etwas aufopferte. Europa würde über die Erweiterung dieser Monarchie, die man geneigt ist zu hassen, zu beneiden, zu fürchten, besorgt geworden seyn, und wieder jenen Haß für dieselbe gefaßt haben, den man Ludwig XIV geschworen hatte: aus welchen Gesinnungen dann noch furchtbarere Bündnisse entsprungen wären als jemals. Diese allgemeine Neigung der Gemüther war weit fähiger die Größe des neuen Oesterreichischen Hauses wieder zu erheben, als ein entferntes, eingeschränktes, und immer offen stehendes Gebieth.

Man muß zwar von dem Französischen Gevollmächtigen, der die Unterhandlung trieb, und von dem Staats-Minister, der sie angab, eine zu gute Meynung haben, um zu zweifeln, daß sie den Fallstrick nicht gemerkt haben sollten. Ja, wir tragen kein Bedenken zu versichern, daß diese beyden Staatsmänner gar keine Absicht auf Erweiterungen hatten. Aber hätten sie eben die tiefdenkende Staatsklugheit in dem Geheimden Rathe gefunden, dem sie von ihren Verrichtungen Rechenschaft ablegen mußten? Das kann man nicht entscheiden. Ueberhaupt aber sind alle Regierungen in der Welt geneigt ihre Grenzen zu erweitern, und die Französische ist darnach beschaffen, um es zu wünschen.

Es verhalte sich nun aber, wie es wolle, mit diesen Betrachtungen, so muß man gestehn, daß die Hoffnung der beyden Französischen Minister, die den Frieden entschieden hatten, hintergangen wurde. Der Hauptgegenstand ihres Verfahrens war die Erhaltung

haltung der bedroheten Kolonien gewesen, und man verlor diese Quelle eines grenzenlosen Reichthums aus den Augen, so bald die Gefahr vorüber war. Frankreich behielt unzählige Truppen auf den Beinen, suchte in Norden und Süden von Europa Verbindungen zu schließen, besoldete einen Theil von Deutschland, und betrug sich so, als wenn ein neuer Karl der V. seine Gränzen bedroht, oder ein anderer Philipp II. das Innere seines Landes durch seine Intrigen in Aufruhr gebracht hätte. Es sah nicht ein, daß es auf dem festen Lande ein ausgemachtes Obergewicht hätte; daß es keine Macht gebe, die sich unterfangen dürfte, es allein anzugreifen, und daß die Begebenheiten des letzten Friedens die Verbindung verschiedener Mächte unmöglich gemacht hätte. Tausend kleine, lauter eitle Besorgnisse, plagten es. Seine Vorurtheile verhinderten es einzusehen, daß nur ein Feind seiner Aufmerksamkeit wirklich würdig wäre, und daß dieser Feind nur durch zahlreiche Flotten im Zaum gehalten werden könnte.

Die Engländer, die geneigter sind, sich über das Glück der andern zu betrüben, als ihr eignes zu genießen, wollen nicht blos reich seyn; sie wollen die einzigen Reichen seyn. Ihr Ehrgeiz besteht darinn, zu erwerben, wie der Römer ihrer zu gebiethen. Sie suchen nicht eigentlich ihre Herrschaft, sondern ihre Kolonien zu erweitern. Alle ihre Kriege haben ihre Handlung zum Zweck, und die Begierde dieselbe zu einer ausschließenden zu machen hat sie bewogen große Dinge und große Ungerechtigkeiten zu thun. Diese Neigung ist so stark, daß sie sogar ihre Weltweisen

mit hingerissen hat. Der berühmte Boyle sagte: es wäre gut, wenn man den Wilden das Christenthum predigte; denn wenn sie auch nur so viel davon begriffen, als nöthig wäre, um gekleidet zu gehen, so wäre das ein großer Vortheil für die Englischen Manufakturen.

XII.

Aus Amerika entspringt der Krieg von 1755.

Ein solches System, das die Nation selten aus dem Gesichte verloren hat, zeigte sich im Jahr 1755 mit weniger Vorsicht, als bis dahin geschehen war. Der Anbau der Französischen Kolonien, dessen schleuniger Zuwachs alle Menschen in Verwunderung setzte, erweckte den Englischen Neid. Indeß verbarg sich diese Leidenschaft, die sich schämt, offenbar hervorzutreten, einige Zeit lang im Schatten des Geheimnisses; und ein Volk, das stolz oder bescheiden genug ist, um die Unterhandlung das Geschütz seiner Feinde zu nennen, hielt es seiner nicht unwürdig, alle Krümmungen, alle Kunstgriffe der arglistigsten Staatskunst zu gebrauchen.

Frankreich war über der Unordnung seines Finanzwesens erschrocken, durch die geringe Anzahl seiner Schiffe und die Unerfahrenheit seiner Admirale in Furcht gesetzt, durch die Lust zur Muße, zum Vergnügen und zum Frieden verleitet, und half also bey allen Bemühungen, die man anwendete, um es zu hintergehen. Umsonst sagten einige erleuchtete Männer unaufhörlich, Groß-Britannien verlange Krieg; müsse ihn verlangen; wäre gezwungen, ihn anzufan-

gen,

gen, ehe das Kriegs-Seewesen seines Nebenbuhlers so hoch gestiegen wäre, als sein Handlungs-Seewesen: diese Besorgnisse schienen abgeschmackt, in einem Lande, wo man den Handel bis dahin nur aus Nachahmung getrieben, wo man ihm alle Arten von Fesseln auferlegt, wo man ihn immer den Kameral-Einkünften aufgeopfert, wo man ihm niemals einen ernstlichen Schuz ertheilt hatte, und wo man vielleicht nicht wußte, daß man den reichsten Handel in der Welt besaß. Die Nation, die von der Natur einen trefflichen Boden; vom Zufall reiche Kolonien erhalten hatte; welcher ihre lebhafte und sich in alles fügende Empfindsamkeit, den Geschmack an allen Künsten, durch welche mehrere und verschiedene Arten des Genusses erzeuget werden, beygebracht hatte; die durch ihre Eroberungen, durch ihren litterarischen Ruhm, durch die Zerstreuung der Protestanten, die sie so unglücklich gewesen war zu verlieren, das Verlangen erregt hatte, das man hegte, sie nachzuahmen: diese Nation, die zu glücklich wäre, wenn man ihr nur erlaubte, es zu seyn, wollte nicht einsehen, daß sie von diesen Vortheilen etwas verlieren könnte, und überließ sich ohne Nachdenken den Kunstgriffen, die man gebrauchte, um sie einzuschläfern. Als England meynte, es brauche die Verstellung nicht mehr, so fieng es die Feindseligkeiten an, ohne irgend einen von den Gebräuchen vorhergehen zu lassen, die unter gesitteten Völkern üblich sind.

Wenn auch die Kriegserklärung nichts als ein eitler Brauch unter Nationen wäre, die einander

vielleicht, so bald sie sich erwürgen wollen, keine Pflichten weiter schuldig sind; so kann man doch nicht umhin einzusehen, daß das Brittische Ministerium mehr als bloß argwohnte, seine Aufführung sey tadelnswerth. Die Furchtsamkeit in seinem Verfahren; die Verlegenheit bey seinen Verrichtungen; die verschiedenen Reden in seinen Rechtfertigungen; der Eifer, mit dem es umsonst suchte, einen so skandalösen Friedensbruch durch das Parlement recht sprechen zu lassen: hundert andere Dinge verriethen ein schuldiges Gewissen. Wenn bey den schwachen Häuptern einer so großen Macht die Keckheit das Verbrechen zu begehen so groß gewesen wäre, als die Abneigung von Recht und Billigkeit, so hätten sie das weit aussehendste Vorhaben gefaßt. Als sie die französischen Schiffe an den Küsten von Nord-Amerika widerrechtlich angreifen ließen, hätten sie gleiche Befehle für alle Meere der Welt ausgefertigt. Die Zerstöhrung der einzigen Macht, die einigen Widerstand thun konnte, mußte die Folge eines so stark angelegten Anschlags seyn. Der Fall derselben hätte die andern Nationen in Schrecken gesetzt; und die englische Flagge hätte nur brauchen sich sehen zu lassen, um in der ganzen Welt Gesetze vorzuschreiben. Ein glänzendes und entscheidendes Glück hätte dem blinden Haufen die Uebertretung des Völkerrechts verheelet, und in den Augen der Staatskunst gerechtfertigt; und das Geschrey der Unwissenheit und des Ehrgeizes hätte den Ruf der Weisen erstickt.

XIII.

Der Anfang des Krieges ist den Engländern nachtheilig.

Ein schwaches, aber immer ungerechtes Betragen, brachte ganz entgegengesetzte Wirkungen hervor. Georg des II Geheimde Rath ward von ganz Europa gehasset und verachtet. Die Begebenheiten entsprachen diesen Gesinnungen. Frankreich, ob es gleich überfallen ward, siegte doch in Canada, erhielt einen ansehnlichen Vortheil zur See, eroberte Minorka, und bedrohete London selbst. Sein Feind fühlte nun, was die Richtigdenkenden, sogar in England, seit langer Zeit sagten, daß die Franzosen die Kunst gefunden hätten, entgegengesetzte Dinge zusammen zu bringen: daß sie Tugenden und Laster, Kennzeichen von Schwäche und von Kraft mit einander vereinigten, die bis dahin immer für unverträglich gehalten worden waren: daß sie weichlich, aber tapfer; so lüstern nach Ehre als nach Vergnügen; in Kleinigkeiten ernsthaft, und in ernsthaften Dingen lustig; zum Kriege immer bereit, und im Angriff schnell; mit einem Worte, Kinder wären, wie die Athenienser, die sich um einen wahren oder falschen Zweck bewegen und in Eifer bringen ließen; gerne unternähmen und losbrächen, sie mochten zu Anführern haben, wen sie wollten, und sich wegen aller Unfälle mit dem geringsten Glücke trösteten. Der englische Geist, der nach dem so ungeschliffnen aber kräftigen Ausdruck Swifts, immer in Keller oder auf den Boden steckt, und der niemals von einer Mittelstraße gewußt hat, fieng damals an, sich gar zu sehr für eine Nation zu

fürchten, die er bis dahin zu sehr verachtet hatte. Es kam Muthlosigkeit an die Stelle des Uebermuths.

Die Nation, verderbt durch das gar zu große Vertrauen, das sie auf ihre Reichthümer gesetzt hatte; durch die Herbeyrufung fremder Truppen, und durch den moralischen Charakter und die Unfähigkeit derjenigen, die sie regierten, erniedriget; selbst durch den Stoß der Partheyen, die bey einem freyen Volke die Kräfte in Friedenszeiten üben, in Kriegszeiten aber rauben, geschwächt: die niedergeschlagene, erstaunte, ungewisse Nation seufzete sowol über die Uebel, die über sie ergangen waren, als über die, die sie befürchtete, ohne darauf zu denken, wie sie für jene Rache ausüben, diese aber abwenden wollte. Der ganze Eifer für die gemeinschaftliche Vertheidigung bestand in Zahlung unermeßlicher Subsidien. Man schien es gar nicht zu wissen, daß der Feige eher bereit ist seine Geldkasten aufzuschließen, um die Gefahr zu entfernen, als der Tapfere; und daß es in der Krisis, worinn man sich befände, nicht darauf ankäme, zu wissen, wer bezahlen, sondern wer fechten sollte.

Die Franzosen ließen sich ihrer Seits durch einige glückliche Begebenheiten blenden, die nichts entschieden. Sie hielten die Betäubung ihres Feindes für einen Beweis seiner Schwachheit, und ließen sich daher in die Unruhen Deutschlands tiefer ein, als es ihre Verfassung erlaubte.

Ein System, das, wenn es nicht gelang, ihnen den größten Schimpf machen, und wenn es glückte, ihre Macht zu Grunde richten mußte, machte sie

schwind-

schwindlich. Ihr Leichtsinn brachte es ihnen aus den Gedanken, daß sie einige Monathe vorher dem einsichtsvollen und standhaften Staatsmann Beyfall ertheilt hatten, der, um einen Landkrieg abzuwenden, den einige Ministers anfangen wollten, weil sie alle Hoffnung aufgaben, einen Seekrieg auszuhalten, mit dem Feuer und dem Selbstvertrauen des Genies gesagt hatte: Meine Herren, wenn uns unsere Schiffe nur dazu dienen uns Beschimpfungen zuzuziehn, und nicht uns zu vertheidigen, so lassen Sie uns alle, so viel wir ihrer im geheimden Rathe sind, abreisen, und mit brennenden Fackeln dieselbe in Brand stecken. Diese politische Verblendung stürzte sie in Abgründe. Zu diesen Kabinets-Irrthümern fügten sie noch militärische Fehltritte hinzu. Die Hofintrigen waren die Triebfedern der Bewegungen der Armeen. Eine unaufhörliche Veränderung von Feldherren zog eine Reihe von Unfällen nach sich. Dieß leichtsinnige und seichte Volk sah nicht ein, daß, wenn es auch annähme, was unmöglich ist, daß nämlich alle diejenigen, denen es nach der Reihe auftrug die Heere anzuführen, Geschicklichkeiten besessen hätten, so konnten sie doch nicht mit Vortheil gegen einen Mann von Genie ringen, der durch die Rathschläge eines sehr großen Mannes unterstützt wurde. Seine Unglücksfälle änderten nichts an seiner Aufführung. Die Abänderungen der Generale nahmen kein Ende.

Indeß die Franzosen sich so irre leiten ließen, gieng das englische Volk von der Muthlosigkeit zur Wuth über, verbannte einen mit Recht verrufenen

Mi-

Minister, und setzte an die Spitze der Geschäfte einen Mann, der schwache Entschließung, die königlichen Vorrechte, und Frankreich ebenmäßig haßte. Obgleich diese Wahl ein Werk des Partheygeistes war *), der in Groß-Britannien alles thut, so war er doch so beschaffen, als ihn die Umstände verlangten. William Pitt, der seit seiner Jugend, wegen seiner Redlichkeit, seiner Uneigennützigkeit, seines Eifers gegen die Bestechung, seiner unverletzlichen Liebe fürs gemeine Beßte, in allen dreyen Königreichen geehrt war, fühlte die Leidenschaft aller großen Dinge, besaß eine Beredsamkeit, die alle Gemüther unfehlbar hinriß, und ein unternehmendes und standhaftes Gemüth. Er hegte den Ehrgeiz, sein Vaterland über alles, und sich mit ihm zu erheben. Sein Enthusiasmus riß eine Nation mit sich hin, die, in Ermangelung des Klimas, ihre Freyheit immer anfeuren wird. Man ergreift einen Admiral, der die Insel Minorka hatte wegnehmen lassen; er wird in Banden geworfen, angeklagt und verurtheilt. Weder sein Stand, noch seine Geschicklichkeiten, noch seine Familie, noch seine Freunde können ihn von der

Strenge

*) Das war es freylich, aber eine Wahl der einsichtsvollsten, der für das wahre Wohl des Vaterlandes am mehrsten sorgenden Parthey; die Wahl der Patrioten. Unglücks genug, daß es in einem freyen Lande Menschen giebt, die ihren Privatvortheil allein zum Zwecke haben, die eine Parthey ausmachen, und daß also die Patrioten, diejenigen, die ihr Vaterland, dessen Wohl und Freyheit lieben, nur eine Parthey, und nicht die ganze Nation seyn müssen.

Strenge des Gesetzes retten. Der Mast seines Schiffes dient ihm zum Blutgerüste. Ganz Europa, da es diese Begebenheit erfuhr, wurde von einem mit Bewunderung und Schrecken vermischten Erstaunen befallen. Man meynte, die Zeiten der ehmaligen Republiken wären wieder gekommen. Bings Tod, er mochte straffällig seyn oder nicht, verkündigte auf eine schreckliche Art allen Dienern der Nation, was für ein Schicksal ihrer wartete, wenn sie das Vertrauen, das man auf sie setzte, hintergiengen. Alle sagten sich selbst im Herzen, wenn das Gefecht angehen sollte: hier mußt du lieber sterben, als auf einem schimpflichen Blutgerüste. So ward das Blut eines der Feigheit beschuldigten Menschen ein Keim von Heldenmuth.

Zu dieser Triebfeder der Furcht, die fähig war die Feigheit zu besiegen, kam noch eine Aufmunterung, welche die Wiederherstellung der aufs gemeine Beßte gehenden Denkungsart anzeigte. Die Zerstreuung, das Vergnügen, der Müssiggang; oft auch das Verbrechen und das Sittenverderben erregen lebhafte und häufige Verbindungen in den Europäischen Staaten. Die Engländer gehen weniger mit einander um, leben nicht so viel zusammen, besitzen, das kann man wohl sagen, nicht so sehr den Geist der Geselligkeit, als andere Völker; aber der Gedanke eines ihrem Lande nützlichen Vorhabens bringt sie zusammen. Alsdenn haben sie nur ein Herz. Alle Stände, alle Partheyen, alle Sekten, arbeiten an diesem Erfolge mit einer Freygebigkeit, die in Gegenden, wo man kein Vaterland für sich hat, kein ähnliches Beyspiel findet.

findet. Dieser Eifer ist zumal dann merklich, wenn die Nation ein vollkommnes Vertrauen in den Staatsminister hat, der an der Spitze der Angelegenheiten steht. So bald Hr. Pitt das Ruder des Staats ergriffen hatte, so entstand eine Gesellschaft des Seewesens, die, weil sie nicht Eifer genug erblickte auf der Flotte zu dienen, und den Gebrauch, die Menschen dazu zu zwingen, nicht billigte, die Kinder aus der dürftigen Klasse des Volks in allen drey Königreichen einlud, Schiffjungen, und die Väter Matrosen zu werden. Sie nahm es über sich, ihnen ihre Reise zu bezahlen, sie kuriren zu lassen, wenn sie krank würden, sie zu kleiden, und ihnen alles zu verschaffen, was nöthig wäre, um gesund zur See zu reisen. Der König, den dieser Zug von Patriotismus rührte, gab 6000 Rthlr., der Prinz von Wallis 2400 Rthlr., seine Frau Mutter, die verwittibte Prinzessinn von Wallis 1200 Rthlr. dazu her. Die Schauspieler auf den unterschiedlichen Bühnen, deren Kunst diese philosophische Nation nicht die Grausamkeit gehabt hat schimpflich zu machen, spielten die beßten Stücke, um diese verehrungswürdigen Kapitalien zu vermehren. Niemals hatte man so einen Zulauf in den Schauspielen gesehen. Hundert solche Schiffjungen, hundert dieser Matrosen, die durch einen wahrhaftig heiligen Eifer gekleidet waren, schmückten den Umfang des Schauplaßes; und diese Auszierung war wohl so viel werth als eine von Glanztaffet, von Spißen und Diamanten.

XIV.

Die Engländer erwachen aus ihrem Schlummer, und bemächtigen sich der französischen und spanischen Eilande.

Dieser öffentliche Eifer für den Dienst des Vaterlandes erhitzte alle Gemüther. Alle Engländer sahen sich für ganz andre Menschen an. Sie brachten die Verwüstung auf die Küsten ihres Feindes. Sie schlugen ihn auf allen Meeren. Sie unterbrachen seine ganze Schiffarth. Sie hielten seine ganze Macht in Westphalen auf. Sie vertrieben ihn aus dem nördlichen Amerika, aus Afrika und aus Ostindien. Bis zu der Zeit, da Hr. Pitt erster Staatsminister ward, hatten alle Unternehmungen seiner Nation in entfernten Gegenden einen unglücklichen Ausgang gewinnen müssen, weil sie schlecht angelegt wurden. Aber er, er ersann so weise und so nützliche Entwürfe, er machte seine Zurüstungen mit so vieler Vorsicht und Schnelligkeit, er paßte so genau die Mittel dem Zwecke an, er wählte so wohl diejenigen, denen er sein Vertrauen schenkte, er führte eine solche Eintracht zwischen den Land- und Seetruppen ein, er erhöhte dermaßen den Muth der Engländer, daß seine Staatsverwaltung nur eine Kette von Siegen war. Seine noch höhere Seele machte, daß er die eiteln Reden furchtsamer Geister, die seine Verschwendungen tadelten, verachtete. Er sagte immer so wie Philippus, Alexanders Vater: man müsse den Sieg mit dem Gelde erkaufen, nicht aber das Geld auf Kosten des Sieges sparen.

Mit dieser Aufführung und diesen Grundsätzen hatte Hr. Pitt immer und überall über die Franzosen triumphirt. Er verfolgte sie bis in ihren theuersten Eilanden, bis auf ihren Zucker-Pflanzstätten. Diese Besitzungen, so sehr sie mit Recht wegen ihrer Reichthümer gerühmt wurden, waren nichts destoweniger schlecht verwahrt. Man sah daselbst nichts als Festungswerke, die ohne Einsicht aufgeführt waren, und einstürzten. Diesen Schutthaufen fehlte es eben so wol an Vertheidigern als an Kriegsvorrath. Seit dem Anfange der Feindseligkeiten war aller Verkehr zwischen diesen großen Pflanzörtern und dem Hauptlande unterbrochen. Sie konnten keine Lebensmittel daher erhalten, und es auch nicht mit ihren Produkten bereichern. Die zur Verarbeitung der Ländereyen nöthigen Gebäude waren nichts als Haufen von Schutt. Die Herren und die Sklaven, die beyderseits nichts zu leben hatten, gebrauchten das zum Landbau bestimmte Vieh zu ihrer Nahrung. Wenn einige habsüchtige Schiffer bis zu ihnen hingelangten, so geschah das unter so vielen Gefahren, daß man das, was sie brachten, mit Gold aufwiegen, und ihnen, was sie wohl mitnehmen wollten, fast umsonst liefern mußte. Es war schon viel, daß der Kolonist keinen Befreyer zu Hülfe rief. Man durfte von seiner Tugend nicht so viel erwarten, daß er sich gegen einen Feind, der seinen Plagen ein Ende machen konnte, hartnäckig wehren würde.

Unter diesen Umständen geschah es, daß zehn Schiffe von der Linie, nebst Bombardier-Galiotten und Fregatten, die mit fünf tausend Mann Landtrup-

pen

pen aus England abgesegelt waren, sich vor Guadalupe zeigten. Sie ließen sich den 22ten Jenner 1759 da sehen, und den andern Tag zerschmetterten sie die Stadt Basse-Terre mit Bomben. Wenn die Feinde sich das Schrecken, das sie eingeflößt hatten, recht zu Nutze gemacht hätten, so wäre der Widerstand des Eilandes sehr kurz gewesen. Allein die Langsamkeit, die Furchtsamkeit, die Ungewißheit in ihren Bewegungen, gab der Besatzung und den Einwohnern Zeit, sich in einem engen Passe zu befestigen, der nur zwo Meilen von der Stadt liegt. Von da aus hielten sie ihren Feind in Besorgniß auf, der gleich viel von der Hitze der Himmelsgegend als vom Mangel an Erfrischungen auszustehen hatte. Die Engländer giengen, nachdem sie alle Hoffnung verloren, daß es ihnen glücken würde, die Kolonie von der Seite zu bezwingen, nach der Seite, die unter dem Namen Grande-Terre bekannt ist, um sie von da anzugreifen. Sie war durch das Fort Louis befestigt, das noch weniger Widerstand that, als Basse-Terre, da sich doch dieß keine vier und zwanzig Stunden gehalten hatte. Die Sieger aber verfielen wieder in ihren ersten Fehler, und wurden auf gleiche Art deswegen gestraft. Der Erfolg ihrer Unternehmung fieng an zweifelhaft zu werden, als Barrington, den Hoptons Tod zum Befehlshaber über die Landtruppen einsetzte, ein ander System annahm. Er verließ den Vorsatz tief ins Land hinein zu dringen; sondern setzte seine Soldaten wieder in die Schiffe, und ließ zu verschiedenen malen die Wohnplätze und Dorfschaften an den Küsten verheeren. Die Verwüstungen,

die sie anrichteten, bewogen die Kolonisten das Gewehr zu strecken. Die ganze Insel unterwarf sich, aber unter sehr ehrenvollen Bedingungen, und nach einer drey Monath langen Vertheidigung. Dieß geschah den 21ten April.

Die Macht, die diese Eroberung ausgeführt hatte, war erst, nachdem sie Martiniko umsonst bedroht hatte, hingesegelt. Drey Jahr hernach nahm Groß-Britannien ein gar zu leichtsinnig liegen gelaßnes Vorhaben wieder vor; aber es bestimmte dazu größere Mittel und bessere Werkzeuge. Den 16ten Jenner 1762 zeigten sich sechszehn Bataillons unter Anführung des General Monkton, und eben so viel Schiffe von der Linie unter dem Admiral Rodney, leztere aus Europa, jene aus Nord-Amerika kommend, vor der Hauptstadt dieses Eilandes. Die den Tag darauf geschehene Landung war weder lang, noch schwer, noch blutig. Es schien nicht so leicht, sich der verschanzten und besetzten Anhöhen zu bemächtigen, welche Fort Royal bestrichen. Diese Hindernisse wurden nach einigen ziemlich lebhaften Gefechten überstiegen, und der Ort, der sich auf dem Punkt sah, von Bomben zerschmettert zu werden, kapitulirte den 9ten Februar. Die ganze Kolonie folgte diesem Beyspiele am 13ten. Es läßt sich muthmaßen, daß der Flor von Guadelupe unter englischer Bothmäßigkeit, einen großen Bewegungsgrund zu einer Entschließung abgab, die später gefaßt werden konnte und mußte. Granada und die andern, theils Französischen, theils Neutralen, aber mit Franzosen besetz-

ten Wind-Inseln, erwarteten nicht einen Kanonenschuß, um sich zu ergeben.

San-Domingo selbst, die einzige Besitzung, die Frankreich im großen Amerikanischen Archipelagus noch übrig hatte, ward mit dem Englischen Joche bedroht. Ihr Verlust schien nicht entfernt. Wenn es auch nicht bekannt gewesen wäre, daß das der erste Raub war, den Groß-Britannien verschlingen wollte, konnte man wohl hoffen, daß sie seiner Habsucht entgehen würde? Sollte wohl eine so ehrgeizige Macht von selbst ihrem Glücke so weit Schranken gesetzt haben, daß sie eine Eroberung aufgegeben hätte, die dasselbe aufs höchste bringen mußte? Diese Begebenheit war gar nicht zweifelhaft. Jedermann wußte, daß die von innen und von außen wehrlose Kolonie außer Stand war, die geringste Gegenwehr zu thun. Ja sie selbst war so sehr von ihrer Ohnmacht überzeugt, daß sie geneigt schien, sich, bey der ersten Aufforderung, die an sie geschehen würde, zu unterwerfen.

Der französische Hof war so erstaunet als bestürzt, über den Verlust, den er erlitten hatte, und über den, den er voraus sahe. Er hatte einen hartnäckigen, ja unübersteiglichen Widerstand erwartet. Die Abkömmlinge jener tapfern Ebentheurer, die diese Pflanzstätte angelegt hatten, schienen ihm eine Vormauer, an der die ganze Brittische Macht scheitern mußte. Es fehlte wenig, daß er nicht eine geheime Freude darüber empfunden hätte, als er die Engländer ihren Angriff dorthin wenden sah. Das Ministerium hatte der Nation sein Zutrauen einge-

flößt, und der hieß ein schlechter Bürger, der einige Unruhe bezeugte.

Es muß indeß anjetzt erlaubt seyn zu sagen, daß das, was damals geschah, allemal geschehen wird. Ein Volk, dessen ganzes Vermögen in Feldern und Weiden besteht, wird, wenn es Ehrliebe besitzt, seine Habe mit Muth vertheidigen. Es wagt zum höchsten nichts als die Erndte eines Jahrs; und ein Unfall, welcher es auch sey, richtet es nicht ganz zu Grunde. So verhält sich es aber nicht mit denen, die diese reichen Pflanzörter anbauen. Da sie bey Ergreifung der Waffen Gefahr laufen, die Arbeit ihres ganzen Lebens zu Grunde gehen, ihre Sklaven rauben, ja so gar die Hoffnung ihrer Nachkommenschaft durch Feuer und Verwüstung zernichten zu sehen, so werden sie sich dem Feinde immer unterwerfen. Ja wenn sie auch mit der Regierung, unter der sie stehen, zu frieden wären, so sind sie doch dem Ruhme jener nicht so zugethan, als ihren eigenen Reichthümern.

Das Beyspiel der ersten Kolonisten, deren Standhaftigkeit nie durch den lebhaftesten Angriff erschüttert wurde, schwächt diese Bemerkung nicht. Damals war der Zweck des Krieges nur sich des Gebiethes zu bemächtigen, und die Einwohner daraus zu verjagen; heut zu Tage aber ist der gegen eine Pflanzstadt angefangene Krieg nichts weiter, als ein Krieg gegen ihren Landesherrn.

Herr Pitt hatte das Vorhaben, Martiniko einzunehmen, angelegt; aber er verwaltete die Staatsangelegenheiten nicht mehr, als dieß Eiland

erobert

erobert ward. Die Abdankung dieses berühmten Mannes zog die Aufmerksamkeit von ganz Europa auf sich, und verdient die Betrachtung eines jeden, der die Ursachen und die Wirkungen der politischen Veränderungen untersucht. Freylich hat ein Geschichtschreiber, der es wagt, die Begebenheiten seines Jahrhunderts aufzusetzen, selten zuverlässige Nachrichten. Die Rathszimmer der Könige sind ein Heiligthum, deren Vorhang die Zeit allein mit langsamer Hand aufziehen kann. Ihre Minister bewahren ohnehin treulich das Geheimniß, oder haben so gar ihren Vortheil dabey, daß es nicht auskomme; daher, wenn sie sprechen, so geschieht es nur, um die Neugierde desjenigen, der sich bemüht hinein zu dringen, in seinen Untersuchungen irre zu leiten. So scharfsichtig er auch seyn mag, um den Ursprung und die Verbindung der Begebenheiten zu entdecken, so kann er doch weiter nichts als rathen. Trifft er auch den rechten Punkt, so geschieht es ohne es zu wissen, oder ohne daß er es versichern könne; und diese Ungewißheit befriedigt eben nicht mehr als eine gänzliche Unwissenheit. Man muß also erwarten, bis Klugheit und eigner Vortheil das Stillschweigen nicht mehr gebiethen, und die Wahrheit auskommen lassen; bis der Tod ihr so zu sagen Licht und Luft wieder schenke, indem er denen, die sie gefangen hielten, die Macht nimmt; und bis kostbare und original Nachrichten bekannt werden, und die Triebfedern, aus denen das Schicksal der Nationen entsprungen ist, darlegen.

Diese Betrachtungen müssen denjenigen, der nur dem Leitfaden der politischen Intrigen nachgehen wollte, zurück halten. Aber wir, wir suchen in der Seele einer der wichtigsten Personen dieses Jahrhunderts zu lesen; und dieß ist vielleicht der rechte Augenblick dazu. Die Nachkommenschaft, der nicht leichte etwas anders überliefert wird, als die großen Züge, wird tausend ungekünstelte und naive Umstände entbehren müssen, die in dem Geiste eines gleichzeitigen Schriftstellers Licht schaffen.

Herr Pitt, nachdem er England aus der Art von Schimpf, worinn der Anfang des Kriegs es versenkt, gerettet hatte, gelangte zu einem Glücke, das die Welt in Erstaunen setzte. Er mochte es nun voraus gesehen haben oder nicht, so schien er doch dadurch nicht verlegen, und entschloß sich es so weit zu treiben, als es nur gehen könnte. Die Mäßigung, die so viele Staatsmänner vor ihm affektirt hatten, schien ihm bloß ein, um Schwachheit oder Trägheit zu verbergen, erfundenes Wort. Er glaubte, Staaten müßten alles wollen, was sie könnten, und es wäre unerhört, daß ein Reich sich die Ueberlegenheit über ein anders hätte verschaffen können, und es nicht gethan hätte. Die Vergleichung Englands mit Frankreich bestätigte ihn in seinen Grundsätzen. Er sah mit Betrübniß, daß die Englische Macht, die sich auf einen Handel gründete, den sie verlieren konnte und mußte, sehr was geringes gegen die Macht ihres Feindes wäre, welche durch Natur, Kunst und Begebenheiten zu so einem Grad von Stärke gediehen war, daß, bey einer guten Staatsverwaltung,

Europa

Europa davor gezittert hatte. Das fühlte er; und von Stund an beschloß er die Franzosen ihrer Kolonien zu berauben, und ein gewöhnliches Volk aus ihnen zu machen, indem er sie auf das einschränkte, was sie auf dem festen Lande besaßen.

Die Mittel, um ein so weit gediehenes Unternehmen zu vollenden, schienen ihm gesichert. Indessen die Einbildungskraft der furchtsamen Seelen große Schatten für Berge ansah, sanken die Berge vor ihm hin. Obgleich die Nation, deren Abgott er war, manchmal über die ungeheuren Schulden, die er machte, erschrack, so war er dadurch nicht verlegen; weil in seinen Augen der Geist des großen Haufen nichts war als ein Strohm, dem er, welchen Lauf er nehmen sollte, wohl vorschreiben würde.

Fühlte er keine Unruhe wegen das Geldes, so war er wegen der Gewalt noch unbesorgter. Sein Glück hatte seine Staatsverwaltung unumschränkt gemacht. Mit dem Volke war er ein Republikaner, gegen die Großen und den Monarchen aber ein Despot. Wer den seinigen entgegengesetzte Gesinnungen äußerte, war ein Feind der gemeinschaftlichen Sache.

Er bediente sich seiner Gewalt mit Vortheil um die Gemüther anzufeuren. Ihn rührte die Philosophie, die sich über die Vorurtheile von National-Ruhm erhebt, um ihre Absichten auf das Glück des ganzen menschlichen Geschlechts zu verbreiten, und alles nach den Grundsätzen der allgemeinen Verhältnisse zu beurtheilen, wenig; sondern er nährte einen heißen und wilden Fanaticismus, den er Liebe fürs Vaterland nannte, vielleicht auch dafür hielt, der aber

im Grunde nichts war als ein gewaltiger Haß gegen die Nation, die er unterdrücken wollte. *)

Diese war vielleicht eben so muthlos, wegen der Erbitterung, deren Ende man gar nicht absah, als wegen der Unfälle, die sie ausgehalten hatte. Die Verminderung, die Erschöpfung, oder um eigentlicher zu reden, die Vernichtung ihrer Seemacht zeigte ihr nichts als eine schreckliche Zukunft. Diejenigen Hoffnungen, die man zu Lande haben kann, die Lage der Dinge durch eine glückliche That zu verändern, wären hier eitle Hirngespinste gewesen. Wenn eines ihrer Geschwader eines oder mehrere feindliche Geschwader zu Grunde gerichtet hätte, so wäre doch England von sei-

---

*) Hier spricht wieder der Franzose aus dem Verfasser, der dem Demüthiger seiner Nation keine Gerechtigkeit wiederfahren lassen will. Redliche und warme Gemüther müssen in despotischen Ländern wohl das menschliche Geschlecht lieben, zum Besten desselben Vorschläge thun, theils weil sie kein Vaterland haben, auch gar kein Mittel sehen, ihre Mitbürger zu ermuntern, sich ein Vaterland zu bilden; theils weil sie zur Vergrößerung und Erhebung ihres Landes über andre, zu arbeiten nicht gebraucht werden, und endlich weil es ihnen sehr theuer würde zu stehen kommen, wenn sie hiezu ungebetene Vorschläge geben wollten; was sie also hierüber zu sagen sich gedrungen fühlen, das müssen sie allgemein, als Kosmopoliten sagen. Die kleinen affektirten Liebhaber des ganzen menschlichen Geschlechts aber, die verdienen nur Mitleid. Sonst wird allezeit das vortrefflichste, das einsichtsvollste Mitglied eines freyen Staats sein Vaterland allein lieben, über alles zu erheben suchen; und die andern dafür sorgen lassen, ein gleiches für ihr Vaterland zu thun, wenn sie können.

seinen Foderungen nicht im geringsten abgewichen. Allgemeiner Grundsatz: Eine Macht, die zur See ein recht ausgemachtes Uebergewicht gewonnen, kann es, in demselben Krieg, in welchem sie es erhalten hat, nicht verlieren; viel weniger, wenn diese Ueberlegenheit weiter herkommt und zum Theil aus dem Nationalgenie entspringt. Noch ein allgemeiner Grundsatz: Das Uebergewicht auf dem festen Lande hängt gänzlich von den Gaben eines einzigen Menschen ab: es kann in einem Augenblicke damit vorbey seyn. Die Macht zur See, die sich hingegen auf den immer thätigen Eigennutz eines jeden einzelnen Unterthanen des Staats gründet, muß immer wachsen, zumal wenn sie durch die Regierungsform begünstiget wird, sie kann nicht anders ein Ende nehmen als durch einen schleunigen Einfall ins Land.

Nur ein allgemeiner Bund konnte das Gleichgewicht herstellen; allein Herr Pitt sah die Unmöglichkeit desselben wohl ein. Er kannte Hollands Fesseln, Schwedens und Dännemarks Armuth, Rußlands Unerfahrenheit, die Gleichgültigkeit verschiedener dieser Mächte für Frankreichs Wohl, das Schrecken, das Englands Macht allen eingeflößt hatte, das Mistrauen, das sie gegen einander hegten, und die Furcht, worinn eine jede stand, unterdrückt zu werden, ehe man ihr beyspränge.

Spanien war in einer ganz besondern Verfassung. Das Feuer, das die Französischen Kolonien verzehrte, konnte leicht den seinigen ankommen. Diese Krone mochte die Gefahr, die sie bedrohete, nicht sehen oder nicht sehen wollen, so erstreckte sich doch ihre

gewöhnliche Trägheit auf diese großen Begebenheiten. Endlich bekam sie einen andern Herrn, und mit diesem ein ander System. Don Carlos wollte den Brand löschen helfen, allein er kam zu spät. Seine Schritte wurden mit verächtlichem Stolze aufgenommen. Herr Pitt, der das, was er vermochte, wohl überdacht hatte, antwortete auf alle Vorschläge, die man ihm that: Ich werde sie anhören, wenn sie den Tower zu London mit dem Degen in der Faust werden eingenommen haben. Dieser Ton konnte aufbringen, aber er flößte Ehrfurcht ein.

So waren die Umstände beschaffen, als der Französische Hof glaubte, er müßte dem Englischen Friedensvorschläge thun. An beyden Höfen fürchtete man sich vor dem Widerwillen des Herrn Pitts dagegen, und man hatte nicht Unrecht. Er willigte darein Unterhandlungen anzufangen; aber der Ausgang bewies, wie es die wahren Staatskundigen vorausgesehn hatten, daß es ohne Absicht, mit Ernst daran zu arbeiten, geschehen war. Seine Absichten waren, hinlängliche Beweisthümer von den genauen Verbindungen der beyden Zweige des Bourbonischen Hauses gegen Großbritannien in die Hände zu bekommen, um seine Nation davon zu überführen. Sobald er die Entdeckungen gemacht, die er meynte nöthig zu haben, so zerschlug er die Konferenzen, und schlug vor, Spanien den Krieg anzukündigen. Die Ueberlegenheit der Seemacht Englands über beyder Kronen ihre, und die Gewißheit, daß sie unendlich besser geführt werden würde, flößte ihm dieß Vertrauen ein.

Herrn

Herrn Pitts System schien großen Staatskundigen das einzige erhabene, ja das einzige vernünftige. Seine Nation hatte so eine unermeßliche Schuldenlast auf sich genommen, daß sie sich, ohne neue Quellen von Reichthümern zu erlangen, weder davon losmachen, noch einmal das Gewicht derselben tragen konnte. Europa, der Druckungen, die es von Großbritannien aushalten mußte, müde, erwartete den Augenblick mit Ungeduld, da es seinen Unterdrücker in die Unmöglichkeit versetzen könnte, sie fortzusetzen. Es war unmöglich, daß das Haus Bourbon nicht einen gewaltigen Groll wegen der empfangnen Beschimpfungen, und erlittnen Verluste, behalten; und sich nicht ins Geheim zurüsten, und eine Rache mit Muße zubereiten sollte, die es sich durch eine wohlüberlegte Anlegung seiner Macht versichern konnte. Alle diese Ursachen machten, daß England, wenn schon ein handelnder Staat, gezwungen war, sich unaufhörlich zu erweitern, blos um sich zu behaupten. Diese grausame Nothwendigkeit ward von Georg III Rathe nicht so lebhaft eingesehen, als es Herr Pitt wünschte. Der Geist der Mäßigung schien ihm eine Schwachheit, oder eine Verblendung, vielleicht gar eine Verrätherey; und er gieng von der Verwaltung der Staatsgeschäfte ab, weil es ihm nicht vergönnet ward Spaniens Feind zu werden.

Dürfen wir wol eine Muthmaßung wagen? Die Englischen Staatsminister sahen die Unmöglichkeit einen neuen Krieg zu vermeiden alle wohl ein. Aber sie waren durch die Herrschaft des Herren Pitt so ermüdet als gedemüthigt, und wollten diese Gleichheit

heit wieder herstellen, die die Seele der Republikanischen Regierung ist. *) Die Verzweiflung sich zu der Höhe eines so angesehenen Mannes zu erheben, oder ihn bis zu sich herabzubringen, verband sie, um ihn zu stürzen. Durch die direkten Mittel würden sie sich selbst geschlagen haben; daher griffen sie zu versteckten. Man suchte ihn verdrüßlich zu machen, seine hitzige Gemüthsart stellte ihn diesem Fallstricke bloß, er fiel hinein. Verließ Hr. Pitt seine Stelle aus Verdrießlichkeit, so ist er zu tadeln, daß er sie nicht erstickt oder gebändigt hat. Geschah es in der Hoffnung, daß er seine Feinde unter seine Füße bringen würde, so zeigte er mehr Kenntniß von Geschäften als von Menschen. Wenn er, wie es hieß, abdankte, weil er nicht Herr war, alles, wie er wollte, einzurichten; so kann man glauben, daß er seinen persönlichen Ruhm mehr liebte als sein Vaterland.

Aber

---

*) Der Republikanische Geist hatte mit den Leuten, die Hrn. Pitt zu stürzen suchten, nichts zu thun, denn sie waren gewiß alle von einem ganz andern Geiste beseelt. Sonst ist das hier gesagte sehr wahr. Hrn. Pitts Größe des Geistes war dem, von dem die Sache eigentlich abhieng, lästig, und die andern, welche Lust hatten, seine und seiner Anhänger Aemter und Einkünfte zu haben, machten sich diesen Umstand zu Nutze, um ihn aus dem Ministerio fortzuschaffen. Daß er aber abdankte, war natürlich. Was sollte er wohl an der Spitze eines Geheimten-Raths thun, wo man entschlossen war, seinen Projekten nicht zu folgen, wo also jeder vorher gegangene Schritt durch die nachfolgenden ein für Englands Wohl verderblicher Fehler ward? Ueberdem kam er nur seiner unvermeidlichen Abdankung zuvor.

Aber es sey auch die Ursache seiner Abdankung gewesen, welche sie wolle, so kann nur der blindeste, ungerechteste, heftigste Haß geurtheilt haben, daß er weder Tugend noch Fähigkeiten besessen, sondern das Glück alles gethan habe.

Dem sey nun, wie ihm wolle, so war doch der erste Schritt des neuen Ministerium nach den Grundsätzen des Hrn. Pitts eingerichtet, und eine Art von Ehre, die man ihm zu erzeigen gezwungen ward. Man mußte Spanien den Krieg ankündigen, und Westindien war der Schauplatz dieser neuen Feindseligkeiten. Die Erfahrung des Vergangenen machte, daß man keine Lust zum Amerikanischen festen Lande hatte, und alle Absichten waren nach Cuba gerichtet. Eine auf Kenntnisse gegründete Ueberlegung zeigte, daß, wenn man dieses Eiland wegnähme, hätte man von der Rache der andern Kolonien nichts zu befürchten; versicherte sich des Reichs auf den Mexikanischen Meerbusen; schnitte dem Feind alle seine Mittel ab, da ihn seine Zölle besonders bereicherten; bemächtigte sich des ganzen Handels mit dem festen Lande, dessen Einwohner ihr Gold lieber an den Sieger des Vaterlandes liefern, als die Bequemlichkeit, die sie von Europa aus zu bekommen gewohnt waren, entbehren würden, endlich zwänge man die Macht, die einen so großen Verlust erlitten hätte, sich die Gesetze, die man ihr vorschreiben wollte, auflegen zu lassen.

Nach dieser Ueberlegung, ward eine, aus neunzehn Schiffen von der Linie, achtzehn Fregatten, ungefähr hundert und funfzig Transportschiffen, welche

che zehn tausend Mann an Bord hatten, zu denen noch vier tausend Mann aus Nord-Amerika stoßen sollten, bestehende Flotte, nach Havana abgeschickt. Man erwählte, um sich vor diese furchtbare Festung zu begeben, die alte Straße von Bahama, die nicht so lang, aber gefährlicher ist, als die neue. Die Hindernisse, die sich bey dieser wenig bekannten und zu sehr vernachlässigten Fahrt entgegen stellten, wurden mit einem Glücke überwunden, das des Rufes des Admiral Pocoks würdig war. Er gelangte den 6ten Jul. 1762 an den Ort seiner Bestimmung, und die Landung geschah ohne Widerstand, sechs Meilen Ostwärts von den schrecklichen Werken, die man einnehmen mußte.

Die Verrichtungen zu Lande wurden nicht so klüglich eingerichtet, als die zur See. Hätte Albemarle, der der Befehlshaber der Armee war, die zu dem Auftrage, den er hatte, nöthigen Geschicklichkeiten besessen, so wäre sein erstes gewesen, daß er die Stadt angegriffen hätte. Die bloße aus Leimsteinen erbaute Mauer, die sie deckte, konnte sich keine vier und zwanzig Stunden halten. Man kann glauben, daß die Generale, die Dikasterien, die Regierung, welche durch diese leichte Verrichtung in seine Hände fielen, die Uebergabe des Moro bewerkstelligt hätten. Auf alle Gefahr, raubte er diesem Citadell allen Beystand, alle Erfrischungen, die es, so lange die Belagerung währte, von der Stadt empfieng; und versicherte sich die größten Mittel, es in sehr kurzer Zeit zu bezwingen.

Den Weg, den er ergriff, mit dem Angriff des Moro anzufangen, setzte ihn großen Unfällen aus. Das Wasser, das er in der Nähe hatte, war ungesund; und er sah sich genöthigt, es drey Stunden Weges von seinem Lager holen zu lassen. Da die Schaluppen, die das verrichten mußten, beunruhiget werden konnten, so mußte man ein Korps von funfzehn hundert Mann auf die Anhöhe von Arostigny, eine viertheil Meile von der Stadt, postiren, um sie zu decken. Diese, von der Armee gänzlich getrennten Truppen, und die man nicht anders als zur See, weder wegschaffen, noch unterstützen konnte, waren beständig der Gefahr ausgesetzt, aufgerieben zu werden.

Albemarle konnte die Sinnesart seines Feindes aus der Ruhe abnehmen, in welcher man das zu Arostigny stehende Korps ließ, und hätte daher ein andres auf der Landstraße nach der Stadt zu detaschiren sollen. Dadurch hätte er sie gleichsam umzingelt, ganz gewiß ausgehungert, jede Wegschaffung von Habseligkeiten verhindert, und mit dem Korps zu Arostigny eine nicht so gefährliche Kommunikation unterhalten, als durch die beständigen detaschirten Korps, die er immer ausschicken mußte, um diesen großen Vorposten zu unterstützen.

Die Belagerung des Moro ward ohne Laufgräben geführt. Der Soldat ruckte nach dem Graben hin, unter bloßer Bedeckung von Fässern voller Grand, an deren Stelle man endlich Wollsäcke brauchte, die man von einigen aus Jamaika kommenden Fahrzeugen bekam. Dieser Mangel an Behutsamkeit kostete einer

Men-

Menge Menschen das Leben, die überall kostbar, unter einem Himmelsstrich aber, wo die Krankheiten und die Strapatzen eine entsetzliche Menge aufreiben, ganz unschätzbar sind.

Als der Englische General den größten Theil seiner Armee verloren hatte, und aus Ermanglung der nöthigen Mannschaft sich gezwungen sah, in wenig Tagen wieder zu Schiffe zu gehen, so beschloß er einen Sturm zu wagen; aber dazu mußte man durch einen tiefen und breiten in Felsen gehauenen Graben setzen; und er hatte nicht die geringste Anstalt in Bereitschaft, um ihn zu füllen.

Waren die Fehler der Engländer ungeheuer, so begiengen die Spanier noch ärgere. Sie wußten seit einem Monath, daß der Krieg zwischen beyden Nationen angefangen war, und waren noch nicht aus ihrem Schlummer erwacht. Der Feind erschien an der Küste, und es war nicht eine Kalibermäßige Kugel, nicht eine Patrone gemacht, nicht eine Kanone, nicht einmal eine Flinte im Stande.

Die große Menge von Land- und Seegeneralen, die sich zu Havana befand, brachte in den ersten Tagen der Belagerung eine Ungewißheit in den Rathschlägen hervor, die dem Belagerer nicht anders als vortheilhaft seyn konnte.

Drey Kriegsschiffe wurden versenkt, um den Eingang des Hafens zu verschließen, in welchen der Feind doch mit Gewalt nicht kommen konnte. Man verdarb durch dieß Verfahren den Paß und verlor drey große Schiffe ohne Nutzen.

Die

Die Regeln der allergewöhnlichsten Klugheit verlangten, daß man zwölf Kriegsschiffe, die zu Havana lagen, absegeln ließe, da sie zur Vertheidigung des Orts nicht dienten, und viel daran lag sie zu retten. Das that man nicht. Man war nicht einmal so vorsichtig, daß man sie verbrannt hätte, da dieß das einzige Mittel war, zu verhindern, daß sie nicht in des Feindes Hände fielen.

Das zu Arostigny, wo es keinen Beystand erhalten konnte, postirte Englische Korps ließ sich sehr leicht gänzlich aufreiben. Diese That hätte die Belagerer bey ihrer Versorgung mit Wasser viel gehindert, hätte ihnen Leute gekostet, hätte ihnen Furcht eingeflößt, hätte ihre Arbeiten verlängert, hätte endlich bey den Spanischen Truppen Zutrauen erweckt. Weit gefehlt, daß man eine so leichte Sache versucht hätte, so griff man nicht einmal, in der Ebene, ein einziges von den Kommandos des Feindes an, da sie doch alle aus Infanterie bestanden; und man ihnen ein Regiment Dragoner und viele Miliz zu Pferde entgegen stellen konnte.

Die Kommunikation zwischen der Stadt und dem innern Lande war fast immer frey; und dennoch fiel es keinem von denen, die Antheil an der Regierung hatten, ein, den Schatz des Fürsten ins Land zu schicken, damit ihn der Feind nicht bekäme.

Die letzte Nachlässigkeit war noch ärger als alle übrigen. Man hatte ein spitziges und allein stehendes Stück Felsen mitten im Graben stehen lassen. Die Engländer legten wankende Bretter darauf, deren eines Ende auf der Bresche, das andre auf der Kon-

treskarpe lag. Ein Sergent mit funfzehn Mann giengen um ein Uhr des Mittags darüber. Sie verkrochen sich hinter herabgerollten Steinen. Eine Kompagnie Granatiers und noch einige andere Soldaten folgten ihnen. Als sie sich in Zeit von einer Stunde hundert an der Zahl befanden, und gewiß waren, daß man sie nicht entdeckt hatte, so stiegen sie die Bresche hinauf, und fanden keinen Menschen da, um sie zu vertheidigen. Zwar lief Valasco, als er von dem, was vorgieng, Nachricht erhielt, herbey, um die Festung zu retten; aber er wurde sogleich, wie er kam, todt geschossen, und da sein Tod die hinter ihm herkommenden Truppen ganz verwirrt machte, so ergaben sie sich einer Handvoll Leuten. Diese große Begebenheit ward dadurch bewerkstelligt, daß man vergessen hatte, eine Schildwacht anzustellen, um die Bewegung eines am Rande des Grabens logierten Feindes zu beobachten. Einige Tage nachher wurde für die Stadt, für alle Oerter der Kolonie und für die ganze Insel kapitulirt. Ohne die Wichtigkeit der Eroberung an sich selbst zu rechnen, fand der Sieger in Havana für etwa zwölf Millionen Rthl. an baaren Gelde und andern Kostbarkeiten, die ihn reichlich die Unkosten seiner Unternehmung bezahlten.

XV.

Vortheile, die England auf den Inseln durch den Frieden erhalten hat.

Der Verlust von Cuba, dieser Angel der Größe Spaniens in der neuen Welt, machte den Frieden für den Spanischen Hof so nothwendig, als er es nur immer für den Französischen seyn konnte, dessen Unfälle

fälle den letzten Gipfel erreicht hatten. Die Staatsminister, die dazumal England beherrschten, wollten ihn wohl ertheilen; aber die Bedingungen schienen schwer zu bestimmen. Großbritannien hatte ein ungeheures Glück in dem nördlichen und mittäglichen Amerika gehabt. Sein Ehrgeiz mochte so groß seyn, wie er wollte, so konnte es sich nicht schmeicheln alles zu behalten. Man muthmaßte mit Grunde, daß es seine nördlichen Eroberungen aufgeben würde, die ihm nur entfernte, mittelmäßige, ungewisse Hoffnungen anbothen, und sich an den reichen Zuckerkolonien halten würde, die jüngst in seine Hände gefallen waren, so wie es auch die Verfassung seiner Finanzen zu erfodern schienen. Die Vermehrung seiner Zölle, die eine nothwendige Folge dieses Systems war, wurde die beste Tilgungskasse, die man ersinnen konnte; und sie mußte der Nation um so angenehmer seyn, da sie auf Kosten der Franzosen angelegt wurde. Zu diesem Vortheile wären noch drey andere sehr beträchtliche hinzugekommen. Der erste wäre der gewesen, daß man einer wetteifernden, und Trotz ihrer Fehltritte furchtbaren Macht, ihren reichsten Handlungszweig abgenommen hätte. Der zweyte, daß man sie durch die Vertheidigung von Kanada, eine, für eine Nation, die gewohnt ist ihr Seewesen zu Grunde gehen zu lassen, verderbliche Kolonien aufgezehrt hätte. Der dritte, daß man Neu-England, welches alsdenn immer eine Stütze gegen einen thätigen, unruhigen und kriegerischen Feind brauchte, in einer genauern und gewissen Abhängigkeit vom Hauptlande erhalten hätte.

Aber wenn auch Georg III Rath gemeynt hätte, es müsse seinen Feinden ein schlechtes Land auf dem festen Lande wiedergeben, und reiche Eilande behalten, so hätte er einem so wohl überlegten Vorsatze vielleicht nicht folgen dürfen. In andern Regierungen sind die Fehler der Staatsminister nur ihre, oder der Könige Fehler, welche jene darum strafen. In England sind aber die Fehler der Regierung fast immer der Nation ihre, die da haben will, daß man ihrem Willen folge, und sollte der auch ein bloßer Eigensinn seyn.

Das Englische Volk, das sich über die Bedingungen des letzten Friedens beklagt hat, als man ihm zeigte, wie eitel die Vortheile wären, die es meynte dadurch erlangt zu haben, hatte sie gleichsam durch den Gegenstand seines Murrens theils vor, theils während des Krieges vorgeschrieben. Die Kanadier hatten einige Verheerungen, und die Wilden viele grausame Thaten in den Englischen Kolonien begangen. Die ruhigen Landleute, die sie bewohnen, hatten, voller Bestürzung über die Uebel, die sie erlitten, und noch mehr über die, die sie besorgten, ihr Geschrey bis in Europa erschallen lassen. Ihre Korrespondenten, denen daran gelegen war ihnen schleunige und ansehnliche Hülfe zu verschaffen, hatten ihre Klagen noch vergrößert. Die Schriftsteller, die alles gierig auffangen, was die Franzosen verhaßt machen kann, hatten nicht aufgehört, Scheltreden gegen sie anszustoßen. Das durch das Geräusch der erschrecklichen Bilder, die man seiner Einbildungskraft immer

mer vorstellte, erhitzte Volk wünschte diesen Grausamkeiten ein Ende gemacht zu sehen.

Andern Theils verhielten sich die Einwohner der Zuckerkolonien ganz ruhig, weil sie damit zufrieden waren, ihren Handel und einen Theil von dem Handel ihrer Feinde zu treiben. Weit gefehlt, daß sie die Eroberungen der Besitzungen ihrer Nachbaren gewünscht hätten, so fürchteten sie sich davor; weil sie sie als verderblich für ihre eignen Angelegenheiten ansahen, wenn sie schon für die Nation vertheilhaft wäre. Die Ländereyen der Franzosen sind so viel besser als der Engländer ihre, daß es unmöglich war, die Mitwerbung derselben auszuhalten. Die mit ihnen handelnden Kaufleute dachten eben so, und ahmten ihrer Mäßigung nach.

Aus einer so entgegen gesetzten Aufführung entstand, daß die Nation für ihre Zuckerkolonien gleichgültig ward, und lebhaft wünschte das zu erlangen, war ihr im nördlichen Amerika fehlte. Die Minister, die sich in England nicht gegen das Volk halten können, oder die wenigstens nicht lange mit Vortheil gegen seinen Haß ringen, kehrten alle ihre Absichten nach dieser Seite hin; und fanden Frankreich und Spanien geneigt, dieß System anzunehmen. Die Höfe zu Madrid und Versailles traten dem zu London alles, was sie vom St. Lorenz Fluß bis an den Mißisipi besessen hatten, ab. Frankreich gab noch überdem Granada und Tabago weg, und war es zufrieden, daß die Engländer die bis dahin als neutral angesehne Eilande St. Vincent und Dominiko behalten sollten, wenn es sich nur seiner Seits St. Luzia zu-

eignen dürfte. Unter diesen Bedingungen gab der Sieger den beyden verbundenen Kronen alles, was er ihnen in Amerika weggenommen hatte, wieder. *)

Von dem Augenblicke an verlor er eine Gelegenheit, die vielleicht nie wieder kommen wird, sich der Thore und der Quellen aller Reichthümer der neuen Welt zu bemächtigen. Er hatte Mexiko in seinen Händen, durch den Meerbusen, dessen Eingang er allein inne hatte. Ein so schönes festes Land fiel von selbst in seine Gewalt. Man konnte es entweder durch das Anerbieten eines leichtern Jochs, oder durch das Bild und die Hoffnung der Freyheit anlocken; die Spanier einladen das Joch eines Hauptlandes abzuschütteln, das nur, um seine Kolonien zu unterdrücken, nicht

*) Das sind hier wieder ungerechte Beschuldigungen des englischen Volks. Es hatte ganz recht zu verlangen, daß man hauptsächlich auf den Besitz des ganzen festen Landes in Nord-Amerika bey dem Frieden dringen sollte. Der Verfasser gesteht im Anfange des 12ten Buchs, daß der Besitz dieses festen Landes die festeste Stütze der Inseln, und ein sicheres Mittel zur Einnahme derselben wäre. Also sind dadurch die Engländer Herren, sich, wenn sie wollen, der übrigen Inseln zu bemächtigen, und auf eine Art, daß man ihnen den Besitz derselben nicht wird rauben können. Aber das Volk ist nichts weniger als mit dem geschloßnen Frieden zufrieden gewesen, weil es wußte, daß, wenn das Ministerium nicht aus Herrschsucht den Frieden durchaus hätte schließen wollen, so konnte Groß-Britannien die Inseln samt dem festen Lande bekommen. So bald man aber unter beyden wählen wollte, war es das Beßte, das feste Land zu nehmen, wenn nur England seine Kolonien nicht zwingt, sich loszureißen.

nicht aber um sie zu vertheidigen, Waffen hätte, oder die Indier reizen, die Fesseln einer tyrannischen Nation zu zerschlagen. Vielleicht hätte ganz Amerika eine neue Gestalt gewonnen; und die Engländer, die freyer und billiger sind als andere monarchische Völker, konnten nicht anders als dabey gewinnen, wenn sie das menschliche Geschlecht für die Unterdrückung der neuen Welt rächeten, und dem Schaden, den sie Europa ins besondere zugefügt, ein Ende machten.

Alle Unterthanen, die die Schlachtopfer unsrer harten, erpresserischen, gewaltthätigen, und hinterlistigen Regierungen sind; alle durch das Werben der Soldaten, durch das Verheeren der Armeen, durch das Borgen im Kriege, durch das Betriegen im Frieden zu Grunde gerichteten Familien; alle Menschen, die dazu gebohren sind, als Menschen zu leben und zu denken, an statt als Vieh zu gehorchen und zu dienen; eine Menge arbeitsloser Handwerksleute, landloser Ackerleute, bedienungsloser einsichtsvoller Menschen; ganze tausende von Unglückseligen, wären nach jenen Gegenden hingeeilt, die nur rechtschaffne und gesittete Einwohner verlangen, um glücklich zu seyn. Man hätte zumal jene Bauren aus Norden, Sklaven eines Adels, der nichts thut als sie aufs härteste drücken; jene Russen, die man wie das Eisen dazu gebraucht, das menschliche Geschlecht zu verstümmeln, an statt die Erde zu graben und fruchtbar zu machen, hinberufen. Freylich wäre eine große Menge bey denen Wanderungen durch weitläuftige Meere unter neuen Himmelsgegenden umgekommen; aber das wäre bey weiten ein geringeres Elend gewesen, als

das, was aus einer langsamen und verfeinerten Tyranney entspringt, die so viele Unterthanen einer so geringen Anzahl von Menschen aufopfert. Endlich wäre es für die Engländer eine viel rühmlichere Beschäftigung, wenn sie eine so glückliche Veränderung unterstützten und begünstigten; als daß sie sich selbst um eine Freyheit martern, die ihnen alle Könige beneiden, und von innen und außen zu untergraben suchen *).

O! umsonst gerechter und menschenfreundlicher Wunsch, der nichts als Sehnsucht in der Seele dessen, der ihn thut, zurück läßt! Müssen die Seufzer des tugendhaften Mannes für den Flor der Welt untergehen, indeß des Ehrgeizigen, des Unsinnigen seine so oft erhört, oder durch leichte Mittel befördert werden!

Wenn der Krieg so viel Unglück angerichtet hat, warum durchläuft er nicht die ganze Bahn der Plagen, um endlich die Gränzen des Guten zu erreichen? Was hat nun der lezte Brand hervor gebracht, der einer von denen ist, die das Menschengeschlecht am elendesten gemacht hat? Er hat die vier Theile der Welt verheert, er hat Europa allein mehr als eine

*) Also sollen sie wohl sich um ihre Freyheit nicht bekümmern, und sie zu Grunde gehen lassen? Wie seltsam! Als wenn irgend eines von den hier gesagten Dingen geschehen könnte, wenn das Volk seine Freyheit verlöre! Als wenn der Regierung irgend eines nicht freyen Volks je eingekommen wäre, etwas zum Wohl der Menschheit anzulegen und einzurichten.

eine Million seiner Bewohner gekostet. Die Menschen, die nicht durch ihn gefallen sind, ächzen, und ihre Nachkommenschaft wird noch lange ächzen unter der Last der Abgaben, deren Quelle er gewesen ist. Die Nation, der der Sieg immer zu Gebothe stand, sieht noch die Wunden bluten, womit sie ihre Triumphe bezahlte. Ihre Staatsschuld, die im Anfange der Unruhen nicht über 72, 289, 673 Pf. St. betrug, steigt anjetzo auf 148, 377, 618 Pf. St. wofür sie eine Zinse von 4, 993, 144 Pf. St. *) bezahlen mußte.

*) Der Verfasser giebt in der neuen Ausgabe die Schuld vor dem Kriege nach französischen Gelde an 1, 617, 087, 060 Livres an, welches mit der in der alten Ausgabe, wo alles nach dem respektiven Landesgelde gezählt ist, befindlichen Summe von 71, 870, 536 Pf. Sterling übereinkommt; der Verfasser rechnet das Pfund Sterling zu 22½ Livres. Die Schuld nach dem Kriege heißt in der neuen Ausgabe 3, 330, 000 Livres. Da ist sichtbarlich ein Druckfehler. Die in der erstern Ausgabe stehende Summe heißt 147, 974, 564 Pfund Sterling. Wenn man nun auch annimmt, daß aus Versehen die noch anzuhängenden 000 vergessen worden, so kommt 148, 000, 000 Pf. Sterling heraus. Die Zinsen heißen aber in der neuen Ausgabe 111, 577, 490 Livres, welches ausmacht 4, 958, 999 Pf Sterling. In der alten Ausgabe heißt aber die Summe, 5, 992, 617. Hier sieht man also in den Zahlen die in dem Buche gewöhnliche Nachlässigkeit. Da der Verfasser vermuthlich seine Angaben aus den ins Französische übersetzten Grenvillischen Werken Considerations on the Finances and Trade, of Great Britain,

und

Aber wir haben genug vom Kriege geredet. Es ist Zeit zu sehen, durch was für Mittel die Nationen,

---

und The present State of the Nation genommen hat; so haben wir die Angabe aus besagten Werken in den Text genommen. Nach dieser betrug die Schuld vor dem Kriege 433, 738, 038 Rthlr., nach dem Kriege 890, 265, 708 Rthlr., und die Zinse 29, 958, 864. Allein weil Hr. Grenville gern die Nation als in sehr übeln Umständen vorstellen wollte, so setzte er sie ein wenig zu hoch an, indem er liquidirte und unliquidirte Schulden zusammen rechnete, und zwar aufs höchste. Liquidirte Schulden waren nach dem Kriege 138, 402, 607. Hiezu kamen noch so viel Schulden, die nothwendig bezahlt oder liquidirt werden mußten, daß die Summe 143, 779, 516 Pfund Sterling betrug. Das übrige waren Pretensionen verschiedener Höfe, und dergleichen an Großbritannien. Hr. Grenville brauchte es gar nicht zu übertreiben, die Schuldenlast Englands ist groß genug, und drückt es zu Boden. Zumal da der Fond, der zu ihrer Tilgung ausgesetzt ist, und ein Jahr ins andere über 2 Millionen Pfund Sterlinge beträgt, immer größtentheils zu andern Bedürfnissen gebraucht wird. Der neueste Zustand der Staatsschuld, den wir vor uns haben, und der bis den 5ten Jenner 1772 geht, setzt die Schuldsumme auf 127, 497, 619 Pfund Sterl. 8 Schill. $2\frac{1}{2}$ P. Kapital. Die Zinsen aber auf 4526392 Pfund Sterl. 8 Schill. 8 P. Wie wenig die Tilgungsgelder zu ihrem rechten Gebrauch verwendet werden, eine Sache, die ein großes Verderben für England ist, erhellt daraus, daß 1766 die Staatsschuld 130, 213, 901 Pfund Sterl. 14 Schill. $6\frac{3}{4}$ P. die Zinsen aber 4, 698, 656 Pfund Sterl. 15 Schill. 5 P. betrug; so daß in sechs Jahren die Last des Staats

nur

tionen, die sich in das große Amerikanische Inselnmeer, die Quelle so vieler Streitigkeiten, Unterhandlungen und Betrachtungen, getheilt haben, dazu gelangt sind, ihn zu einem Grade von Reichthum zu erheben, den man ohne Uebertreibung als die erste Triebfeder aller großen Begebenheiten, die unsern Erdball zerrütten, ansehen kann.

---

nur um 2, 800, 000 Pfund Sterl. Kapital, und um 172, 000 Pfund Sterl. an Zinsen erleichtert worden ist Bey allen diesen letzten von mir angeführten Summen ist nur das Liquide, was die Engländer funded debt nennen, gemeynt.

Philosophische und Politische Geschichte der Besitzungen und des Handels der Europäer in beyden Indien.

Eilftes Buch.

Die Europäer gehen nach Afrika, um da Ackerleute für die Antillien zu kaufen. Auf welche Art dieser Handel getrieben wird. Was für Produkte durch die Arbeit der Sklaven erzielet werden.

I.

Die Europäer holen Ackerleute aus Afrika.

Einige unruhige Landstreicher, die größtentheils durch die Gesetze bescholten, oder durch ihr liederliches Leben zu Grunde gerichtet waren, lassen sich es in ihrer Verzweiflung einfallen, die Spanischen und Portugiesischen mit dem Raube der neuen Welt reich beladenen Schiffe anzugreifen. Wilde Inseln, die durch ihre Lage zu diesen Seeräubereyen sehr behülflich sind, dienen diesen Räubern

zur

zur Höhle, und werden bald ihr Vaterland. An das Morden gewöhnt, gehen sie mit der Zerstöhrung des einfältigen und zutrauensvollen Volkes, das sie aufgenommen hatte, um, und die gesitteten Nationen, deren Abschaum die Elibustiers waren, nehmen dieß abscheuliche Vorhaben ohne Bedenken an; und es wird ausgeführt. Aber es kam nun darauf an Nutzen von so vielen Verbrechen zu ziehen. Gold und Silber, das man noch nicht aufgehört hatte, als die einzigen kostbaren Gewächse anzusehen, die man aus Amerika bekommen konnte, hatten sich in verschiednen dieser neuen Besitzungen niemals gefunden, oder fanden sich nicht mehr in so großer Menge da, als daß man Vortheil dabey gefunden hätte, sie hervor zu suchen. Einige, nicht so sehr als der große Haufen, durch Vorurtheile geblendete Spekulanten meynten, daß ein von den unsrigen so unterschiedner Boden und Himmelsstrich uns Produkte liefern könnten, die unserm Glücke mangelten, oder die wir zu theuer bezahlen mußten; und thaten den Vorschlag sie dort zu bauen. Hindernisse, und zwar dem Schein nach, unüberwindliche Hindernisse, setzten sich der Ausführung dieses Entwurfs entgegen. Die alten Landeseinwohner lebten nicht mehr; und wenn sie noch nicht ausgerottet gewesen wären, so hätte die Schwachheit ihrer Leibesbeschaffenheit, die Gewohnheit an Ruhe, eine unüberwindliche Abneigung gegen die Arbeit nicht leicht erlaubt, geschickte Werkzeuge zum Dienste der Habsucht ihrer Unterdrücker aus ihnen zu machen. Diese Barbaren selbst, die unter einem gemäßigten Himmelsstrich gebohren waren, konnten die mühsa-

men

men Arbeiten einer Reutung unter einer sengenden und ungesunden Luft nicht aushalten. Der an Mitteln erfinderische Eigennutz ersann Ackerleute aus Afrika zu holen, welches immer den niederträchtigen und unmenschlichen Gebrauch gehabt hat, seine Bewohner zu verkaufen.

Afrika ist ein unermeßliches Land, welches mit Asien nur durch eine zwanzig Meilen breite Erdzunge zusammenhängt, die man die Landenge von Suez nennt: ein physisches Band, und eine politische Scheidewand, die das Meer, wegen der Neigung, die es hat, in den östlichen Gegenden, Meerbusen und Meerengen anzulegen, überlang oder überkurz durchbrechen muß. Diese Halbinsel, die durch den Aequator in zween ungleiche Theile zerschnitten wird, bildet ein ungleiches Dreyeck, dessen eine Seite nach Morgen, die andre nach Mitternacht, die dritte nach Abend hingekehret ist.

II.

Nachrichten von der östlichen Seite von Afrika.

Die östliche Seite, die sich von Suez bis an das Vorgebürge der guten Hoffnung erstreckt, wird von dem Rothen- und vom Weltmeere bespühlt. Das Innere des Landes ist sehr unbekannt; und was man davon weiß, kann weder die Habsucht des Kaufmanns, noch die Neubegier des Reisenden, noch die Menschenliebe des Weltweisen sehr reizen. Die Missionaren selbst, die in diesen Gegenden, zumal in Habessinien, etwas ausgerichtet hatten, sind durch die Art, wie ihnen manchmal begegnet wurde, abgeschreckt worden,

und

und haben diese Nationen ihrem Leichtsinn und ihrer Treulosigkeit überlassen. Die Küsten sind größtentheils nichts als erschreckliche Felsen, ein Haufen von brennenden und unfruchtbaren Sande. Diejenigen, wo sich etwas bauen läßt, sind unter den Landeseingebohrnen, den Arabern, den Portugiesen und den Holländern getheilt. Ihr Handel, der nur in ein wenig Elfenbein und Gold besteht, ist mit dem Ostindischen verknüpft.

III.

Nachrichten von der nördlichen Küste von Afrika.

Die mitternächtliche Seite, die von der Landenge zu Suez bis nach der Meerenge von Gibraltar geht, hat das Mittelländische Meer zur Gränze. Sie ist neun hundert Meilen lang, welchen Strich Landes Egypten und die seit verschiedenen Jahrhunderten unter den Namen, Barbarey, bekannten Länder ausmachen.

Egypten, der Geburtsort der Künste, der Wissenschaften, der Handlung, der Regierungskunst, hat nichts beybehalten, das bey den Gelehrten das Andenken seiner vormaligen Größe erneuerte. Unter dem Joche des Despotismus, den ihm die Unwissenheit und der Aberglaube der Türken auferlegt haben, gebeugt, scheint es nur darum durch die Hafen von Damiat und Alexandrien einigen Verkehr mit fremden Nationen zu unterhalten, damit diese Zeugen seines gänzlichen Verfalls seyn mögen.

Das Schicksal des alten Lybiens, das heut zu Tage von den Barbaresken bewohnt wird, ist nicht

minder

minder seltsam. Die ersten Zeiten dieses unermeßlichen Strich Landes ist so sehr in Finsterniß umhüllt, als möglich. Der Kahos fängt bey der Ankunft der Karthaginienser an, sich zu entwickeln. Diese aus Phönizien entsprungene Handelsleute legen hundert sieben und dreyßig Jahr vor Erbauung der Stadt Rom eine Stadt an, deren anfangs sehr eingeschränktes Gebiethe sich mit der Zeit auf das ganze Land, das heute zu Tage unter dem Namen des Königreichs Tunis bekannt ist, und nachher noch weiter erstreckte. Spanien, die mehresten Inseln des mittelländischen Meeres gerathen unter ihre Bothmäßigkeit. Viele andere Staaten sollten noch, wie es schien, die Masse dieser ungeheuren Macht vermehren, als ihre Herrschsucht mit der Herrschsucht der Römer zusammen stieß. Zu der Zeit dieses schrecklichen Stoßes erhub sich ein so heftiger und erbitterter Krieg zwischen den beyden Nationen, daß man leicht absehen konnte, er würde sich nur durch die Zerstöhrung einer von beyden endigen. Diejenigen, die in der vollen Kraft ihrer patriotischen und republikanischen Sitten war, gewann, nach den künstlichsten und hartnäckigsten Gefechten, eine ausgemachte Ueberlegenheit, über die, die durch ihre Reichthümer verderbt war. Das handelde Volk ward der Sklave des Kriegerischen.

Der Sieger blieb bis gegen die Mitte des fünften Jahrhunderts in dem Besitz seiner Eroberung. Die Wenden, welche ihre erste Hitze über Spanien, dessen sie sich bemächtigt hatten, hinaus trieb, setzten über die Herkulischen Säulen, und verbreiteten sich wie ein Strohm in Lybien. Diese Barbaren

baren hätten sich ohnstreitig in dem, was sie durch ihren Einbruch erobert hatten, erhalten, wenn sie den kriegerischen Geist, den ihnen ihr König Genserich eingeflößt hatte, beybehalten hätten. Aber dieser Geist verschwand zugleich mit diesem Barbaren, der große Fähigkeiten hatte; die Kriegszucht erschlaffte, und alsdenn stürzte das Reich, das auf dieser einzigen Grundlage beruhete, ein. Belisar überfiel diese Völker in ihrer Unordnung, rottete sie aus, und verschaffte dem Römischen Reiche seine alten Rechte wieder; aber auch nur auf einen Augenblick. Die großen Männer, die eine werdende Nation bilden und reifen können, sind nicht im Stande, eine veralterte und verfallene Nation wieder zu verjüngen.

Im siebenten Jahrhundert zwangen die durch ihre Gesetze und ihr Glück furchtbaren Saracenen, mit Schwerdt und Alkoran bewafnet, die durch ihre Zwiste geschwächten Römer, sich wieder über die See zu begeben, und schlugen das nördliche Afrika zu dem weitläuftigen Reiche, das Mahomed vor kurzem zu seinem so großen Ruhme gestiftet hatte. Die Statthalter der Khalifen raubten nachher ihren Herren diese reiche Beute, und machten aus denen ihrer Aufsicht anvertrauten Provinzen unabhängige Staaten.

In dieser Verfassung befanden sich die Dinge im Anfange des sechszehnten Jahrhunderts, als die Mahometaner zu Algier, aus Furcht in spanische Bothmäßigkeit zu verfallen, die Türken zu Hülfe riefen. Die Pforte sendete ihnen den Barbarossa, der sie anfänglich vertheidigte, und hernach selbst unters

Joch brachte. Die Paschas, die auf ihn folgten, und diejenigen, welche die gleichfalls bezwungnen und unterdrückten Städte, Tunis und Tripoli, beherrschten, verübten eine Tyranney, die zum Glück so grausam war, daß sie sich durch ihr Uebermaaß selbst aufreiben mußte. Die Macht, durch die sie sich erhielt, ward dazu gebraucht, sie über den Haufen zu werfen; und es verdient vielleicht bemerkt zu werden, daß alle drey Staaten dieselbe Regierungsform annahmen, welche in einer Art von Aristokratie besteht. Das Oberhaupt, das unter dem Namen eines Dey das Ruder des Staats führt, wird durch die Miliz erwählt, die immer aus Türken besteht, und die allein den Adel ausmacht. Selten geschehen dergleichen Wahlen unter Kriegsleuten ohne Blutvergießen, und sehr oft wird der, der im Blutbade erwählt worden, nachher durch unruhige Köpfe ermordet, die entweder seine Stelle selbst haben, oder sie, um sich empor zu schwingen, verkaufen wollen. Das Königreich Marokko, das nach und nach die Königreiche Fez, Taffilet und Suß verschlungen hat, weil es in einer Nationalfamilie erblich ist, erfährt doch auch eben solche Staatsveränderungen. Die unmenschliche Sinnesart der Landesfürsten und der Unterthanen ist die Quelle dieser Unstätigkeit.

Das Innre der Barbarey ist voller Araber, die das sind, was vermuthlich die Menschen in dem ersten Weltalter waren, nämlich unstäte und herumschweifende Hirten. Gebräuche, die für unsre weibische Zärtlichkeit beleidigend sind, scheinen in ihren Augen so edel und natürlich, als die Natur selbst,

die

die sie ihnen angiebt. Wenn die angesehensten unter diesen Arabern einem Fremden recht viel Ehre erweisen wollen, so holen sie selbst das beste Lamm aus ihrer Schäferey, schlachten es mit eignen Händen, und schneiden es in Stücken, wie die Patriarchen im Moses, oder die Helden im Homer; indeß die Frauen mit den andern Zubereitungen zum Gastmahle beschäftigt sind. Die Kinder der angesehensten Personen, selbst der Scheik und der Emire hüten die Heerden ihrer Familie, und in ihrer Jugend haben Jünglinge und Mädgen keine andere Beschäftigung als diese.

So wie diese glücklichen Sitten, sind die Sitten der Völker, die an der Küste und in den Städten wohnen, nicht beschaffen. Ein gleicher Abscheu für die Feldarbeit und für alle ruhige Künste hat sie zu Seeräubern gemacht. Anfangs begnügten sie sich die weitläuftigen und fruchtbaren Gefilde Spaniens zu verheeren. Sie überfielen die trägen Bewohner der reichen Fluren von Valenzia, Granada und Andalusien in ihren Betten, und schleppten sie mit in die Knechtschaft fort. Nach der Zeit verschmähten sie die Beute, die sie in Ländern machten, welche sie selbst bebaut hatten, und bauten große Schiffe, womit sie die Flagge aller Nationen angriffen. Dieses Seewesen, das sich nach und nach so hoch empor geschwungen, kleine Geschwaders auszumachen, wächst noch alle Jahre durch die Habsucht einer großen Menge von Christen, die diesen Raubnestern die zu ihren Rüstungen nöthigen Materialien liefern, Theil an ihren Streifereyen nehmen, und sogar bisweilen sie unter-

weisen, worauf und wie sie ihre Unternehmungen anlegen sollen. Diese Seeräuber haben die größten Mächte Europas zu der Schande genöthiget, ihnen jährliche Geschenke zu machen, die, man mag sie, unter welchen Nahmen man will, verbergen, doch nichts anders sind, als ein wahrer Zins. Man hat sie bisweilen gezüchtiget und gedemüthiget, aber man hat ihren Räubereyen keinen Einhalt gethan.

Karl der V, der zwar immer beschäftiget war, das Jahrhundert, worinn er lebte, zu beunruhigen, doch aber durch die Vorausseyungskraft, die die Fehler eines unruhigen Kopfes wieder vergütet, die Zukunft bisweilen durchschauete, sah, was die Mächte der Barbarey einstens werden könnten. Er verschmähte es, sich in die geringste Unterhandlung mit ihnen einzulassen, und faßte das edle Vorhaben sie zu zerstöhren. Die Eifersucht Franz 1 machte, daß es ihm nicht glückte; und die Geschichte weiß seit der Zeit keinen Fürsten, den sie deswegen preisen könnte, daß er ein so ruhmwürdiges Unternehmen wieder vorgenommen hätte. Dennoch wäre die Ausführung desselben sehr leicht.

Die Nationen, welche in der Barbarey wohnen, seufzen unter einem Joch, das sie eifrig zu zerschlagen wünschen. Der Tyrann zu Marokko spottet freventlich mit der Freyheit und dem Leben seiner Unterthanen. Dieser Despote, ein Henker in der eigentlichen Bedeutung des Worts, stellt alle Tage die unschuldigen oder strafbaren Köpfe, die er mit eigner Hand abgeschlagen hat, auf den Mauren seines Pallastes zur Schau. Algier, Tunis, Tripoli,

sind

sind zwar vor so einer Wuth gesichert, allein sie schleppen doch auch sehr schwere Ketten. Funfzehn bis zwanzig tausend aus den Häfen des Ottomannischen Reichs zusammen geraffte Türken halten sie in der Sklaverey, und sie sind auf hunderterley Arten die Schlachtopfer dieser frechen Soldateske. Eine Gewalt, die auf einer so beweglichen Grundlage ruht, kann keine tiefe Wurzeln geschlagen haben, und nichts wäre leichter, als sie über den Haufen zu werfen.

Keine ausländische Hülfe würde diesen Fall um einen Augenblick verzögern. Die einzige Macht, von der man muthmaßen könnte, daß sie ihre Erhaltung wünschte, nämlich die Pforte, ist mit dem eitlen Titel eines Beschützers, den man ihr ertheilt, nicht zufrieden genug, um einen lebhaften Antheil daran zu nehmen. Umsonst würde man suchen, sie durch den Gehorsam, den die Umstände diesen Räubern abzwängen, dazu anzureizen. Dieß Verlangen würde keine Kräfte geben. Seit zwey hundert Jahren hat die Pforte kein Seewesen mehr, und ihre Miliz eilt nach ihrem Untergang hin.

Aber welchem Volke ist es vorbehalten, die Fesseln, die Afrika langsam für uns schmiedet, zu brechen, und diese Schreckzeichen, wovor unsere Seefahrer erstarren, umzuwerfen? Keine Nation darf das allein wagen; und wenn sie es thäte, so würde vielleicht die Eifersucht aller andern ihr geheime Hinderniſſe in den Weg legen. Das muß also das Werk eines allgemeinen Bundes seyn. Alle Seemächte müssen das Ihrige zur Ausführung eines Vorhabens

haben, daran ihnen allen gleich viel gelegen ist, beytragen. Diese Staaten, die alles ermuntert, sich zu verbinden, einander zu lieben und zu vertheidigen, müssen der Unfälle müde seyn, die sie selbst über einander bringen. Wenn sie, da sie sich doch so oft zu ihrem gegenseitigen Verderben verbunden haben, auch einmal die Waffen zu ihrer Erhaltung ergriffen! Alsdenn wäre doch einmal ein nützlicher und gerechter Krieg gewesen.

Es läßt sich muthmaßen, daß er eben nicht langwierig seyn würde, wenn man ihn mit der gehörigen Klugheit und Einigkeit führte. Wenn jedes Glied des Bundes zu gleicher Zeit den Feind angriff, der ihm zu bezwingen zu Theil fiele, so würden sie nur einen geringen Widerstand finden. Wer weiß so gar, ob nur welcher geleistet würde? Die Barbaresken, die auf einmal außer allen Stand gesetzt wären, sich zu vertheidigen, würden ohnstreitig Herrn und Regierungsformen, von denen sie noch nichts als Unterdrückung gehabt haben, ihrem bestimmten Schicksale überlassen. Vielleicht würde die edelste, die größte Unternehmung, Europa weniger Blut und Schätze kosten, als der geringste der Zwiste, durch die es unaufhörlich zerfleischt wird.

Man wird den Staatskundigen, die dieß Vorhaben fassen dürften, nicht den Schimpf anthun, zu meinen, daß ihr ganzer Ehrgeiz dahin abzielen würde, Rehden zu verfüllen, Kastele abzureißen, Küsten zu verheeren. Zu so kleinen Gedanken ist der menschliche Verstand schon zu weit gekommen. Die bezwungnen Länder blieben den Eroberern, und ein jeder Alliirte

Allirte bekäme einen Antheil nach Verhältniß der Mittel, die er zur gemeinschaftlichen Sache hergeschossen hätte. Diese Eroberungen würden um so sichrer werden, da die Glückseligkeit der Besiegten daraus entspringen müßte. Dieß Volk von Seeräubern, diese See-Ungeheure würden durch gute Gesetze und Beyspiele von Menschlichkeit, zu Menschen umgeschaffen werden. Durch die Mittheilung unsrer Kenntnisse würden sie sich bis zu uns erheben, und alsdenn mit der Zeit einen Fanaticismus abschwören, den Unwissenheit und Elend in ihren Seelen genährt haben; sie würden sich immer mit Rührung des merkwürdigen Zeitpunkts erinnern, wo wir an ihre Ufer gekommen wären.

Man erlebte alsdenn nicht mehr, daß sie ein ehemals so fruchtbares Land brach liegen ließen. Mit tausend Arten von Korn und Früchten wäre diese unermeßliche Flur bedeckt. Diese Produkte ließen sich gegen die Werke unserer Kunst und unserer Manufakturen umtauschen. Die in Afrika angesessenen europäischen Kaufleute würden die Faktoren dieses Handels, der beyden Ländern einen wechselseitigen Vortheil schaffte. Ein so natürlicher Verkehr unter Küsten, die einander gegen über liegen, unter Völkern, die nothwendig auf einander stoßen, würde so zu sagen die Schranken der Welt erweitern. Diese neue Art von Eroberung, die sich unsern ersten Blicken darstellt, gäbe eine herrliche Entschädigung für diejenigen ab, die seit so langer Zeit zum Unglück des menschlichen Geschlechts leben.

Das größte Hinderniß gegen eine so wichtige Veränderung hat immer in der Eifersucht der großen Seemächte gelegen, die sich beständig hartnäckig geweigert haben, die Mittel zur Widerherstellung der Ruhe auf unsern Gewässern zu befördern. Die Hoffnung allen Arbeitstrieb bey denen Nationen zu hemmen, die keine Macht haben, hat es ihnen zur Gewohnheit gemacht, daß sie die Unternehmungen der afrikanischen Seeräuber gerne sehen, ja so gar befördern. Das ist eine Abscheulichkeit, deren Schimpf sie sich hätten ersparen können, wenn ihre Einsichten so groß gewesen wären als ihre Habsucht. Es würden freylich alle Nationen von dieser glücklichen Veränderung Vortheile haben; allein die ergiebigsten Früchte davon würden doch unfehlbar die Seestaaten nach Verhältniß ihrer Macht ziehen. Ihre Lage, die Sicherheit ihrer Schiffarth, die große Menge ihrer Kapitalien, hundert andere Mittel würden ihnen diesen Vorzug unstreitig machen. Sie beklagen sich täglich über die Fesseln, die der National-Neid, die Raserey der Handlungsverbothe, die kurzsichtigen Spekulationen des ausschließenden Handels, ihrer Thätigkeit unaufhörlich anlegen. Die Nationen werden einander allmählig so fremd, als in den Zeiten der Barbarey. Die Leere, die dieser Mangel an Verkehr nothwendig verursacht, würde ausgefüllt werden, wenn man Afrika nöthigte, Bedürfnisse zu haben, und zugleich Mittel um sie zu sättigen. Alsdenn würde dem Handel eine neue Bahn aufgethan werden.

Indeß wenn die Bezwingung und die Entwaffnung der Afrikaner nicht eine Quelle des Glücks für sie so wohl als für uns seyn soll, wenn wir sie nicht als Brüder behandeln wollen, wenn wir nicht darnach trachten, Freunde aus ihnen zu machen; wenn wir Armuth und Sklaverey unter ihnen fortpflanzen wollen; wenn die Schwärmerey noch jene verhaßte Kreuzzüge wieder anstellen kann, gegen welche die Philosophie nur gar zu spät den Abscheu aller folgenden Jahrhunderte erregt hat; kurz wenn Afrika auch der Schauplatz unsrer Barbarey werden sollte, wie es Asien und Amerika gewesen, und auch noch sind: so falle in die ewige Vergessenheit, Entwurf! den uns die Menschlichkeit zum Besten unsrer Nebenmenschen angab! Dann so laßt uns in unsern Häfen bleiben. Was ist daran gelegen, ob Christen oder Mahometaner geplagt sind! Nur der Mensch verdient es, daß der Mensch um ihn bekümmert sey.

Hofft man die Afrikaner durch den langsamen und sanften Weg der Traktaten, die man oft erneuern, wenn man sie jedesmal erkaufen muß, zum Handel zu gewöhnen? Um vom Gegentheil überführt zu seyn, braucht man nur einen Blick auf das gegenwärtige Verhältniß der Europäer mit diesen Völkern zu werfen.

Die Franzosen haben mit Marokko, womit sie immer in einer Art von Kriege gestanden haben, niemals gehandelt: und die Engländer, Holländer und Schweden, die der häufigen Verdrießlichkeiten, die sie dort haben aushalten müssen, überdrüssig sind, zeigen sich auch nur von Zeit zu Zeit daselbst. Fast

alle Geschäfte sind in den Händen der Dänen, die sie einer Gesellschaft übertragen haben, deren Kapital aus fünf hundert Aktien, jede von fünf hundert Thalern besteht. Im Jahr 1755 ward sie errichtet, und zwar auf vierzig Jahre. Sie bringt englische Tücher, Gold- und Silberstoffe, einige Leinwand, Dielen, Eisen, Theer, Schwefel dahin, wofür sie Kupfer, Gummi, Wolle, Wachs und Leder mitnimmt. Dieser Umsatz geschieht zu Salee, zu Tetuan, zu Mogador, zu Safy, zu St. Cruz. Man kann die Größe dieses Handels aus dem Einbringen der Zölle beurtheilen, welche zu 50000 Rthlr. dänisch Geld verpachtet sind.

Der Handel mit Algier ist nicht so beträchtlich. Die Engländer, die Franzosen und die Juden aus Livorno wetteifern um denselben. Die beyden ersten Nationen schicken unter ihrer eignen, leztere aber unter neutraler Flagge, Tücher, Gewürze, Papier, Nürnberger Waare, Kaffee, Zucker, Leinwand, Alaun, Indig und Koschenille dahin; und empfangen dafür zur Bezahlung, Wolle, Wachs, Federn, Leder, Oel, und verschiedene Waaren, die von weggekaperten Schiffen kommen. Die Rückfrachten sind zwar um ein Viertheil stärker, als was man hinspedirt, sie betragen aber doch jährlich nicht mehr, als etwa zwey mal hundert und funfzig bis sechzig tausend Thaler. Die Hälfte davon ist für Frankreich, dessen Nebenbuhler in das Uebrige ungefähr zu gleichen Theilen gehen.

Außer diesem Handel, der ganz allein der Hauptstadt zugehört, werden noch einige Geschäfte zu Calle,

zu Bonne, und zu Collu, drey, der Republik auch zugehörige Häfen, getrieben. Dieser Handel hätte sich verstärkt und verbessert, wenn er nicht einem Monopol und zwar einem fremden Monopol unterworfen wäre. Alte Verträge, denen man selten zuwider gehandelt hat, haben diese große Küste einer zu Marseille festgesetzten ausschließenden Gesellschaft in die Hände geliefert. Ihre Kapitalien bestehen aus zwölf mal hundert tausend Livres *), und ihr jährlicher Handel, der sich auf acht bis neun mal hundert tausend **) belaufen kann, beschäftigt dreyßig bis vierzig Schiffe. Was sie an Korn, Wolle, Korallen und Leder einkauft, bezahlt sie mit baarem Gelde.

Tunis mag etwa für fünf mal hundert tausend Thaler an fremden Waaren empfangen, und für sechs mal hundert tausend oder etwas darüber verkaufen. Die Franzosen haben zwey Drittheile von diesen Handlungsgeschäften in ihren Händen, und das übrige kömmt an die Toskaner. Die Grundlage davon ist fast eben so beschaffen, als die von allem Verkehr, das man in den Staaten der Barbarey hat.

Am allerschwächsten sind die Geschäfte, die zu Tripoli getrieben werden. Das Land ist so elend, daß man nur einige Nürnberger Waare von geringem Werthe hinbringen kann. Was man an Wolle, an Senee, an Asche, an Wachs, an Gemüße daher

bes

*) 300000 Rthlr.
**) 200 bis 230000 Rthlr.

bekommt, ist von gar keinem Belange. Wenn aber diese Küste dem Handel, wegen des Wenigen, was sie hervorbringt, keinen großen Nutzen schafft, und ihm wegen der Räubereyen, womit sie ihn plagt, Schaden zufügt, so vergütet die westliche Küste von Afrika diesen Schaden wieder durch den Vortheil, den die Amerikanischen Pflanzörter davon haben.

IV.

Klima der westlichen Küste von Afrika, die man die Küste von Guinea nennt.

Die Küste jenes unermeßlichen Landes erstreckt sich von der Meerenge von Gibraltar bis nach dem Vorgebürge der guten Hoffnung. Alle Einwohner derselben sind schwarz. Man hat die Ursache dieser Farbe erforschen wollen, und diese Untersuchung hat viele Systeme hervorgebracht. Die Theologie, die sich des menschlichen Geistes durch die Einbildung bemächtigt; die die ersten Schrecken der Kindheit dazu angewendet, um die Vernunft mit unaufhörlichen Schrecknissen zu plagen; die alles, Erdbeschreibung, Sternkunde, Physik, Geschichte, entstellt hat, die da hat haben wollen, alles sollte Wunder und Geheimniß seyn, damit sie das Recht hätte, alles zu erklären: die Theologie hat erst ein Geschlecht von strafbaren und unglücklichen Menschen, Adams Fehltritts wegen, und hernach ein Geschlecht Menschen, die schwarz seyn sollten, um den Brudersmord seines Sohnes zu bestrafen, geschaffen. Von Cain stammen die Negern ab. Wenn ihr Stammvater ein Mörder war, so muß man gestehen, daß seine Kinder

der grausam für seine Verbrechen büßen; und daß die Nachkommen des friedfertigen Abels für das unschuldige Blut ihres Vaters volle Rache genommen haben.

Großer Gott! welchen abscheulichen Unsinn schreiben dir Wesen nicht zu, die bloß durch eine beständige Wohlthat deiner Macht reden und handeln; und die dich nach den lächerlichen Grillen ihrer eigendünklichen Unwissenheit reden und handeln lassen! Sind es böse Geister, die dich lästern, oder Menschen, die sich deine Diener nennen? Wenn man die Reden schwacher Geschöpfe, deren Wesen so weit von dir entfernt ist, und deren Stimme dir Hohn spricht, ohne gehört zu werden, wie der Wurm im Grase unter den Füßen des Menschen summt, der vorbey geht, und es nicht hört, in Rücksicht auf dich, Lästerungen nennen mag.

Allein haben wohl die Negern ihre Farbe von dem Klima, das sie bewohnen? Berühmte Weltweisen und Naturkundige meynen es. Es giebt nur in den heißesten Himmelsgegenden, sagt man, dergleichen Schwarze. Ihre Farbe wird dunkler, je näher sie der Mittagslinie wohnen. Sie wird an den äußersten Enden der brennenden Zone heller und sanfter. Ueberhaupt wird das ganze Menschengeschlecht bey dem Schnee weiß; und bey der Sonne braun. Man sieht, daß die Schattirungen vom weißen zum schwarzen, und vom schwarzen zum weißen, so zu sagen, nach den Parallelzirkeln, wodurch die Erde vom Mittagskreise bis zu den Polen eingetheilt wird, abgezeichnet sind. Wenn die durch die Erfin-

der

der der Erdkugeln erdachten Zonen durch wahre Gürtel vorgestellt würden, so müßte man sehen, wie nach und nach das Pechschwarze gegen die beyden Wendezirkel abbleicht, wie hernach, von da aus, das Braune bis nach den Polarzirkeln durch Schattirungen von einer immer weißern Farbe bläßer und heller wird. Aber es ist doch sonderbar, daß die Natur, die auf das Haar und auf die Federn der Thiere, auf die Pflanzen und Metalle, den Schmelz der schönsten Farben verbreitet, den Menschen eigentlich Farbenlos gelassen hat; denn das Schwarze und das Weiße sind, dieß nur das Element, jenes die Verlöschung aller Farben.

Die erste und Grund-Ursache der Verschiedenheit in der Farbe des menschlichen Geschlechts sey nun, welche sie wolle, so ist man darinn einig, daß diese Farbe aus einem gallertartigen Wesen entspringt, das sich zwischen der Oberhaut und der eigentlichen Haut befindet. Dieses Wesen ist an den Negern schwärzlich, bey den olivenfarbnen Völkern braun, bey den Europäern weiß, und bey den sehr blonden oder rothfärbigen Völkern mit rothen Flecken besäet.

Die Zergliederungskunst hat uns entdeckt, daß das Hirnmark an den Negern schwärzlich; die Zirbeldrüse gleichsam ganz schwarz, und das Blut dunkelröther sey als an den Weißen. Ihre Haut ist immer erhitzter, und ihr Puls stärker. Auch steigen Furcht und Liebe bis aufs höchste bey diesem Volke, und das macht es weibischer, träger, schwächer und unglücklicher weise zur Sklaverey geschickter. Ueberdem werden seine Geistesfähigkeiten durch die Ver-

schwendungen der physischen Liebe fast erschöpft, so daß es weder Gedächtniß noch Einsicht hat, um die Stärke, die ihm fehlt, durch List zu ersetzen. Ihr Haar soll deswegen kraus seyn, weil es ein Gewebe von dickerer und zäherer Art zu durchdringen hat, weswegen es sich verwickelt und nicht lang werden kann. Der Schweiß der Negern verursacht einen starken und unangenehmen Geruch, weil er mit dem dicken und angegangnen Fett geschwängert ist, welches bey ihnen lange zwischen der Oberhaut und der eigentlichen Haut bleibt, und nur langsam heraus sickert. Dieses Wesen ist so merklich, daß man mit dem Vergrößerungsglase einen aus kleinen schwarzen Körnern bestehenden Saz darinn erblickt. Auch färbt der Schweiß eines Negern, wenn er stark ausbricht, weiße Tücher, wenn man ihn damit abwischt. Eine von den Ungelegenheiten dieser schwarzen Farbe, dem Bilde der Nacht, die alle Gegenstände verwirrt, besteht darinn, daß die Negern, um einander in der Ferne zu erkennen, gezwungen gewesen sind, sich die Haut zu verschneiden, und mit verschiedenen Farben zu bemahlen. Diese Gewohnheit ist zumal bey den herumschweifenden Stämmen aus diesem Geschlecht sehr gemein. Da man aber doch sieht, daß ein gleiches bey vielen wilden Völkern in der Tartarey und in Kanada üblich ist, so läßt sich zweifeln, ob dieser Gebrauch nicht ihrer irrenden und herumschweifenden Lebensart mehr eigen ist, als Gesichtsfarbe.

Endlich hat auch die Zergliederungskunst den Ursprung der Schwärze der Negern in den Zeugungssäften entdeckt. Mehr braucht es nicht, wie

es scheint, um zu beweisen, daß die Negern eine besondere Gattung von Menschen ausmachen. Denn wenn etwas den Unterschied zwischen den Geschlechtern und zwischen den Gattungen unter den verschiedenen Geschlechtern bestimmt, so ist es gewiß der Unterschied in den Saamen. Also hat man die Farbe der Schwarzen dem Klima ohne Grund zugeschrieben, da in Afrika zwischen denselben Parallelzirkeln die östliche Küste keine Negern hat, und so gar weiße Menschen hervorbringt, und da in ganz Amerika die Sonne und der Boden keine Negern erzeugt haben.

Wenn man auch eingestünde, daß die abendliche Küste von Afrika das heißeste Land auf dem Erdboden sey, so würde bloß daraus folgen, daß es Himmelsstriche giebt, die sich nur für gewisse Gattungen schicken; aber nicht, daß der Unterschied der Himmelsstriche dieselbe Gattung vom Weißen zum Schwarzen verwandle. Die Kraft der Sonne geht nicht so weit, daß sie die Keime zur Wiederhervorbringung verändre und umschaffe. Die Weißen werden in Afrika keine Negern, und die Negern in Amerika nicht Weiße. Die Vereinigung beyder Geschlechter bringt Mestizen hervor, welche von der Farbe, den Zügen und der Sinnesart beyder Theile gleich viel an sich haben. Wenn der Mensch ursprünglich weiß wäre, so müßte man annehmen, daß er anfänglich näher nach den Eißzonen, als nach der brennenden Zone hin, wäre geschaffen worden; und daß er sodann die Erde allmählig von den Polen nach dem Mittagszirkel zu bevölkert habe; da hingegen die

Fruchtbarkeit des Erdbodens zwischen den Wendezirkeln muthmaßen läßt, daß derselbe vom Aequator nach den Polen hin mit Menschen ist besetzt worden *).

Der

*) Es kömmt uns zwar nicht zu die verwickelte Frage: ob die Unterscheidungszeichen der Negern und der Weißen jenen ursprünglich anerschaffen; oder eine Wirkung des Klima sind, zu entscheiden; allein ein Versuch sie näher zu bestimmen, und auf eine Art, wie es noch nicht geschehen ist, dürfte dem Leser nicht unangenehm seyn. Daß die Negern von Cain, oder nach einer uns bekanntern Meynung von Ham, dem Sohn Noah, abstammen, ist ein Satz, den man, ohne der Religion zu nahe zu treten, als abgeschmackt verwerfen kann; und die ganze Frage von der Farbe dieser Völker geht die Religion nichts an, wenn man nur die Schöpfungs-Geschichte in den Büchern Mosis als eine Allegorie betrachten will; eine Meynung, die die ganze Physik nothwendig macht, und die man Layen, wie wir sind, wohl verzeihen wird, da so große Theologen sie gehegt haben. Nach dieser Voraussetzung wollen wir also unsre Art, die Sache einzusehen, vortragen. Es ist ganz und gar nicht zu läugnen, daß das Klima der verschiedenen Erdgegenden mit ihren Einwohnern im genauesten Verhältnisse stehe; und es muß den größten Antheil an ihren Beschaffenheiten haben. Wenn man uns also sagt, die Schwärze der Neger, ihre krausen Haare u. s. w. rühren vom Klima her, worunter wir nicht bloß den Grad der Hitze, sondern alle übrigen Beschaffenheiten eines Landes, seine Berge, Gewässer, Holzungen, Luft, u. s. f. verstehen, so werden wir ihm vollkommen recht geben. Aber nicht so wie man das gewöhnlich versteht. Sondern, wir meynen es so, daß hieraus bey Entstehung der Menschen in den dortigen Ländern die Unterscheidungszeichen geflossen sind. Auf welche Art Gott für gut befunden hat, den

Der Himmelsstrich, unter welchem die Negern wohnen, bietet keine merkliche Abwechselungen dar, als

---

Menschen entsteben zu lassen, ist uns unbekannt; allein als er Negern unter dem Aequator an der westlichen Küste von Afrika bildete, so gab ihnen die Einwirkung des Klimas bey dieser Entstebung, das schwarze Malpigbische Netz, den schwärzlichen Saamen, die Wolle statt des Haars auf den Kopf u. d. m. Das erhellt, deucht uns, offenbar aus den ziemlich regelmäßigen Schattirungen, die die Farbe der Menschen, nach der Hitze des Landes, das sie bewohnen, beobachtet. Denn ohnerachtet es offenbar scheint, daß die Welt nicht ursprünglich überall mit Menschen ist besetzt worden, so hat doch wohl Gott die ganze Welt schwerlich durch ein Paar bevölkert, sondern hier und da nach den grossen Verschiedenheiten des menschlichen Geschlechts welche angestellt, und sie sich hernach ausbreiten lassen. Das scheint uns daraus zu erhellen, daß Menschen an Oertern leben, wo gewiß keine wären, wenn sie sich bloß ausgebreitet, und nicht ursprünglich dahin versetzt worden wären. Daß aber nunmehr, da das menschliche Geschlecht völlig ausgebildet ist, das Klima, Europäer in Negern unter der Afrikanischen Sonne verwandeln könnte, das scheint uns unmöglich. Anjetzt ist der Unterschied der beyden Gattungen spezifisch; das beweisen die vom Verfasser angeführten Thatsätze hinreichend. Es behauptet zwar ein großer Physiologe und Zergliederer, der Hr. von Haller das Gegentheil. Er versichert, die Negern bleichten sich in Europa ab, so wie die Europäer auf der Küste von Guinea nach mehrern Geschlechtsfolgen vollkommne Negern würden. Worauf er diese Behauptung gründet, wissen wir nicht. Die Erfahrung hat sie gewiß nie bestätigt; denn die Beschaffenheit der jetzigen Portugiesen auf den Inseln des grünen Vorgebürges und andern dortigen Ländern, ist keine solche

Er-

als diejenige, die Sand und Moräste hervorbringen können. Auf die fast unerträgliche Hitze der Sonne folgen sehr kühle Nächte; mit dem Unterschiede, daß sie in der regnigten Jahrszeit nicht so frisch sind als

Erfahrung. Das sind Abkömmlinge von Europäern, die sich aber immer mit schwarzen Weibsleuten vermischt haben: und man weiß, daß, wenn sich ein Neger und dessen Nachkommen mit Weißen erzeugt, fernerhin immer mit Weißen vermischen, so kömmt bey der vierten Zeugung ein vollkommen weißes Kind hervor: und eben so geht es, wenn sich Weiße und ihre Nachkommen immer fort mit Negern vermischen: das vierte Geschlecht ist alsdenn ganz schwarz. Schon diese vollkommne Mischung, wenn Weiße mit Schwarzen zeugen, ist dem Satze des Hrn. von Haller entgegen. Allein wir haben noch überdem eine deutliche Erfahrung gegen denselben. Die Juden sind ein Volk, das sich nicht vermischt hat. Der Unterschied in den Zeugen dieses asiatischen und der europäischen Völker ist so groß nicht, als der zwischen uns und den Negern. Allein so klein er auch ist, so ist er unverändert geblieben, und die Physionomie der Juden ist immerfort kenntlich. Wie viel mehr würde der viel größre Unterschied, auch nach einer eben so großen und noch größern Menge Geschlechter, unauslöschbar bleiben, wenn sich schon einige Veränderungen zeigten! Diese Erfahrung beweiset unsers Erachtens deutlich, daß des Hrn. von Hallers Vorgeben, als würden Europäer, wenn sie unvermischt blieben, in Afrika zu Negern, leztere aber in Europa weiß werden, ungegründet ist; und es müssen Grundverschiedenheiten im menschlichen Geschlechte angenommen werden, die aber wahrscheinlich aus dem, was man Klima nennt, oder mit demselben aus höhern aber einförmigen Grundgesetzen entsprungen sind. Wenigstens scheint uns diese Meynung die wahrscheinlichste.

in der trocknen. Der bey einem neblichten Himmel nicht so häufig als bey heiterm Horizont fallende Thau ist unstreitig Schuld an dieser Seltsamkeit.

V.

Boden von Guinea.

Von den Gränzen des Marokkanischen Reichs bis am Senegal ist der Boden ganz unfruchtbar. Einige Araber, die von denen abstammen, welche die Barbarey eroberten; einige Mauritanier, die alten Bewohner des Landes, irren elendiglich in dem brennenden und sengenden Sandebnen, die sich in den weitläuftigen Wüsteneyen von Sabara verlieren, herum *).

Die

*) Man hat zwar immer geglaubt, daß die hier bemeldete Strecke an der westlichen Küste von Afrika nicht nur ganz sandig und fast unbewohnt sey, sondern auch nicht einen einzigen Hafen für den Handel darbiethe. Allein die Sache ist vor ein Jahr oder zwölf anders befunden worden. Um die Zeit rüstete Kapitain Glas, ein englischer erfahrner Seemann, mit einigen Kaufleuten ein Schiff von 250 Tonnen, mit der nöthigen Ladung aus, welches er selbst in diese Gewässer führte. Er fand da einen sehr guten Hafen, unter 30° 30′ Nordl. Breite, den Kanarieneilanden beynahe gegen über. Er nennte diesen Hafen, der unter einer gesunden Himmelsluft und in einer angenehmen fruchtbaren Gegend lag, Hillsborough Hafen; und bewog, wie es heißt, die Einwohner, ihn samt einer kleinen Strecke Landes umher, der Krone Großbritannien abzutreten. Er erhandelte auch damals schon viele Waaren von ihnen; allein wegen eines Streits, der sich

Die Ufern des Nigers, der Gambra, der Sierra Leona, und der minder beträchtlichen Flüsse, die in dem großen Zwischenraume fließen, der diese Hauptflüsse von einander trennt, sind ganz außerordentlich fruchtbar. Der Mays wächst da ohne viele Mühe, so wie alle in Amerika einheimischen Gewächse; und die Wartung der Heerden ist fast die einzige Beschäftigung der Einwohner. Sie nähren sich aus Lust von Pferdemilch, und reisen wenig, weil kein Bedürfniß sie aus ihrem Vaterlande treibt.

---

sich zwischen den dortigen Afrikanern und seinen Leuten erhob, wurden leztere von der Küste getrieben, und verloren den allergrößten Theil dessen, was sie erhandelt hatten: indeß nahmen sie doch hundert Unzen Gold, eine Tonne Wachs, sechs Tonnen vortrefflicher Wolle, zwey hundert Pfund Straußfedern, zwölf hundert Reh- und vier tausend Ziegenfelle mit sich fort. Schon war dem Kapitain Glas und denen mit ihm in Gesellschaft handelnden ein Privilegium ertheilt, ein und zwanzig Jahr in der dortigen Gegend allein zu handeln, als dieser tapfre und einsichtsvolle Mann erst auf den Kanarieninseln lange Zeit im Gefängnisse bleiben mußte, und endlich auf seiner Fahrt von Irrland nach England mit samt seiner Frau und Tochter von dem Schiffsvolke ermordet wurde. Dieß hinderte die Herausgabe seiner Reisebeschreibung, die er bekannt zu machen vorhatte, und mithin auch die Fortsetzung seines Projekts; da zumal die Engländer anjezt viel zu beschäftigt sind, sich durch ihre Streitigkeiten mit den Kolonien zu Grunde zu richten, als daß sie auf so nützliche Erweiterungen ihres Handels denken könnten. Denn nicht nur diese Gegend, sondern die Besitzung zu Balambangan, die Faulklandsinsel, die Entdeckungen in der Südsee, gehen deshalb zu Grunde oder bleiben ungenutzt.

Die Einwohner vom Vorgebirge Monte machen eine vom übrigen Afrika ganz abgesonderte Nation aus, weil sie überall mit Sandebenen umgeben sind. Ihre ganze Nahrung und ihr einziger Reichthum besteht in dem Reiße ihrer Moräste. Sie verkaufen eine geringe Menge davon an die Europäer, die ihnen mit Brantewein und Nürnberger Waare bezahlt wird.

Vom Vorgebirge Palma bis an den Fluß Volta sind die Einwohner Handels- und Ackersleute. Sie sind Ackersleute, weil ihr Land, wenn es schon steinig ist, die Mühe und den Vorschuß, um es urbar zu machen, reichlich bezahlet. Sie sind Handelsleute, weil ihnen Völker in Rücken wohnen, die ihnen Gold, Kupfer, Elfenbein und Sklaven liefern, und weil sich einem Verkehr zwischen den Bewohnern des festen Landes und der Küste nichts entgegen stellt. Das ist die einzige Gegend in Afrika, wo man weit und breit auf keine großen Wüsteneyen oder tiefe Flüsse stößt, die einen weiter zu kommen hindern, und wo Wasser und Lebensmittel zu finden sind.

Die Küste zwischen dem Fluß Volta und den Kalbary ist flach, fruchtbar, volkreich, und wohl bebauet. Mit dem Lande aber, das sich vom Kalbary bis zum Gabon erstreckt, verhält sich es anders. Das ist fast ganz mit dicken Wäldern bedeckt, bringt wenig Früchte und kein Korn hervor, und ist mehr von wilden Thieren als von Menschen bewohnt. Obgleich der Regen dort sehr häufig fällt, wie das unter dem Mittagszirkel nicht anders seyn kann, so ist das Erdreich doch so sandig, daß den Augenblick, nachdem

dem es mit regnen aufgehört hat, keine Spur von Feuchtigkeit zu sehen ist.

Jenseits des Aequators hin, bis an den Zairo zeigt die Küste einen lachenden Prospekt. Anfangs liegt sie niedrig, erhebt sich aber unmerklich, und zeigt dem Auge bebauete Felder mit immer grünen Wäldern vermischt, und Wiesen voller Palmbäume.

Von dem Zairo bis zum Coanza, und noch weiter hin, ist die Küste mehrentheils hoch und schroff. Weiter im Lande hinein findet man eine hoch liegende Ebene, deren Boden aus dicken fruchtbaren Sande besteht.

Ein wenig jenseits des Coanza erhebt sich ein unfruchtbares Land, das über zwey hundert Meilen lang ist, und an den Hottentotten angränzt. In dieser langen Strecke kennt man keine andere Bewohner als die Cimbebas, mit denen man gar keinen Verkehr hat.

Der Abwechselungen ohnerachtet, die man an den Ufern des westlichen Theils von Afrika bemerkt, haben sie doch alle einen sehr seltenen, vielleicht ihnen ganz eigenen Vorzug. An dieser ganz unermeßlichen Küste sieht man nirgends solche abscheuliche Felsen, deren Anblick den Seefahrer abschreckte. Ueberall ist das Meer ruhig, der Wind regelmäßig, der Ankergrund sicher. Ueberall findet man ganz vortreffliche Hafen, wo man unbesorgt die Arbeiten vornehmen kann, die das Kalfatern der größten Schiffe erfodert.

Die Winde und die Ströhme behalten sechs Monathe im Jahre, nämlich vom April bis im November, fast immer einerley Richtung. Jenseits der Linie herrscht der Süd-Ost-Wind, und die Richtung der Ströhme geht nach Norden hin; diesseits derselben herrscht der Ost-Wind, und die Ströhme gehen nach Nord-Osten. In den sechs übrigen Monathen verändern die Stürme unterweilen die Richtung des Windes, aber er wehet auch nicht mehr so stark; die Triebfeder der Luft scheint erschlafft zu seyn. Die Ursache dieser Veränderung scheint auch auf die Richtung der Ströhme einen Einfluß zu haben: auf der nördlichen Seite der Linie laufen sie nach Süd-Ost, jenseits der Linie aber nach Süden hin.

VI.

Regierungsverfassung, Staatskunst, Kriege, Religion und Sitten der Bewohner von der Küste von Guinea.

In Ansehung der Beschaffenheit des Innern von Afrika, kann man nichts als unbestimmte Muthmaßungen wagen; aber das ist vollkommen ausgemacht, daß an der ganzen Küste die Regierungsform unumschränkt ist. Der Despot mag nun durch seine Geburt oder durch Wahl den Thron erhalten, so haben die Unterthanen kein ander Gesetz als seinen Willen.

Aber das möchte man wohl in Europa, wo die große Menge von erblichen Monarchien sich der Ruhe der Wahlreiche und dem Flore der Freystaaten widersetzt, sonderbar finden, daß die Gegenden, in welchen

chen man das Recht behalten hat, das Oberhaupt zu wählen, gerade die sind, wo sich die wenigsten Staatsveränderungen zutragen. Gemeiniglich fällt die Wahl auf einen Greis, dessen Weisheit allgemein bekannt ist. Die Art, wie sie geschieht, ist sehr ungekünstelt, aber sie kann auch nur in sehr kleinen Staaten gebraucht werden. Das Volk begiebt sich nach seinem Gutdünken in drey Tagen zu dem Mitbürger, der ihm am geschicktesten zum Regenten zu seyn scheinet. Sind die Stimmen getheilt, so ernennt derjenige, der die größte Anzahl gehabt hat, am vierten Tage einen von denen zum Könige, die weniger Stimmen gehabt haben als er. Jeder freye Mensch hat das Recht seine Stimme dabey zu geben. Es giebt so gar einige Stämme, wo es die Weiber auch haben.

So ist, außer dem Erbkönigreiche Juida und Benin, die Verfassung von der ganzen Menge kleiner Staaten, die Nordwärts der Linie liegen. Südwärts findet man Mayombe und Quilingo, in welchen der Regent unter den Priestern gewählt wird; die Königreiche Loango und Congo, wo die Krone auf den männlichen Erben von der weiblichen Seite fällt; nämlich der älteste Sohn der ältesten Schwester des Königs erbet den erledigten Thron. Diese Nationen glauben, daß ein Kind viel zuverlässiger das Kind seiner Mutter sey, als des Mannes, den sie geheirathet hat; sie trauen mehr dem Augenblicke der Geburt, welche sie sehen, als dem Augenblicke der Empfängniß, welche sie nicht sehen.

Diese Völker leben in einer gänzlichen Unwissenheit jener unter uns so verehrten Kunst, die wir Staatskunst nennen. Indeß unterlassen sie doch nicht die Formalien und gewisse Ceremonien derselben zu beobachten. Gesandschaften sind bey ihnen sehr im Gebrauche, entweder um Hülfe gegen einen mächtigen Feind zu suchen, oder eine Vermittelung bey Streitigkeiten zu verlangen, oder um über erhaltne Siege, über eine Geburt, über Regen nach einer langen Dürre Glück zu wünschen. Der Gesandte darf sich niemals länger als einen Tag an dem Ort seiner Bestimmung aufhalten, noch des Nachts in dem Lande eines fremden Fürsten reisen. Er wandert mit einem Trommelschläger, der vor ihm herzieht, um seinen Stand von weiten anzukündigen, und unter Begleitung von fünf bis sechs seiner Freunde. Er wird an den Orten, wo er sich aufhält, um zu ruhen, mit Ehrfurcht aufgenommen; allein er kann vor Sonnenaufgang von da nicht wegreisen, und sein Wirth muß erst einige Personen zusammen gebracht haben, die da bezeugen können, daß ihm kein Leides geschehn sey. Uebrigens weiß man von keinen solchen Unterhandlungen, die den geringsten verwickelten Zweck hätten. Niemals macht man etwas wegen des Vergangnen oder des Zukünftigen aus. Alles geht aufs Gegenwärtige.*) Daraus kann man schließen, daß diese Na-

*) Das scheint ein klein wenig zu übertrieben. Verträge müssen aufs zukünftige geben, und dergleichen schließen sie doch. Der Eitelkeit und Titelsucht scheinen diese kleinen Despoten besonders ergeben; und

Nationen nicht den geringsten dauerhaften Verkehr mit den andern Welttheilen haben können.

Der Krieg ist eben so einfach bey ihnen als die Staatskunst. Kein Staat unterhält Truppen in Sold. Das Kriegeshandwerk ist jedes freyen Menschen Stand. Alle ergreifen die Waffen, um ihre Gränzen zu vertheidigen, oder um Beute zu holen. Die Anführer werden von den Soldaten erwählt, und diese Wahl wird von den Fürsten bestätigt. Das Heer setzt sich in Marsch, und gemeiniglich haben die den Morgen angefangnen Feindseligkeiten den Abend schon ein Ende. Wenigstens dauret der Einfall in Feindes Land niemals lange, denn da sie keine Magazins haben, so zwingt sie der Mangel an Lebensmitteln sich zurückzuziehn. Es wäre ein groß Unglück für diese Völker, wenn man sie die Kunst lehrte, vierzehn Tage hinter einander im Felde stehen zu bleiben.

Die Lust ihr Gebieth zu erweitern giebt nicht den Grund zu den Fehden, die diese Gegenden oft genug plagen, ab. Eine in einer Feyerlichkeit angethane Beleidigung, ein heimlicher oder gewaltsamer Diebstahl, der Raub eines Mädchens; das sind die gewöhnlichen Ursachen zum Kriege. Den andern Tag nach der Schlacht geschieht sogleich die Lösung der Gefangnen von beyden Seiten. Man vertauscht sie gegen Waaren oder gegen Sklaven. Niemals tritt man das geringste vom Gebiethe ab. Dieß gehört gänzlich der

---

und mancher Krieg und Vertrag hat sonst nichts zum Grunde, als diese, wie es aus der Uebereinstimmung verschiedener sehr glaubwürdiger Nachrichten von den dortigen Gegenden erhellt.

der Gemeinde, und das Oberhaupt bestimmt den Theil davon, den jeder bauen und erndten soll.

Dieß ist nicht allein die Art, wie die kleinen Staaten ihre Streitigkeiten schlichten, welche zu weise und zu bejahrte Oberhäupter haben, als daß sie ihr Gebieth zu erweitern suchen, und den Frieden nicht lieben sollten. Die großen Reiche sind auch gezwungen, gegen schwächere Feinde nach derselben zu handeln. Der Despot unterhält niemals Truppen auf den Beinen; und ob er schon nach Willkühr mit dem Leben der Statthalter seiner Provinzen verfährt, so schreibt er ihnen doch nicht die geringste Regel vor, nach der sie in ihrer Verwaltung verfahren sollten. Diese Statthalter sind kleine Regenten, die aus Furcht in Verdacht des Ehrgeizes zu kommen, und mit dem Tode bestraft zu werden, mit den kleinen Wahl-Völkerschaften, an denen sie angränzen, in gutem Vernehmen leben. Die Eintracht unter den ansehnlichen Mächten und den andern Staaten wird zugleich durch die unermeßliche Gewalt, die der Landesherr über seine Unterthanen besitzt, und durch die Unmöglichkeit, worinn er ist, sich derselben, wie er gerne wollte, zu bedienen, befördert. Sein Wille ist nur ein Pfeil, der bloß auf einen Fleck, und einen Kopf auf einmal treffen kann. Er kann wohl den Tod seines Statthalters gebieten, und die ganze Provinz wird ihn auf seinen Befehl erdrosseln: aber wenn er den Tod aller Einwohner der Provinz geböthe, so würde niemand diesen Befehl ausführen wollen; und sein Wille wäre nicht hinreichend, um eine andre Provinz gegen diese in die Waffen zu bringen. Er vermag

alles

alles gegen jeden insbesondre; aber er vermag nichts gegen alle zusammen.

Eine andre Ursache, die die Eroberung der kleinen Staaten durch die großen verhindert, liegt auch noch darinn, daß die Völker nicht den geringsten Ruhm in Eroberungen setzen. Einen einzigen Menschen hat dieser Ruhm zu beleben geschienen: es war ein Sklaven-Mäkler, der in seiner Kindheit die Europäischen Schiffe fleißig besucht hatte, und der bey reifern Jahren eine Reise nach Portugall that. Das, was er sah, und sagen hörte, feuerte seine Einbildungskraft an, und lehrte ihn, daß man sich oft einen großen Namen dadurch erwürbe, daß man großes Unglück anrichtete. Sobald er nach seinem Vaterland zurückkam, demüthigte es ihn, daß er Leuten gehorchen sollte, die weniger Einsichten hatten als er. Seine Ränke brachten ihn dazu, daß er zum Oberhaupt der Akanis erwählt wurde, und er bewog sie, sich gegen ihre Nachbarn zu rüsten. Nichts konnte seiner Tapferkeit widerstehen, und seine Herrschaft erstreckte sich über hundert Meilen weit an der Küste, wovon Anamabu der Mittelpunkt war. Nachher starb er, und niemand wagte es sein Nachfolger zu werden, also erschlafften alle Triebfedern seiner Gewalt auf einmal, und so trat alles in seinen alten Stand.

Die christliche, und die Mahometanische Religion scheinen den Theil des westlichen Afrikas, den die Europäer besuchen, bey beyden Enden zu halten. Die Mahometaner aus der Barbarey haben ihre Lehrsätze denen Völkern auf dem grünen Vorgebürge gebracht, die sie hernach selbst weiter verbreitet haben.

So

So wie sich diese Lehrsätze von ihrer Quelle entfernt haben, sind sie auch so verunstaltet worden, daß jeder Staat, jedes Dorf, jede Familie verschiedentliche annimmt. Thäte es nicht die Beschneidung, die allgemein im Gebrauch ist, so sollte man kaum denken, daß sich diese Völker zu einerley Religion bekennen. Sie hat sich ausgebreitet bis an das Vorgebürge Monte, aber weiter nicht, weil die Bewohner desselben gar keinen Verkehr mit ihren Nachbaren haben.

Was die Araber diesseits der Linie für den Alkoran gethan hatten, das thaten die Portugiesen nachher jenseits derselben für das Evangelium. Sie machten im funfzehnten Jahrhundert, daß dessen Herrschaft sich vom Lande Benguela bis an den Zairo erstreckte. Ein Gottesdienst, der sichre und leichte Mittel zur Büßung aller Sünden anboth, war nach dem Geschmack von Nationen, die eine nicht so trostreiche Religion besaßen. Daß er nachher in verschiednen Staaten ausgerottet wurde, ist ein Unglück, das man den Gewaltthätigkeiten der Beförderer desselben zuschreiben muß. Ja selbst an den Orten, wo man ihn beybehalten hat, ist er ganz entstellt worden. Einige geringfügige Gebräuche sind das einzige, was davon übrig geblieben ist.

Die Küsten, die dazwischen liegen, haben abergläubische Lokal-Gebräuche beybehalten, deren Ursprung sehr alt seyn muß. Sie bestehen in der Anbetung jener unendlichen Menge von Gottheiten oder Entischen, die ein jeder sich nach seiner Weise und zu seinem Gebrauche schafft; in dem Glauben an Wahrzeichen,

zeichen, an den Proben mit Feuer und siedendem Wasser, an der Kraft der Gri-Gri. Sie haben einen noch gefährlichern Aberglauben; das ist das blinde Vertrauen, welches man in Priester setzt, die die Diener und die Beförderer des Aberglaubens sind; diese haben die National-Ueberlieferungen in Verwahrung, und treiben Wahrsager-Künste. Der Umgang, den sie der Meynung nach mit dem bösen Geiste haben, macht, daß man sie als Gebieter der Frucht und Unfruchtbarkeit der Ländereyen ansieht; und in dieser Rücksicht schenke man ihnen immer die ersten Früchte. Alle ihre andern Irrthümer leiten den Menschen auf einen geselligen Endzweck, und zielen darauf ab, ihn sanfter und friedfertiger zu machen.

Die verschiedenen Religionen, die in Afrika herrschen, haben die dortige Lebensart nicht verändert; denn der Einfluß des Klima ist so mächtig, daß er denen Meynungen nur eine geringe Gewalt über die Sitten verstattet. Die Häuser werden da noch immer von Palmzweigen, höchstens von Erde erbauet, und mit Stroh, Weiden, oder Schilf bedeckt. Es giebt da kein ander Hausgeräthe als Körbe, irrdene Töpfe, Matten, die statt Betten dienen, und Kürbisschalen, aus denen man alles Hausgeräthe macht. Ein Gürtel, der um die Hüften geht, ist die ganze Kleidung. Man lebt von Wildpret, Fischen, Früchten, Reiß, oder schlechtgebacknen Mays-Brodt. Palmwein ist das übliche Getränke. Die Künste sind unbekannt. Die ganze Arbeit besteht in einigen ländlichen Verrichtungen. Kaum ist der hundertste Theil des Landes bebaut, und noch dazu elendiglich, entweder von ar-

men

men Leuten, oder von Sklaven, die aus Faulheit und wegen ihres Standes die Arbeit verabscheuen.

Die Sitten sind nicht so einförmig als die Bedürfnisse. An den Ufern des Nigers sind die Weiber fast alle schön; wenn die Richtigkeit der Verhältnisse und nicht die Farbe die Schönheit ausmacht. Sie sind bescheiden, zärtlich und getreu; ein unschuldiges Wesen herrscht in ihren Blicken, und ihre Sprache hat etwas von ihrer Furchtsamkeit an sich. Die Namen Zilia, Kalipso, Fanny, Zame, welche Wollustnamen zu seyn scheinen, werden mit einem Accent der Stimme ausgesprochen, deren Weichlichkeit und Anmuth unsere Sprachwerkzeuge gar nicht fähig sind auszudrücken. Die Mannspersonen sind daselbst wohl gebauet; ihre Haut ist schwarz wie Ebenholz, ihre Züge und Gesichtsbildung angenehm. Die Gewohnheit Pferde zu bändigen, und gegen die wilden Thiere Krieg zu führen, giebt ihnen einen edlen Anstand. Sie ertragen schwerlich einen Schimpf; aber das Beyspiel der Thiere, die sie erziehen, flößt ihnen eine gränzenlose Erkenntlichkeit gegen einen Herrn ein, der ihnen gut begegnet. Man kennt keine aufmerksamere, mäßigere Bediente, und die so eine Leidenschaftsähnliche Ergebenheit gegen ihre Herren hegten; aber sie sind keine gute Ackersleute. Ihr Körper ist nicht daran gewöhnt, sich gegen die Erde zu beugen, um diese urbar zu machen.

Die Farbe der Haut der Afrikaner wird lichter, so wie man nach Osten zieht. Die Einwohner haben da größtentheils eine feste aber kleine Bildung; einen

An-

Anschein von Stärke, der sich durch strenge Muskeln zeigt; breite Gesichtszüge ohne Physionomie. Die Gestalten, die sie sich auf der Stirne und den Wangen mahlen, vermehren noch diese natürliche Häßlichkeit. Ein unfruchtbarer Boden, der selbst durch Arbeit nichts hervorbringen will, hat sie zur Fischerey gezwungen, obgleich das Meer, welches durch eine Brandung längst der Küste fast ganz unzugänglich ist, sie davon abzuhalten schien. Da beyde Elemente von ihnen so zu sagen nichts wissen wollten, so haben sie bey andern Nationen, denen sich die Natur günstiger erwiesen hat, Hülfe gesucht; diesen haben sie Salz verkauft, um ihren Unterhalt zu bekommen. Ihr Handlungsgeist hat sich seit der Ankunft der Europäer vermehret; weil sich bey allen Menschen die Begriffe nach Verhältniß der Gegenstände vermehren; und weil mehr Ueberlegung dazu gehört, um einen Sklaven gegen vielerley Arten von Waaren zu vertauschen, als um ein Maaß Salz zu verkaufen. Uebrigens bey vieler Fähigkeit zu aller Arbeit, die nur starke Hände erfodert, schicken sie sich gar nicht zum innern Hausdienst. Dieser Stand ist der Gewohnheit ihrer Erziehung ganz entgegen, bey welcher sie den Lohn für alles, was sie thun, einzeln erhalten. Das beständige Verhältniß einer täglichen Arbeit und eines täglichen Lohns ist vielleicht eins der besten Mittel, um den Arbeitstrieb bey allen Menschen zu unterhalten. Die Frauensleute unter diesen handelnden Negern nehmen Theil an allen ihren Arbeiten, außer an der Fischerey. Sie besitzen weder die Anmuth, noch die Zurückhaltung, noch die Bescheidenheit,

noch die Schönheit der Frauen am Nigerfluß, und sie scheinen auch nicht so feine Empfindungen zu haben. Wenn man beyde Nationen vergleichet, so sollte man denken, daß die eine das gemeine Volk aus einer gesitteten Stadt sey, die andre aber eine vorzügliche Erziehung genossen habe. Man findet Spuhren ihrer verschiedenen Gemüthsart in ihrer Sprache. Die Töne der einen sind höchst sanft, der andern ihre sind hart und trocken wie ihr Boden. Die Lebhaftigkeit klingt bey dieser wie Zorn, auch selbst in der Lust.

Jenseits des Flusses Volta, im Königreiche Benin, und in den andern unter dem Namen der Goldküste bekannten Ländern, ist die Haut der Bewohner glatt und dunkelschwarz; sie haben schöne Zähne, sind von mittler Statur, aber ganz wohl gebauet, und haben etwas furchtsames in ihrem Anstande. Ihre Gesichtsbildung ist zwar angenehm, sie wäre es aber noch vielmehr, wenn die Frauensleute nicht die Gewohnheit an sich hätten, sich Narben im Gesichte zu machen, und die Mannspersonen sich die Stirne zu brennen. Eine ihnen eigne Seelenwandrung ist die Grundfeste ihres Glaubens: sie bilden sich ein, daß, wenn sie sterben, oder sich auch selbst umbringen, sie mögen seyn wo sie wollen, und man mag sie noch so weit wegbringen, so kehren sie nach ihrem Tode in ihr Land zurück. Diese Ueberzeugung macht ihr Glück aus, denn sie betrachten ihr Vaterland als den glückseligsten Aufenthalt in der Welt. Ein so sanfter Irrglauben macht sie auch menschlich. Denen Fremden, die sich in diesen Gegenden niederlassen, wird mit einer Achtung begegnet, die bis zur Ehrfurcht

geht, weil man überzeugt ist, daß sie dahin kommen, um die Belohnung ihrer Tugenden zu empfangen. Dieß Volk hat eine Neigung zur Lustigkeit, die man an den benachbarten Nationen nicht bemerkt; Lust zur Arbeit, einen offnen Kopf, eine richtige Beurtheilungskraft, eine Billigkeit, von der sie durch die Umstände selten bewogen werden abzugehen, und eine große Geschicklichkeit sich nach fremden Gebräuchen zu bilden. Den Gewohnheiten, die aus seinem Handel entspringen, ist es mehr ergeben, auch wenn sie ihm nicht vortheilhaft sind. Die Art mit ihm zu handeln blieb lange so, wie sie anfangs gewesen war. Das erste Schiff, das ankam, kaufte und verkaufte erst alles, was es brauchte, ehe ein anders anfangen konnte zu handeln. Es gieng damit nach der Reihe. Was die Waaren dem einen gegolten hatten, galten sie allen den übrigen. Erst seit kurzen hat sich diese Nation entschlossen, die Vortheile zu nutzen, die ihnen die Mitwerbung der ihre Rheden besuchenden Europäischen Nationen darbiethet.

Die Völker, die zwischen dem Aequator und dem Zairo liegen, sind alle einander sehr ähnlich. Sie sind wohlgebauet. Ihre Leibesbeschaffenheit ist nicht so stark als derjenigen, die auf der nördlichen Seite des Mittagszirkels wohnen, ihre; und ob sie gleich einige Zeichen auf dem Gesichte tragen, so befinden sich doch niemals solche Narben darauf, deren erster Anblick dem Auge unangenehm fiele. Sie nähren sich mit ungekünstelten Speisen, und ihre Lebensart ist mäßig. Sie lieben die Ruhe und arbeiten niemals über ihre Kräfte. Bey ihren Feyerlichkeiten kommen

kriegerische Spiele vor, die etwas ähnliches mit unsern ehemaligen Turnieren haben; nur mit dem Unterschiede, daß sie in Europa die Uebung kriegerischer Nationen waren, in Afrika aber die Lustbarkeit eines feigen Volkes sind. Die Frauensleute nehmen an diesen öffentlichen Lustbarkeiten keinen Theil. Sie versammlen sich in einigen Häusern, und bringen da ihre Zeit geheimnißvoll zu, ohne daß eine Mannsperson zu ihren Versammlungen zugelassen würde. Die Rangsucht ist die Hauptleidenschaft dieser von Natur friedliebenden Nationen. Alles ist dort Etikett, so wohl am Hofe der Fürsten, als in den Privathäusern. Bey der geringsten Eräugniß eilet man zu seinen Freunden, entweder um ihnen Glück zu wünschen, oder ihnen sein Beyleid zu bezeigen. Eine Heirath giebt Gelegenheit zu drey Monath daurenden Besuchen. Das Leichenbegängniß eines angesehenen Mannes dauret manchmal zwey Jahre. Die Leute, die ihm auf irgend eine Art angehörig waren, tragen seine traurigen Ueberbleibsel durch verschiedene Provinzen. Der Haufe vermehrt sich auf der Wanderschaft; und keiner geht nach Hause, bis man den Leichnam mit dem Bezeugen des äußersten Schmerzes in das Grab gelegt hat. Eine so merkliche Neigung zu Ceremonien ist dem Aberglauben günstig gewesen, und der Aberglaube hat die Unthätigkeit befördert. In diesen Gegenden, wo das Land fruchtbar genug ist, um keine große Arbeit zu brauchen, wird es nur durch Frauensleute gebauet, die durch Knechtschaft oder Armuth zu dieser Arbeit gezwungen sind. Die männlichen Sklaven, oder die freyen aber armen

Manns-

Mannspersonen, beschäftigen sich mit der Jagd und der Fischerey, oder sie verstärken das Gefolge der Vornehmen. Ueberhaupt ist bey dieser Nation weniger Gleichheit unter den Geschlechtern, als man bey ihren Nachbarn antrift. Die Geburt und der Stand geben einigen Frauenspersonen das Recht, sich einen Mann zu wählen, den sie in einer außerordentlichen Unterthänigkeit erhalten. Sie haben so gar das Recht, ihn zum Sklaven zu machen, wenn sie nicht mit ihm zu frieden sind; und es läßt sich glauben, daß sie sich dieses Vorrechts gerne bedienen, das für beyde Geschlechter demüthigend ist. Denn was ist ein Mann, den eine Frau zu ihrem Sklaven machen kann? Er nutzt weder ihr noch sich.

Vom Zairo bis an den Fluß Coanza, trift man zwar wohl die alten Sitten an, allein man bemerkt da eine verwirrte Vermischung von Europäischen Gewohnheiten, die man anderwärts nicht zu sehen bekommt. Es läßt sich ganz natürlich denken, daß die Portugiesen, die in diesen Gegenden große Besitzungen haben, und die christliche Religion dort einführen wollten, mehr Umgang mit den Bewohnern gehabt haben, als die andern Nationen, welche nordwärts von der Linie, bloße Faktoreyen besitzen, und auf nichts als auf ihren Handel bedacht gewesen sind.

Den Leser brauchen wir wohl nicht erst zu warnen, daß alles, was hier von den Völkern in Guinea gesagt worden ist, nach der Strenge nur von der Gattung von Menschen verstanden werden muß, die in allen Ländern den Charakter einer Nation entschei-

det. Die geringern Klassen, die Sklaven entfernen sich von der Aehnlichkeit, nach eben dem Verhältniß, wie sie durch ihre Beschäftigungen und durch ihren Stand sind herabgesetzt oder erniedrigt worden. Indessen haben die scharfsichtigsten Beobachter bemerken wollen, daß der Unterschied der Stände bey diesem Volke nicht so merkliche Verschiedenheiten hervorbrächte, als wir in den an der Elbe und an der Tiber liegenden Ländern finden, denn so groß ist ungefähr die Küste vom Niger bis zum Coanza. Je mehr sich die Menschen von der Natur entfernen, je weniger müssen sie einander ähnlich seyn. Die Menge der bürgerlichen und politischen Anordnungen bringt nothwendig in dem moralischen Charakter und in den physischen Gewohnheiten Schattirungen hervor, die in einfachern Gesellschaften unbekannt sind. Ueberdem läßt die unter dem heißen Himmelsstriche gewaltsamer, als unter den gemäßigten, gebiethende Natur dem moralischen Einfluß weniger Kraft zu wirken; die Menschen sind einander dort ähnlicher, weil sie alles von der Natur und fast nichts von der Kunst erhalten haben. In Europa vermehrt und vervielfältigt ein ausgebreiteter und verwickelter Handel die Genußmittel, das Vermögen und die Stände, und vermehrt also auch die Verschiedenheiten, welche das Klima, die Gesetze und die Vorurtheile bey thätigen und arbeitsamen Völkern hervorgebracht haben.

VII.

Ehemaliger Handel mit der Küste von Guinea.

Der Handel hat auf der Küste von Guinea keine große Veränderung in den Sitten hervorbringen können. Ehedem bestand er bloß in einem Umtausch von etwas Salz und getrockneten Fischen, das die von der Küste entfernten Nationen verzehrten. Dagegen gaben sie Stücken Zeuges, die aus einem Faden gemacht waren, der weiter nichts ist, als ein holziges Wesen, das unter der Rinde eines den dortigen Gegenden eignen Baumes klebet. An der Luft wird es hart, und ist zu allerhand Gewebe zu gebrauchen. Man macht Mützen, Arten von Scherfen, Schürzen um die Lenden daraus, deren Gestalt nach der Mode, die jede Nation angenommen hat, verschieden ist. Die natürliche Farbe dieses Faden ist abgebleicht grau. Der Thau, an dem unser Leinen bleicht, giebt diesem eine Citronfarbe, welche die reichen Leute am liebsten haben mögen. Die schwarze Farbe, die das gemeine Volk am mehrsten trägt, erhält der Faden von der Rinde seines Baumes selbst, die man bloß in Wasser auflösen läßt. Weil man es so leicht gefunden hat, ihm alle Farben annehmen zu lassen, so ist man dadurch bewogen worden, allerley Menschen, Vögel, und vierfüßiger Thiere Gestalten darauf zu weben. Die auf diese Art verfertigten Zeuge dienen dazu, die Zimmer damit auszutapezieren, Stühle und andere Hausgeräth damit zu beschlagen.

Die ersten Europäer, die die östliche Küste von Afrika besuchten, gaben dem Wachse, dem Elfen-

Bein, dem Gummi, welches alles vorhero nicht geachtet wurde, einen Werth. Selbst das Gold bekam einen Werth durch sie, davon sie höchstens jährlich drey tausend Mark eintauschten. Ihr unruhiger Geiz, der mit dieser Menge niemals zufrieden gewesen ist, hat ihnen verschiedentlich unzählige Mittel eingegeben, um mehr zu bekommen. Sie glauben nun nächstens dazu zu gelangen, und zwar folgender Gestalt.

Im Innern von Afrika, um den zwölften und dreyzehnten Grad nördlicher Breite, sagt ein neuerer Reisebeschreiber, liegt ein ziemlich großes Land, das unter dem Namen Bambuk bekannt ist. Es steht unter keinem besondern Könige; sondern wird durch Herren regiert, die jeder über ein Dorf gebiethen, und Farims heißen. Diese von einander unabhängige Erbherren sind alle verbunden, ihren Antheil zu den Staatsausgaben herzugeben, wenn derselbe ganz oder auch nur in einem seiner Glieder angegriffen wird.

Das Gebieth dieser aristokratischen Republik ist dürre und versengt. Es wächst daselbst weder Mayz, noch Reiß, noch Gemüß. Die unerträgliche Hitze, die man dort auszustehen hat, kommt zum Theil daher, weil es mit hohen Gebürgen umgeben ist, welche die Winde verhindern, die Luft abzukühlen. Die Himmelsgegend ist so wenig gesund als angenehm. Dünste, die unaufhörlich aus dem Schooße eines Bodens aufsteigen, der voller Erze liegt, machen den dortigen Aufenthalt, zumal für Fremde, gefährlich.

Diesem

Diesem so schlechten Lande hat nichts einige Aufmerksamkeit zu Wege gebracht, als sein Gold; das Gold, das in den Augen des habsüchtigen Menschen alles Ungemach der Natur wieder zu vergüten scheint, ob es gleich dieselben alle vermehrt. In dem Lande ist es so gemein, daß man fast überall welches findet. Man braucht manchmal nur, um welches zu bekommen, die Oberfläche einer thonigen, leichten und mit Sande vermischten Erde aufzukratzen. Ist die Ader sehr reich, so wird sie einige Fuß tief gegraben, aber niemals weiter, ob man gleich bemerkt hat, daß sie ergiebiger würde, je tiefer man grübe. Die Bergleute sind zu faul, um eine Arbeit fortzusetzen, die immer mühseliger wird, und zu unwissend um den Hindernissen abzuhelfen, die sie unfehlbar nach sich ziehen würde. Ihre Nachlässigkeit und Ungeschicklichkeit geht so weit, daß sie nur die größten Stücken Gold behalten, wenn sie es waschen, um es von der Erde zu sondern; die leichtesten gehen mit dem Wasser fort, das von einer schrägen Fläche abläuft.

Die Einwohner von Bambuk bearbeiten die Bergwerke, weder zu allen Zeiten, noch wenn sie Lust haben. Sie sind verbunden zu warten, bis persönliche oder öffentliche Bedürfnisse die Farims bewegen, die Erlaubniß dazu zu ertheilen. Wenn diese angekündigt ist, so begeben sich alle diejenigen, die sie nutzen wollen, an den angewiesenen Ort. Nach Ende der Arbeit geschieht die Vertheilung. Die Hälfte des Goldes kommt dem Herrn zu, und das übrige wird unter den Arbeitern zu gleichen Theilen ver-

theilt. Diejenigen, die zu einer andern Zeit als bey so einem allgemeinen Goldgraben, welches haben wollen, suchen es in den Flüssen, wo es gemein ist.

Die Franzosen und Engländer haben wechselsweise gierige Blicke nach diesen wahren oder eingebildeten Reichthümern geworfen. Einige haben gesucht, durch den Niger, andre durch den Salum dahin zu gelangen. Aber man hat noch nicht einmal das Daseyn derselben recht gewiß ausmachen können, geschweige denn, daß man sich ihrer bemächtigt hätte. Durch die Fruchtlosigkeit dieser Bemühungen ist der Eifer der hitzigen Gemüther verdoppelt worden: aber die vernünftigen Handelsleute haben beschlossen, sich an einem viel wichtigern Handel, an dem Sklaven-Handel zu halten.

VIII.

Neuer Handel von Guinea; der Sklaven-Handel.

Das Eigenthumsrecht, das einige Menschen in Guinea sich über andere erworben haben, ist eines sehr alten Ursprunges. Es ist da allgemein eingeführt, außer in einigen kleinen Winkeln, wo die Freyheit sich hingeflüchtet und verborgen hat. Indessen hat kein Eigenthumsherr das Recht, einen Menschen, der im Sklavenstande gebohren ist, zu verkaufen. Er kann nur die Sklaven veräußern, die er erwirbt, entweder im Kriege, wo jeder Gefangne, wenn er nicht ausgewechselt wird, ein Sklave ist; oder als eine Buße, für ein ihm angethanes Unrecht;

oder wenn er sie als ein Zeichen der Erkenntlichkeit empfangen hat. Dieses Gesetz, welches zum Besten der gebohrnen Sklaven gemacht zu seyn scheint, ist, seitdem die Europäer die Ueppigkeit auf den Küsten von Afrika eingeführt haben, unzulänglich. Es wird täglich durch die abgeredten Streitigkeiten eludirt, die zwey Herren gegen einander erregen, damit sie wechselsweise zu einer Buße verurtheilt werden, die sie an gebohrnen Sklaven bezahlen, mit denen sie nachher, vermöge dieses selbigen Gesetzes, nach Gefallen walten können.

Das Sittenverderben ist seinem natürlichen Laufe zuwider von den Privatpersonen auf die Landesfürsten gekommen. Sie haben häufigere Kriege mit einander angefangen, um Sklaven zu bekommen; wie man dergleichen in Europa erregt, um sich Soldaten zu verschaffen. Sie haben die Gewohnheit eingeführt, nicht nur diejenigen, die einen Angriff auf das Leben oder das Eigenthum eines Mitbürgers gethan hatten, mit der Sklaverey zu bestrafen, sondern auch diejenigen, die außer Stand waren, ihre Schulden zu bezahlen, und diejenigen, die die eheliche Treue verletzt hatten. Dieses ist mit der Zeit die Strafe der geringsten Vergehungen geworden, da sie anfangs bloß für die größten Verbrechen bestimmt war. Man hat nicht aufgehört, die Verbothe selbst der gleichgültigsten Dinge zu vermehren, bloß um auch das Einkommen aus den Strafen zugleich mit den Uebertretungen zu vermehren. Die Ungerechtigkeit hat ferner weder Ziel noch Maaß gekannt. Fern von den Küsten befinden sich Oberhäupter, die alles,

was man um den Dörfern herum findet, aufheben lassen. Man steckt die Kinder in Säcke, den Manns- und Frauensleuten steckt man einen Knebel in den Mund, um ihr Geschrey zu dämpfen. Wenn die Räuber durch eine stärkere Mannschaft in Verhaft genommen werden, so führt man sie zu dem Landesherrn, der den Auftrag, den er gegeben hat, immer verläugnet, und unter dem Vorwande Recht darüber ergehen zu lassen, den Augenblick diese seine Abgeschickten an die Schiffe verkauft, mit denen er einen Handel geschlossen hat.

Ohnerachtet dieser verhaßten Kunstgriffe, sind die Völker an der Küste außer Stand gewesen, der Nachfrage der Kaufleute ein Genüge zu leisten. Es ist ihnen so ergangen, wie es jeder Nation ergehen muß, die nur mit ihrem baaren Gelde handeln kann. Die Sklaven sind für den Handel der Europäer in Afrika, was das Gold in dem Handel ist, den wir mit der neuen Welt treiben. Die Negerköpfe stellen das baare Geld der Staaten an der Küste von Guinea vor. Alle Tage wird ihnen das baare Geld weggenommen; und man läßt ihnen dafür nur Sachen, die sich verzehren lassen. Ihr Kapital verschwindet nach und nach; weil es sich nicht, nach Verhältniß des Verbrauchs, wieder hervorbringen läßt. Auch wäre der Sklavenhandel schon gesunken, wenn die Küstenbewohner nicht die Völker weiter im Lande hinein mit ihrer Ueppigkeit angesteckt hätten, von denen sie fast alle Sklaven herbekommen, die sie uns liefern. Auf diese Art hat der Handel der Europäer immer

weiter die handelsfähigen Reichthümer dieser Nation fast gänzlich erschöpft.

Diese Erschöpfung ist schuld daran, daß die Sklaven seit zwanzig Jahren fast auf einen viermal so hohen Preis gestiegen sind, und zwar folgender Gestalt. Man bezahlt sie größtentheils mit ostindischen Waaren, die in Europa doppelt so theuer geworden sind, als ehemals. Man muß in Afrika doppelt so viel dieser Waaren geben. Also sind die Amerikanischen Pflanzörter, wo der letzte Handel mit Negern geschieht, genöthigt, diese verschiedenen Preiserhöhungen zu tragen, und folglich viermal so viel zu bezahlen als ehemals.

Unterdessen empfängt der entfernte Herr, der seinen Sklaven verkauft, weniger Waaren, als vor funfzig Jahren der bekam, der den Seinigen nahe an der Küste verkaufte. Die Profite der Mittelsmänner; die Kosten der Reise; die bisweilen auf drey Procent steigenden Abgaben, die man an die Herren bezahlen muß, durch deren Lande man zu ziehen genöthigt ist, nehmen die Differenz der Summe hin, die der erste Verkäufer empfängt, und der, die der Europäische Kaufmann bezahlt. Diese Kosten steigen täglich wegen der Entfernung der Orte, wo es noch Sklaven zu verkaufen giebt. Je weiter dieser erste Markt entfernt seyn wird, je größer werden die Kosten der Reise werden. Sie werden so hoch steigen, daß so wenig von dem, was der Europäische Kaufmann geben kann, übrig bleiben wird, um es dem ersten Verkäufer zu biethen, daß dieser seinen Sklaven lieber wird behalten wollen. Alsdenn wird der Sklaven-

handel aufhören. Wenn man ihn dann durchaus erhalten will, so werden unsre Kaufleute übermäßig theuer einkaufen, und verhältnismäßig an die Kolonisten verkaufen müssen; diese werden alsdenn ihre Produkte nicht anders als zu einem ungeheuren Preise liefern können, und daher keine Käufer mehr finden. Aber bis zu der Zeit, die vielleicht nicht so weit entfernt ist, als die Kolonisten denken, werden sie ruhig vom Blute und vom Schweiße der Negern leben. Sie werden Seefahrer finden, die hingehen und welche einkaufen, und diese hinwiederum Tyrannen, die ihnen welche verkaufen.

Die Menschenhändler treten in Gesellschaft zusammen, und machen Arten von Karawanen aus, indem sie auf zwey, drey hundert Meilen weit, verschiedene Koppeln von dreyßig bis vierzig Sklaven herführen, die alle das nöthige Wasser und Korn tragen, um in den dürren Wüsten, durch welche man reisen muß, leben zu können. Die Art sich ihrer zu versichern, ohne ihren Marsch gar zu mühsam zu machen, ist künstlich ausgedacht. Man hängt jedem Sklaven eine acht bis neun Schuh lange hölzerne Gabel an den Hals. Diese Gabel ist hinten mit einem vernieteten Nagel so zugemacht, daß der Kopf nicht durch kann. Der Stiel der Gabel, der von sehr schweren Holze ist, fällt vorne her, und ist dem, der sie am Halse hat, so beschwerlich, daß, ob er gleich freye Arme und Beine hat, er weder gehen, noch die Gabel aufheben kann. Wenn man sich in Marsch setzen will, stellt man alle Sklaven hinter einander. Jede Gabel leget und befestiget man mit dem Ende auf die

Schulter

Schulter des Vordermannes, und das geht so von einem Sklaven zum andern bis auf den allervordersten, dessen Gabel durch einen von den Führern getragen werden muß. Selten kann man andern Fesseln anlegen, ohne selbst die Last davon zu empfinden. Aber um die Ruhe des Schlafes ohne Sorgen genießen zu können, binden diese Kaufleute die Arme eines jeden Sklaven an dem Stiele der Gabel, die er trägt, fest. Auf die Art kann er weder fliehen noch das geringste zur Widererlangung seiner Freyheit versuchen. Diese Sorgfalt hat man unumgänglich gebrauchen müssen; denn wenn der Sklav einmal seine Ketten abwerfen kann, so ist er frey. Die Gesetze, die dem Eigenthümer den Besitz seines Sklaven versichern, und die ihm denselben zu allen Zeiten wieder in die Hände liefern, schweigen zwischen den Sklaven und dem Sklavenhändler, der das verachtetste unter allen Gewerben treibt.

Die Sklaven kommen immer in großer Anzahl, zumal wenn sie von entfernten Gegenden herkommen. Diese Einrichtung ist nothwendig, um die Unkosten, die ihr Transport erfodert, zu vermindern. Die Zwischenzeit von einer Reise zur andern, die wegen dieser Sparsamkeit schon lange ausfallen muß, währt oft aus besondern Ursachen noch länger. Die gewöhnlichste derselben ist der Regen, der da macht, daß die Flüsse austreten, und daß der Handel darnieder liegt. Die gute Jahreszeit, um im Innern von Afrika zu reisen, fällt zwischen den Monath Februar und September, und vom September bis im März, findet

man

man bey der Rückkehr der Kaufleute den größten Ueberfluß an dieser Waare.

IX.

In welchen Orten und auf was für Art der Sklavenhandel getrieben wird.

Der Sklavenhandel der Europäer wird diesseits und jenseits der Linie getrieben. Letztere Küste, die unter dem Namen der Küste von Angola bekannt ist, bietet nur drey Hafen dar, Cabinda, Loango, Malymbo, die aber allen Nationen offen stehen, und zween, die die Portugiesen allein in ihren Händen haben, nämlich St. Paul von Loando, und St. Philipp von Benguela. Diese Gewässer liefern ungefähr den dritten Theil der Schwarzen, die nach Amerika gebracht werden; das sind aber weder die klügsten, noch die arbeitsamsten, noch die stärksten. Jene, die man unter dem allgemeinen Namen der Goldküste begreift, ist reicher an Rheden; aber sie sind dem Handel nicht alle gleich günstig. Der Zwang, den die Europäischen Kastele an vielen Orten eingeführt haben, hält die Sklavenhändler davon zurück. Nach Anamabu und Calbari, wo die Geschäfte mit gänzlicher Freyheit getrieben werden, kommen sie in weit größrer Anzahl hin.

Im Jahr 1768 sind aus Afrika 104, 100 Sklaven gekommen. Die Engländer haben für ihre Inseln 53, 100 mit fortgeschleppt; ihre Kolonisten in dem nördlichen festen Lande, 6, 300; die Franzosen 23, 500; die Holländer 11, 300; die Portugiesen 8, 700; die Dänen 1, 200. Diese Unglücklichen sind nicht alle nach dem

dem Ort ihrer Bestimmung hingelangt. Nach dem gewöhnlichen Laufe der Dinge muß der achte Theil auf der Fahrt umgekommen seyn. Jede Nation hat die Sklaven, die sie gekauft, in ihren Kolonien zum Landbau angestellt. Nur Groß-Britannien hat den Spaniern vier tausend überlassen, und ungefähr drey tausend durch den Schleichhandel in die französischen Besitzungen eingeführet.

Man würde irren, recht sehr irren, wenn man glaubte, daß Amerika jährlich eine gleiche Anzahl Schwarze bekommt. Ohne zu rechnen, daß der Krieg die Speditionen nach Guinea gewaltig vermindert, so haben die Einrichtungen des letzten Friedens einen starken neuen Anbau veranlaßt, der einen außerordentlichen Zuschuß erfoderte. Man muß die Zahl Menschen, die sich Afrika jährlich rauben läßt, auf sechzig tausend einschränken. Wenn man annimmt, daß jeder auf der Stelle dreyhundert Livres kostet, so sind das achtzehn Millionen Livres *), die diese barbarischen Gegenden für ein so abscheuliches Opfer empfangen **).

Der

*) Jeder Sklav kostet etwas über 79 Rthl. und die ganze Summe, die Afrika dafür empfängt, thut 4, 840, 000 Rthl.

**) Wenn der Verf. die Zahl der Negern, die jährlich aus Afrika geholt werden, auf 60000 ansetzt, so ist er unter der rechten Summe geblieben. Wir schließen es aus der Anzahl Sklaven, die die Engländer im Jahr 1771 da eingekauft haben, und zumal da neuere Nachrichten melden, daß dieser Handel eher zu- als abnähme, außer daß er seit ganz kurzen durch

Der französische Handelsmann wird sich verwundern über den geringen Preis, auf den wir hier den Sklaven

---

die gänzliche Unterbrechung des Handels zwischen Groß-Britannien und den Amerikanischen Kolonien, einen gewaltigen Stoß bekommen hat, und also in gegenwärtigem Jahre 1776 viel geringer seyn dürfte. Was die Folgen hievon seyn werden, kann noch niemand einsehen. Allein 1771 holten die Engländer 47, 146 Schwarze aus Afrika, wovon der Antheil der Liverpooler Kaufleute allein 29, 250 betrug. Hiezu wurden aus England, einige kleine Fahrzeuge ungerechnet, 195 Schiffe abgeschickt: nämlich 107 von Liverpool; 58 von London; 25 von Bristol und 5 von Lancaster. Um den Leser in den Stand zu setzen sich einen deutlichern Begriff von diesem Handel zu machen, wollen wir noch hersetzen, wie viel Negersklaven aus den Hauptländern, wo sie her gekauft werden, im besagten Jahre von den Engländern sind geholt worden, wie es im Campbells Survey of Great-Britain, Tom II. S. 624 ff. einen sehr genauen und glaubwürdigen Schriftsteller zu finden ist. Von ihrer Faktorey am Senegalfluse, die ihnen durch den Pariser Frieden 1763 abgetreten worden ist, haben 43 Schiffe, außer vier hundert Tonnen arabisch Gummi, 3310 Sklaven geholt. Nach der Gegend von Kap Roxo an bis an die Goldküste, sind 56 Schiffe hingesegelt, und haben da 11, 960 Sklaven hergebracht. An der Goldküste haben 29 Schiffe 7525 Sklaven eingekauft. Aus dem Königreiche Benin und der Küste, wo die Flüsse Benin, der alte und neue Callabar fließen, sind 23, 301 Sklaven auf 63 Schiffen geschleppt worden. Die ganze Küste von Angola hat hingegen an vier Schiffe nicht mehr als 1051 Sklaven geliefert. Wenn man nun die Karte vor die Hand nimmt, die Besitzungen der nach Afrika handelnden Nationen in Afrika sowohl als in Amerika, samt derselben Beschaffenheit, und den Geist dieser Nationen betrachtet, auch allenfalls die

ganz

Sklaven ansetzen. Ein jeder weiß, daß er sie weit theurer kauft; aber es ist auch bekannt, daß die Engländer und die Holländer sie wohlfeiler bekommen, weil sie nicht so wie der Franzose, durch die Unzulänglichkeit ihres Asiatischen Handels, und durch die Unvollkommenheit einiger zum Handel nach Afrika nöthiger Manufakturen Kommission, Fracht, Assekuranz zu bezahlen brauchen, um einige Waaren, die unentbehrlich sind, aus fremden Hafen zu bekommen. Die Portugiesen haben noch Vortheile über diese beyden Nationen. Sie spediren ihre Schiffe von Brasilien aus, mit Toback und Brantewein, den sie aus ihrem eigenen Boden ziehen, verrichten sie ihren Einkauf, und haben noch dazu einen ausschließenden Handel auf Küsten, die zwey hundert Meilen lang sind, und dreyßig bis vierzig tief ins Land hineingehen.

Außer den Portugiesen bezahlen alle übrigen Völker ihre Sklaven mit denselben Waaren. Sie bestehn in Säbeln, Flinten, Pulver, Eisen, Brantewein, Nürnberger Waaren, wollenen Zeugen, und zumal Ostindischer Leinwand, oder solcher, die in Europa nach Art der Ostindischen verfertiget und gemahlt wird. Die Nationen, die der Linie nordwärts wohnen, haben eine kleine weiße Muschel, die wir ihnen von den Maldiven herbringen, zu ihrer Münze angenommen. Jenseits der Linie fällt dieß Mittel zum

ganz richtig im Werke angegebne Proportion der Sklaven, die jede holt, zur Grundlage annimmt; so kann man die jährliche Anzahl der Afrikaner, die wir Europäer so unmenschlich sind dort zu kaufen, ohne Furcht sehr zu irren, auf 75, bis 80,000 ansetzen.

Eintausch weg. Dort verfertigt man, zum Zeichen des Werthes, ein kleines Stück Zeug aus Stroh, das anderthalb Schuh lang und einen breit ist. Dieß würkliche Zeichen ist nur der vierzigste Theil eines idealen Werthes, den man ein Stück nennet.

Dieß Wort ist, seitdem wir Afrika besuchen, der Ausdruck geworden, wornach man die Dinge, die den größten Werth haben, berechnet. Der Preis einer jeden Waare, die wir dort hinbringen, wird dadurch unveränderlich bestimmt, daß man sagt, sie gelte, eins, zwey, drey, vier, oder mehrere Stücken. Jedes Stück kostet dem ersten Einkauf nach beynahe einen Dukaten, und man giebt seit einiger Zeit fünf und dreyßig bis sechs und dreyßig Stück für einen Neger, die Abgaben mitgerechnet. Die stärkste dieser Abgaben besteht in einem Grazial, das man einem von der Regierung bestellten Mäkler, der immer einen Mittelsmann zwischen dem Käufer und Verkäufer abgiebt, schenken muß. Diesen Mäkler muß man sich ergeben zu machen suchen, und er ist immer eine wichtigere Person geworden, so wie der Wetthandel der Europäer gestiegen ist, und der Mangel an Sklaven merklich geworden ist. Eine andere Abgabe, die zwar unter dem Namen eines Geschenks verlangt wird, nichts desto weniger aber ein erzwungner Zoll ist, besteht in dem, was man dem Landesherrn und seinen vornehmsten Bedienten zahlen muß, um die Erlaubniß zu handeln zu bekommen. Die Summe wird nach der Größe des Schiffes abgemessen, und kann auf drey Procent angeschlagen werden.

X.

Braucht man Kastele, um sich Sklaven zu verschaffen?

Die Europäischen Nationen haben gemeynet, es erfodere es der Vortheil ihres Handels, daß sie Besitzungen auf der Küste von Afrika anlegten. Die Portugiesen, die zuerst diese weitläuftigen Gegenden durchwanderten, ließen überall mehr Spuhren ihres Ehrgeizes als ihrer Klugheit zurück. Die schwachen und unzähligen Pflanzörter, die sie dort hingeworfen hatten, ermangelten nicht gar bald ein Vaterland zu vergessen, das sie selbst vergessen hatte. Mit der Zeit blieb von so vielen Eroberungen nichts übrig, als der große Strich, der sich von Zaire an bis zum Kap Negro erstreckt, von wo aus Brasilien seine Sklaven bekommt. Man hat auch einige Inseln von geringem Werthe beybehalten. Diejenigen, die dem grünen Vorgebürge westwärts liegen, bringen Salz hervor, unterhalten Vieh, und dienen den Schiffen, die nach Ost-Indien segeln, zum Erfrischungshafen. Die Prinzen- und St. Thomas-Eilande, die am Eingange des Meerbusens Gabon liegen, geben denen Seefahrern, die von der Goldküste ab nach Amerika segeln, Erfrischungen. Alle mit einander werden in der handelnden Welt für nichts geachtet.

Obschon Portugall selbst im Anfange nur einen mäßigen Vortheil von den Afrikanischen Küsten hatte, so war es doch so eifrig auf die Herrschaft, die es dort vermöge seines Entdeckungsrechts ausübte, daß es glaubte, keine Nation hätte das Recht dahin zu segeln. Die Engländer, die es zuerst wagten, an der

Rechtmäßigkeit dieser Ansprüche im J. 1553 zu zweifeln, mußten den Schimpf erfahren, daß ihre Schiffe angehalten wurden. Es mußte zu einem Nationalkrieg geschritten werden, um sich durch die Waffen von dieser Tyranney zu befreyen. Nach der Zeit errichteten die ausschließenden Gesellschaften, die in England diesen Handel unternahmen, nach und nach unzählige Faktoreyen, worunter die von Kap-Corso an der Goldküste, und die zu Fort James, die auf einer Insel am Eingange des Gambra Flusses liegt, beständig die ansehnlichsten und einträglichsten gewesen sind. Ob man gleich viele derselben verlassen hatte, so blieben ihrer doch sechszehn, als das Parlement durch den allgemeinen Zuruf erwachte, und sich im J. 1752 entschloß, diesem Monopol ein Ende zu machen. Die Nation kaufte den Interessenten alle diese befestigten Waarenhäuser, worinn nur hundert zwanzig Mann lagen, für hundert zwölf tausend hundert zwey und vierzig Pf. St. drey Schilling drey Pence ab *). Ihre Unterhaltung kostet jährlich ungefähr 13000 Pf. **).

England trieb den Handel mit Afrika allein, oder doch fast allein, als die Holländer im J. 1637 sich Theil daran zu verschaffen suchten. Der Krieg, den sie mit Spanien führten, gab ihnen ein Recht, die Portugiesischen Besitzungen auf der Küste von Guinea anzugreifen; und sie nahmen die mehresten davon in sehr kurzer Zeit ein. Der im J. 1641

ge-

*) 672853 Rthlr.
**) 78000 Rthlr.

geschloßne Traktat versicherte ihnen den Besitz derselben. Holland gab darauf vor, es träte in alle Rechte des ersten Besitzers, und wollte unter diesem Vorwande seinen Nebenbuhler aus diesen Gewässern vertreiben, worinn es ihn auch nicht aufhörte bis zum Bredaer Frieden zu plagen. Unter allen diesen Eroberungen war das Kastel la Mina an der Goldküste die wichtigste. Es war im J. 1452 von den Portugiesen aufgeführt worden, die das Gebieth desselben durch Zucker, Mayz, und verschiedene vortreffliche Früchte, die sie darauf gebaut, und eine Menge nützlicher Thiere, die sie hinversetzt, verschönert hatten. Sie bekamen viel Gold und einige Sklaven daher. Diese Besitzung ward unter den Händen der Holländer nicht schlechter, die es zum Mittelpunkte aller ihrer eroberten Faktoreyen, und aller Geschäfte, die sie in Afrika trieben, machten.

Der Flor dieser Macht hatte in diesem Welttheile seinen Gipfel erreicht, als sie daselbst durch Ludewig XIV angegriffen wurde. Dieser Fürst, der nach allen Arten von Ruhm trachtete, ergriff die Gelegenheit des im J. 1672 angefangenen Krieges, um die Donner, die das Schrecken seiner Flagge in alle Meere brachten, auch auf den Afrikanischen Ufern erschallen zu lassen. Er nahm den Holländern die Kasteele Arguin und Port Andrik weg, die damals der allgemeine Gummimarkt waren. Seine Unterthanen legten nachher verschiedene Posten an der Küste an, die sie aber verlassen mußten, entweder weil sie schlecht gewählt waren, oder weil man nicht die nöthige Macht hatte, um sie zu behaupten. Seitdem

Frankreich durch an einander hängende Fehler und Unglücksfälle gezwungen worden ist, Senegal den Engländern in den lezten Traktaten aufzuopfern, bleibt ihm nichts als die Faktorey zu Juida und die Insel Gorea, wo weder Handel ist, noch jemals seyn wird. Die Franzosen fiengen vor einigen Jahren an eine einträgliche Besitzung zu Anamabu anzulegen, allein die Arbeiter wurden durch Englische Schiffe, im vollen Frieden, mit Kanonkugeln vertrieben. Ein geschickter Staatsunterhändler, der sich damals in London aufhielt, bezeugte, als er von dieser Gewaltthätigkeit hörte, sein Erstaunen, über ein so seltsames Verfahren. Ja ja mein Herr, antwortete ihm ein bey dieser erleuchteten Nation sehr angesehener Staatsminister, wenn wir gerecht gegen die Franzosen handeln wollten, so könnten wir keine dreyßig Jahre bestehen.

Die Dänen, die sich kurz nach der Mitte des lezztern Jahrhunderts in Afrika ansäßig machten, und die beyden Kastele, Friedrichsburg und Christiansburg. die nicht weit von einander an der Goldküste liegen, vom Könige von Aquambo kauften, sind niemals so behandelt worden. Man ließ sie deswegen so ruhig, weil ihr Handel wenig zu bedeuten hatte. Er war so schwach, daß man nur alle zwey bis drey Jahre ein Schiff spedirte. Diese Schiffarth hat sich seit einiger Zeit vermehrt, allein sie ist noch eben nicht sehr beträchtlich.

Ausgenommen die Portugiesen, unterwarfen alle übrigen Europäischen Nationen ihren Handel nach Afrika einem ausschließenden Handlungsrechte.

Die

Die Gesellschaften, die dieß Monopol in Händen hatten, dessen Fehler alle Regierung endlich eingesehen, und ihn abgeschafft haben, befestigten ihre Faktoreyen, theils um die Fremden davon abzuhalten; theils um die Landeseingebohrnen zu nöthigen, an sie allein zu verkaufen. Wenn hernach die Gegenden, worinn das Kastel lag, nichts mehr liefern konnten, so lag der Sklavenhandel darnieder, weil die weiter im Lande hineinwohnenden Völker ihre Sklaven lieber nach den freyen Hafen, wo sie die Käufer wählen konnten, hinbrachten. Also sind die Faktoreyen, die ehedem, als die Küste noch wohl bevölkert war, so viel Vortheil schafften, nunmehr nicht mehr so viel werth, da die Faktoren in denselben große Reisen thun müssen, um ihren Einkauf zu verrichten. Der Nutzen dieser Besitzungen ist zugleich mit der Abnahme der Gegenstände ihres Handels verloren gegangen.

XI.

Bey dem Sklavenhandel sind kleine Schiffe besser als große.

Aus der Schwierigkeit, Sklaven zu bekommen, entspringt natürlich die Gewohnheit kleine Schiffe zu ihrer Fortschaffung zu gebrauchen. Zu der Zeit, da eine kleine, nahe an der Küste liegende Strecke Landes, in vierzehn Tagen oder drey Wochen eine Ladung lieferte, spahrte man dabey, wenn man große Schiffe hatte, denn man konnte Sklaven, die alle eine Sprache redeten, verstehen, verpflegen und trösten. Heut zu Tage, da sich jedes Schiff kaum sechzig bis achtzig

Sklaven monathlich verschaffen kann, welche zwey bis drey hundert Meilen weit hergebracht werden, von der Strapaze einer so langen Reise erschöpft sind; fünf bis sechs Monath lang im Angesichte ihres Vaterlandes auf den Schiffen bleiben müssen; alle verschiedene Sprachen reden, in der Ungewißheit des Schicksals, das sie erwartet, leben; und das Vorurtheil immer in Gedanken haben, daß die Europäer sie fressen und ihr Blut trinken: da muß ihnen die Langeweile allein den Tod, oder Krankheiten verursachen, die wegen der Unmöglichkeit, die Kranken von den Gesunden abzusondern, ansteckend werden. Ein kleines Schiff hingegen, das zwey bis drey hundert Negern führen kann, vermeidet, wegen der kurzen Zeit, die es sich an der Küste aufhält, den größten Theil der Zufälle und des Verlusts, die ein Schiff von fünf bis sechshundert Sklaven auszuhalten hat. Daher haben es die Engländer, die diesen Handel so weit getrieben haben, als er nur gehen kann, an der Gewohnheit, nur Fahrzeuge von hundert und zwanzig bis dreyßig Tonnen, nach den Gewässern, die sich vom Senegal an bis an den Fluß Volta erstrecken, abgehen zu lassen; und nur nach Callabar ein wenig beträchtlichere hinzuschicken, weil da der Handel etwas lebhafter ist, und sie dort ihre Hauptladungen zusammenbringen. Die Franzosen sind allein dem alten Schlendriane hartnäckig getreu geblieben. Indeß fängt die Stadt Nantes, die allein so viel Geschäfte in Afrika treibt, als alle übrigen Hafen im Königreiche zusammen genommen, an, ihre Vorurtheile abzulegen. Sie wird es unstreitig gänzlich thun, und

alle

alle Handelsleute, die eben den Handel mit ihren eignen Kapitalien treiben, werden ihrem Beyspiele folgen.

XII.

Gewisse Jahreszeiten sind für den Sklavenhandel vortheilhafter als andere.

Es giebt noch andre Misbräuche, und Misbräuche von der äußersten Wichtigkeit, die bey dieser von Natur ungesunden Schiffarth abgeändert werden müssen. Diejenigen, die sich darauf legen, begehen gemeiniglich zween Hauptfehler. Die Unternehmer sehen mehr auf die Größe als auf den Gang ihrer Schiffe, und hierinn werden sie durch ihre eigene Habsucht betrogen; denn das verlängert nothwendig die Reisen, deren Dauer man aus allen möglichen Gründen so sehr einschränken sollte, als möglich. Eine noch größere Ungelegenheit besteht darinn, daß man von Europa zu allen Zeiten dahin segelt; obgleich die Regelmäßigkeit der Winde und Ströhme die rechte Zeit, um in diesen Gewässern anzulangen, bestimmt.

Dieser schlimme Gebrauch hat den Unterschied zwischen der großen und kleinen Fahrt veranlaßt. Die kleine Fahrt ist die geradeste und kürzeste. Sie ist bis an den entferntesten Hafen, wo die Sklaven zu haben sind, nur achtzehn hundert Meilen lang. Man kann sie vom Anfange Septembers bis zu Ende Novembers in fünf und dreyßig bis vierzig Tagen zurück legen, weil alsdenn die Winde und Ströhme von Anfange der Fahrt bis zum Ende günstig sind. Sie

läßt

läßt sich auch wohl im December, Januar und Februar, aber mit weniger Sicherheit und Glücke unternehmen.

Diese Gewässer sind vom Anfange März bis zu Ende Augusts nicht mehr schiffbar. Man müßte alsdenn beständig gegen gewaltige Ströhme kämpfen, die einen nordwärts treiben; und gegen den Südost-Wind, der unabänderlich weht. Die Erfahrung hat die Seefahrer gelehrt, daß sie sich in der Jahreszeit von den Küsten entfernt halten, in die offenbare See steuren, und zwischen Afrika und Brasilien, bis gegen den sechs oder acht und zwanzigsten Grad südlicher Breite segeln, und sich alsdenn der Küste von Guinea nähern müßte, um etwa hundert und funfzig bis zweyhundert Meilen windwärts des Hafens, wo man landen will, im Angesichte der Küste zu kommen. Diese Fahrt beträgt zwey tausend fünf hundert Meilen, und erfodert neunzig bis hundert Tage, um sie zurückzulegen.

Ohne die Länge dieses Weges zu rechnen, so nimmt derselbe die zum Handel und zur Rückkehr günstige Zeit hin. Die Schiffe werden von Windstillen befallen, durch ungünstige Winde aufgehalten, durch Ströhme fortgerissen; das Wasser mangelt, Lebensmittel verderben, die Sklaven bekommen den Schaarbock. Andre eben so traurige Unfälle vermehren noch die Gefahr dieser Lage. Die nordwärts der Linie gebohrnen Negern sind den Pocken ausgesetzt, welche durch eine sehr sonderbare, die Gefahr aber

sehr vermehrende Beschaffenheit dieser Nation, selten vor dem vierzehnten Jahre bey ihnen ausbrechen. Wenn diese Seuche in ein noch vor Anker liegendes Schiff dringt, so giebt es bekannte Mittel, die Heftigkeit derselben zu hemmen. Aber ein damit in seinem Wege nach Amerika befallenes Schiff verliert oft seine ganze Ladung Negern. Diejenigen, die der Linie südwärts gebohren sind, haben statt dieser Krankheit eine andere; die in einer Art von virulenter Beule besteht, deren Gift zur See durchbricht, und schlimmer wird, die sich aber niemals aus dem Grunde heilen läßt. Vielleicht sollte die Arzneykunde die doppelte Wirkung der Pocken auf die Negern beobachten; daß sie nämlich diejenigen verschonen, die jenseits des Aequators gebohren sind, und die andern niemals in der Kindheit befallen; denn durch die Menge und Verschiedenheit der bemerkten Wirkungen gelingt es manchmal die Ursachen der Krankheiten zu errathen, und ihre Gegenmittel zu finden.

Obschon alle Nationen, die nach Afrika handeln, die Erhaltung ihrer Sklaven auf der Fahrt gleichwichtig ist, so tragen sie doch nicht alle auf gleiche Art Sorge dafür. Sie stimmen darinn überein, daß sie ihnen Moorbohnen, mit ein wenig Reiß vermischt, zur Nahrung geben; aber in andern Stücken gehen sie von einander ab. Die Engländer, die Holländer und die Dänen halten die Mannsleute strenge in den Eisen, und legen oft den Frauensleuten Handschellen an: die Schwäche der Mannschaft auf ihren Schiffen zwingt sie zu dieser Strenge. Die Franzo-

sen

sen gestatten eine größre Freyheit, weil sie zahlreicher sind; sie nehmen, drey oder vier Tage nach der Abfahrt, allen die Fesseln ab. Alle mit einander, und zumal die Engländer, sind zu nachsichtig gegen den Umgang ihrer Matrosen mit den Sklavinnen: diese Unordnung ist Schuld an dem Tode von drey Viertheilen unter denjenigen, die die Fahrt nach Guinea jährlich aufreibt. Nur die Portugiesen sind, während der Fahrt, vor Empörungen und andern Unglücksfällen gesichert. Dieser Vortheil ist eine Folge der Vorsorge, die sie hegen, nur freygelaßne Negern zu ihrem Schiffsvolke zu nehmen. Die durch die Reden und den Zustand ihrer Landesleute ruhig gestellte Sklaven machen sich eine ziemlich günstige Vorstellung von dem Schicksal, das ihrer erwartet. Ihre Beruhigung macht, daß man beyden Geschlechtern den Trost schenkt zusammen zu wohnen; allein bey andern Fahrzeugen würde diese Gefälligkeit die schrecklichsten Folgen nach sich ziehen.

Es ist eine allgemein angenommene Meynung, daß die Negern, die nach Amerika kommen, heut zu Tage weit theurer verkauft werden, als ehedem. Das ist aber ein Irrthum, und er kommt daher, weil der Käufer nur auf die Anzahl der Werth-Zeichen Acht hat, die er hingiebt, anstatt daß er nur die Waaren betrachten sollte, die er dagegen liefert. Dieses Maaß, das einzige richtige, wird ihm zeigen, daß die Negern nicht im Preise gestiegen sind, weil er sie noch mit eben der Menge Produkten bezahlt, womit er sie in den allerersten Zeiten kaufte. Das Geld hat sich in sei-

nem

nem Werthe geändert, nicht aber der unglückliche Neger *).

XIII.

---

*) Dieß ist dem Anschein nach ein förmlicher Widerspruch dessen, was oben gesagt wurde, daß der Neger anjetzt viermal so theuer zu stehen kommt, als er anfänglich that, weil man ihn größtentheils mit Ostindischen Waaren bezahlt, die den Europäern doppelt so theuer zu stehen kommen, und weil man doppelt so viel von denselben dafür geben muß. Da nun der letzte Handel über den Neger in den Kolonien geschlossen wird, so muß der Koloniste am Ende diese ganze Vermehrung des Preises bezahlen. Diesen Widerspruch hat auch der Verfasser der Analyse de l' Histoire philosophique & politique, mit vielem Geräusch bemerkt, allein er läßt sich doch ganz natürlich heben, ob ihn gleich der Verf. nicht so grell und ohne die nöthige Erklärung hätte hinsetzen sollen, wie er gethan hat. Es ist natürlich, daß der amerikanische Koloniste, so wie der Neger im Preise stieg, auch den Preis seiner Waaren, die ihm dieser hervorbringt, erhöhet hat. Also ob er gleich dem Gelde nach, worauf wir alle Preisrechnung reduciren, viermal so viel bezahlt, als ehedem, so giebt er doch nicht mehr Waaren dafür hin, weil er das mit vier Thlrn. bezahlt kriegt, wofür er sonst nur einen bekam. Indeß hindert ihn das seinen Zustand zu verbessern, und ihn drückt noch die Noth des Kolonisten in den ersten Zeiten, weil er immer nicht mehr gewinnen kann, um seinen Anbau so zu erweitern, wie ihn sonst die vermehrte Nachfrage nach seinen Waaren in Europa zu thun in den Stand gesetzt hätte. Zudem ist das Land auch in vielen Kolonien nicht mehr so ergiebig als ehedem, und erfodert mehrere Arbeit, um es zu bauen, daher einerley Waare nicht mehr einerley Preis für ihn hat. Endlich kann Afrika unmöglich lange immer fort 80,000 seiner Einwohner jährlich verlieren, ohne daß ihr Preis nicht bald noch höher stei-

XIII.

Wie die Sklaven in Amerika verkauft werden.

Alle Nationen verkaufen ihre Sklaven nicht auf einerley Weise. Der Engländer, der auf dem allgemeinen Markt, alles ohne Unterschied eingekauft hat, was ihm vorgekommen ist, schlägt seine Ladung im Ganzen los. Ein einziger Kaufmann ersteht sie ganz. Die Landeigenthümer kaufen sie nachher einzeln. Was sie nicht haben wollen, wird entweder durch den Schleichhandel oder mit Erlaubniß in die fremden Pflanzörter geschafft. Dort werden die Käufer mehr durch den geringen Preis des Negern gereizt, als durch seine schlechte Beschaffenheit abgeschreckt, und so geht er ab. Man wird aber auch einmal hierinn klüger werden.

Die

---

steigen sollte, und der Koloniste wird seine Waare nicht mehr erhöhen können, ohne ihre Konsumtion zu gleicher Zeit einzuschränken, und sich von der Seite Schaden zu thun. So daß hoffentlich dieser schändliche und unmenschliche Handel endlich einmal wird aufhören müssen, wie es der Verfasser sagt: ein Zeitpunkt, dem jeder Menschenfreund mit Freuden entgegen sieht. Dieß wird zumal geschehen, wenn der Europäer, der auch von seinem Profit bat schwinden lassen, um mehr zu verkaufen, und den Kolonisten in den Stand zu setzen, fernerhin Negern zu erhandeln, nicht genugsam mehr dabey gewinnen wird; welches der Zustand von Afrika als nicht gar entfernt mehr zeiget. Auf die Art wird der Koloniste, wenn er schon anjetzt nicht mehr Waaren für den Neger giebt, als ehedem, doch bald nicht mehr im Stande seyn, welche zu bekommen: und der Widerspruch des Verfassers ist gehoben.

Die Portugiesen, die Holländer, die Franzosen, die Dänen, die keinen Abgang für hinfällige und gebrechliche Sklaven wissen, nehmen dergleichen in Guinea niemals an. Alle vereinzeln ihre Ladungen, so wie die Eigenthümer der Pflanzungen es verlangen. Der Kauf wird entweder auf baar Geld oder auf Kredit geschlossen. Wenn der Zahlungstermin auf anderthalb Jahre hinausgesetzt ist, wie es in den französischen Besitzungen nur gar zu oft geschieht, so müssen die Arbeiten des Negern alsdenn schon zwey Drittheile seines Kaufpreises eingebracht haben. Wenn das nicht allzeit geschieht, so rührt es von besondern Ursachen her, deren umständliche Erzählung uns unnöthig scheint.

XIV.

Elender Zustand der Sklaven.

Man glaubt und sagt in Amerika gern, daß die Afrikaner aller Vernunft sowol als Tugend unfähig sind. Eine ganz unleugbare Begebenheit kann dazu dienen, den Werth dieser Meynung zu bestimmen.

Ein englisches Fahrzeug, das im J. 1752 nach Guinea handelte, ward genöthigt seinen Wundarzt da zu lassen, weil er wegen seines schlechten Gesundheitszustandes die See nicht vertragen konnte. Murray arbeitete an seiner Wiederherstellung, als ein holländisches Schiff an die Küste kam, Schwarze, die aus Neugierigkeit an Bord desselben gegangen waren, in

Fesseln schlug, und sich schleunig mit seinem Raube davon machte.

Diejenigen, die an dem Schicksal dieser Unglücklichen Theil nahmen, laufen voller Erbitterung über eine so schwarze Verrätherey augenblicklich zum Cudjok, der sie an der Thüre anhält, und sie frägt, was sie suchen. Den Weißen, den du im Hause hast, rufen jene, er muß getödtet werden, denn seine Brüder haben unsere Brüder geraubet. Die Europäer, die unsere Mitbürger fortgeschleppt haben, sind Barbaren, erwiederte der edelmüthige Wirth, tödtet sie, wann ihr sie findet. Aber derjenige, der bey mir wohnt, ist ein guter Mensch, er ist mein Freund; mein Haus ist sein Kastel; ich bin sein Soldat und will ihn vertheidigen. Ehe ihr bis zu ihm gelanget, müßt ihr über meinen zitternden Leichnam schreiten. O meine Freunde! Welcher rechtschaffne Mann würde wohl bey mir einkehren wollen, wenn ich litte, daß meine Wohnung mit dem Blute eines Unschuldigen besudelt würde. Diese Worte besänftigten den Zorn der Schwarzen; sie begaben sich über das Vorhaben, mit dem sie gekommen waren, beschämt hinweg; und einige Tage nachher bezeugten sie dem Murray selbst, wie sehr sie sich glücklich schätzten, daß sie ein solch Verbrechen nicht vollzogen, welches ihnen ewige Gewissensunruhe verursacht hätte *).

Aus

*) Ohnerachtet sich aus dieser Geschichte für die Gemüthsart der Negern noch nicht viel schließen läßt, und es gewiß ist, daß sie eine unwissende, dumme und

Aus dieser Begebenheit kann man urtheilen, daß die Afrikaner in der neuen Welt durch die ersten Eindrücke, die sie dort empfangen, zu guten oder bösen Eigenschaften bestimmt werden. Mehrere Erfahrungen setzen die Sache außer Zweifel. Diejenigen, die einem menschlichen Herrn zu Theil fallen, nehmen sich seiner Angelegenheiten von selbst an. Sie erhalten unvermerkt die Gesinnungen und die Neigungen des Hauses, dem sie zugehören. Diese Ergebenheit geht bisweilen bis zum Heldenmuthe. Ein Portugiesischer Sklave, der in die Wälder geflüchtet war, kam, da er hörte, daß sein ehemaliger Herr eines Meuchelmords beschuldigt wäre, zurück, klagte sich selbst der That vor Gericht an, stellte sich statt des Schuldigen in Verhaft, brachte falsche aber gerichtliche Beweise seiner vorgegebenen Missethat vor, und

---

und nicht wenig boshafte Gattung von Menschen sind; denn das bezeugt der Handel, den sie mit ihren Landsleuten treiben, wo der Vater oft den Sohn, der Mann die Frau, ein Bruder den andern verkauft, unsers Erachtens deutlich: so mögen sie fürs erste wohl nicht so schlimm seyn, als sie die Amerikaner und die Europäer, die diesen gräßlichen Handel treiben, schildern. Und dann, wenn das nun auch so wäre; giebt uns das ein Recht sie zu Sklaven zu machen? Man lasse sie ruhig. Sind sie lasterhaft, so sind sie unglücklich, und wir sind dadurch auf keine Art berechtigt, sie noch unglücklicher zu machen. Wenn wir uns unterfangen, sie in die Knechtschaft zu versetzen, was thun wir weiter, als daß wir uns in Bosheit und Laster zu ihnen, ja unter sie herab setzen? Und noch dazu haben wir einen großen Theil dieser Laster zuerst in ihrem Herzen rege gemacht.

ließ die Todesstrafe an sich vollziehen. Minder erhabne aber ziemlich häufige Thaten dieser Art haben das Herz einiger Kolonisten gerührt. Manche hätten wohl Lust zu sagen, wie der Ritter William Gooch, Gouverneur von Virginien, dem man es vorwarf, daß er einem Neger dankte, der ihn gegrüßet hatte: Es sollte mir Leid thun, wenn ein Sklav höflicher wäre als ich.

Aber es giebt Barbaren, die das Mitleiden für eine Schwachheit halten, und ein Vergnügen daran finden, die Ruthe der Tyranney immer aufgehoben zu halten. Dank sey es dem Himmel, sie werden durch die Nachlässigkeit, die Betrügerey, das Entweichen und den Selbstmord der traurigen Schlachtopfer ihrer Habsucht, dafür gestraft. Man sieht einige dieser Unglücklichen, zumal die von la Mina her, ihrem Leben stolz ein Ende machen, in der Versicherung, daß sie nach ihrem Tode in ihrem Vaterlande, welches sie für das schönste Land in der Welt halten, wieder auferstehen werden. Die Rachbegier flößt andern noch schrecklichere Mittel ein. Da sie von Jugend auf in der Kunst Gifte zu bereiten, welche, so zu sagen, unter ihren Händen wachsen, erfahren sind, so gebrauchen sie dieselbe, um die Ochsen, die Pferde, die Maulthiere, die Mitgesellen ihrer Sklaverey, alle Geschöpfe, die zum Anbau der Ländereyen ihrer Unterdrücker dienen, ums Leben zu bringen. Um allen Verdacht von sich entfernt zu halten, versuchen sie ihre Grausamkeit an ihren Weibern, an ihren Kindern, an ihren Geliebten, kurz an allem, was ihnen das Theureste ist. In diesem-

er-

erschrecklichen Vorsatz der Verzweiflung schmecken sie das doppelte Vergnügen, ihr Geschlecht von einem Joche zu befreyen, das abscheulicher ist als der Tod selbst, und ihren Tyrannen in einen Zustand der äußersten Armuth zu versetzen, der dem ihrigen nahe kommt. Die Furcht vor den Strafen thut ihnen keinen Einhalt. Ihr Gemüth ist selten so beschaffen, daß es tief in die Zukunft hinein schaue; und außerdem sind sie gewiß versichert, daß sie ihr Geheimniß, trotz aller Marter, bey sich verwahren werden. Aus einem der unerklärlichen Widersprüche des menschlichen Herzens, die man aber bey wilden und erleuchteten Völkern findet, vereinigen die Negern mit ihrer natürlichen Feigheit eine unerschütterte Standhaftigkeit. Dieselbe Organisation, die sie vermöge der Trägheit ihres Geistes und der Erschlaffung ihrer Fibern, der Sklaverey unterwirft, giebt ihnen unerhörte Kraft und Muth, um eine außerordentliche That zu verrichten. In ihrem ganzen Leben sind sie feige, und Helden auf einen Augenblick. Man hat es erlebet, daß sich einer dieser Unglückseligen die Hand mit der Axt selbst abgehauen hat, lieber, als seine Freyheit dadurch zu erkaufen, daß er das niederträchtige Amt eines Henkers verrichtete.

Indeß ist nichts erschrecklicheres als der Zustand des Negern im ganzen Amerikanischen Archipelagus. Eine enge, ungesunde, aller Bequemlichkeit entblößte Hütte ist seine Wohnung. Sein Bette ist eine Hurde, die den Körper eher zerschlägt, als ihm Ruhe verschafft. Einige irdene Töpfe, einige hölzerne Schüsseln machen seinen ganzen Hausrath aus.

Das grobe Leinen, das einen Theil seiner Blöße deckt, schützt ihn weder vor der unerträglichen Hitze des Tages, noch vor der gefährlichen Kühle der Nacht. Was man ihm an Maniok, an gesalzenem Rindfleisch, Stockfisch, Früchten und Wurzeln giebt, ist kaum hinreichend, sein trauriges Leben zu erhalten. Von allem beraubt, ist er, unter einem brennenden Himmelsstrich, und unter der immer aufgehabenen Peitsche eines unmenschlichen Verwalters, zu einer beständigen Arbeit verdammt.

Der Zustand dieser Sklaven ist zwar in den Kolonien überall höchst betrübt, allein mit einiger Verschiedenheit. Diejenigen, die eine große Strecke Landes besitzen, geben ihnen gemeiniglich ein Stück Landes, das zur Befriedigung aller ihrer Bedürfnisse hinreichen muß. Einen Theil des Sonntags und die wenige Zeit, die sie an den andern Tagen von der Essenszeit abbrechen können, dürfen sie zum Anbau desselben anwenden. In den enger eingeschränkten Eilanden giebt der Einwohner selbst die Nahrungsmittel her, die größtentheils übers Meer herkommen. Unwissenheit, Geiz oder Armuth haben in einigen Kolonien ein Mittel, für den Unterhalt der Negern zu sorgen, eingeführt, das für den Landbau so wol, als für die Menschen verderblich ist. Man schenkt ihnen den Sonnabend oder einen andern Tag, um sich entweder durch Arbeiten in den benachbarten Pflanzungen, oder durch Plünderung derselben, so viel zu verschaffen, als sie zum Unterhalt auf die ganze Woche brauchen.

Außer diesem Unterschiede, der aus der Lokalbeschaffenheit der Amerikanischen Eilande entspringt, hat noch jede Europäische Nation ihre eigne Art den Sklaven zu begegnen. Der Spanier braucht sie zu Gefährten seiner Trägheit; der Portugiese zu Werkzeugen seiner schändlichen Lüste; der Holländer zu Schlachtopfern seines Geizes; der Engländer, der von dem nördlichen festen Lande leicht Lebensmittel bekommt, geht nicht so sparsam damit um, als andere Völker. Wenn er gleich die Ehre unter seinen Schwarzen niemals befördert, so empfängt er doch die Kinder, die aus freyern Verbindungen entspringen, mit Gütigkeit, als ein Geschenk der Natur, und verlangt selten von Vater und Mutter eine Arbeit oder einen Zoll, der ihre Kräfte überstiege. Die Sklaven sind in seinen Augen bloß physische Wesen, die man ohne Noth nicht aufreiben oder stumpf machen muß: aber er macht sich niemals mit ihnen gemein, lächelt ihnen niemals zu, spricht niemals mit ihnen. Man sollte meynen, er scheuete sich, seinen Sklaven merken zu lassen, daß die Natur ihm einige Aenlichkeit mit ihnen gegeben habe. Auch wird er von ihnen gehaßt. Der Franzose, der nicht so stolz, nicht so verachtungsvoll ist, geht mit den Afrikanern einigermaßen so um, als mit sittlichen Wesen; und diese Unglückseligen, gerührt von der Ehre, daß man ihnen fast wie vernünftigen Geschöpfen begegnet, scheinen zu vergessen, daß ein Herr, der ungeduldig verlangt, Vermögen zu erwerben, fast immer das Maaß ihrer Arbeiten übertreibt, und es ihnen oft an Lebensunterhalt fehlen läßt.

Selbst die Meynungen der Europäer haben einen Einfluß auf das Schicksal der Negern in Amerika. Die Protestanten, die den Bekehrungsgeist nicht haben, lassen sie in der Mahomedanischen Religion, oder in der Abgötterey, worinn sie gebohren sind, leben; unter dem Vorwande, daß es schändlich wäre, seine Brüder in Christo, in der Sklaverey zu halten. Die Katholiken halten sich für verbunden, ihnen einigen Unterricht zu geben, und sie zu taufen; aber ihre christliche Liebe erstreckt sich nicht weiter, als bis auf die Gebräuche einer Taufe, die für Menschen, welche sich vor der Höllenpein nicht fürchten, weil sie, wie sie sagen, in diesem Leben daran gewöhnt sind, nichtig und eitel seyn muß.

Alles macht sie gegen diese Furcht unempfindlich; so wol die Plagen der Sklaverey, als die Krankheiten, denen sie in Amerika unterworfen sind. Zwo sind ihnen eigen, der Pian und das Magenweh. Die erste Wirkung der leztern besteht darinn, daß ihre Haut und Gesichtsfarbe olivenfarbig wird. Ihre Zunge wird weiß; ein unüberwindlicher Schlaf übermannt sie; sie sind ohnmächtig; zur geringsten Thätigkeit unfähig. Es ist dieß eine gänzliche Vernichtung, ein Hinsinken der Maschine. In diesem Zustande ist der Mensch so muthlos, daß er sich lieber todt schlagen läßt, als daß er sich bewegt. Bey dem Ekel vor gelinden und heilsamen Nahrungsmitteln findet sich eine Art von Leidenschaft vor allem, was salzig oder gewürzt ist. Die Beine schwellen, die Brust tritt voller Schleim; wenige kommen davon. Die meisten ersticken endlich, nachdem sie sich

mehrere Monate unter vielen Schmerzen abgezehrt haben.

Ein dick gewordenes Geblüt, welches die Quelle aller dieser schmerzhaften Zufälle zu seyn scheint, kann aus verschiedenen Ursachen entspringen. Eine der vornehmsten ist ohnstreitig der Verdruß, welcher Menschen befallen muß, die man mit Gewalt ihrem Vaterlande entreißt; die sich als Missethäter fest schließen sehen; die sich auf einmal sechs bis acht Wochen auf dem Meere befinden; die aus dem Schooße einer geliebten Familie unter die Ruthe eines unbekannten Volks treten, von dem sie die grausamsten Martern erwarten. Eine für sie neue, und an sich eben nicht angenehme Nahrung ekelt sie während der Fahrt. Die Nahrungsmittel, die man ihnen bey ihrer Ankunft auf den Inseln ertheilt, sind weder gut noch zureichend. Zum größten Unglück haben sich verschiedene in Afrika angewöhnt, eine gewisse Erde zu essen, die ihnen gut schmeckte und nicht übel bekam: dergleichen suchen sie dort auch; und der Zufall hat ihnen eine Art von gelbröthlichen Toffstein vor die Füße gelegt, der ihnen den Magen vollends verdirbt.

Der Pian, der die zwote den Negern eigenthümliche Krankheit ist, zeigt sich durch einen trocknen, harten, zirkelförmigen Ausschlag, den die Haut manchmal bedeckt, der aber gemeiniglich geschwürartig, und mit einem weißlichen ins gelbe fallenden Mehle gleichsam überstreuet ist. Man hat den Pian mit der Lustseuche vermengen wollen, weil einerley Mittel beyde Uebel hebt. Aber diese Meynung, so

gemein sie auch ist, hat weniger Grund, als man dem ersten Schein nach denken sollte.

Alle aus Guinea kommende, oder auf den Eilanden gebohrne Negern, männlichen oder weiblichen Geschlechts, bekommen ihn einmal in ihrem Leben: das ist eine Art von innern Gift, das heraus muß; aber es ist unerhört, daß ein einziger ihn zum zweytenmale bekommen hätte, wenn er aus dem Grunde geheilt worden ist. Die Europäer bekommen diese Krankheit, ohnerachtet des häufigen, ja man kann wohl sagen, täglichen Umgangs, den sie mit den schwarzen Frauensleuten haben, niemals oder fast niemals. Leztere säugen die weißen Kinder, und stecken sie mit dem Plan nicht an. Wie kann man diese Thatsätze, die unbezweifelt sind, mit dem System, das die Arzneykunde über die Natur dieser Krankheit angenommen haben mag, vereinbaren? Warum soll der Keim, das Blut und die Haut der Negern nicht einem ihrem Geschlechte eignen Gifte unterworfen seyn? Vielleicht liegt der Grund dieser Krankheit in dem Grunde ihrer Farbe: ein Unterschied zieht andre nach sich. Kein Wesen, keine Eigenschaft ist ganz allein vor sich in der Natur.

Allein diese Krankheit sey, was sie wolle, so ist es durch Berechnungen, deren Richtigkeit nicht bezweifelt wird, ausgemacht, daß in Amerika jährlich der siebente Theil der dort hingebrachten Negern stirbt. Vierzehn mal hundert tausend Unglückselige, die man heut zu Tage in den Pflanzörtern der Europäer in der neuen Welt erblickt, sind der bejammernswürdige Ueberrest von neun Millionen Sklaven, die sie em-

pfangen haben. Diese erschreckliche Verwüstung kann durch das Klima, das dem Afrikanischen sehr nahe kommt, nicht bewirkt werden, und noch weniger durch Krankheiten, die nach dem Geständnisse aller Beobachter, wenige Schlachtopfer hinreißen. Ihre Quelle muß in der Behandlung der Sklaven liegen. Ließe sich die wohl nicht verbessern?

XV.

Wie man den Zustand der Sklaven erträglicher machen könnte.

Der erste Schritt zu dieser Verbesserung bestünde darinn, daß man den natürlichen und sittlichen Menschen kennen lernte. Diejenigen, die die Schwarzen an barbarischen Ufern kaufen; diejenigen, die sie nach Amerika bringen, und zumal diejenigen, die über ihre Arbeit gebieten, glauben, von Standes und oft der eignen Sicherheit wegen dazu verpflichtet zu seyn, diese Unglücklichen zu unterdrücken. Die Seele der Verwalter ist jeder Empfindung von Mitleiden verschlossen, kennt keine andere Triebfedern als Furcht und Gewalt, und braucht sie mit aller Unmenschlichkeit einer erbettelten Herrschaft. Wenn die Eigenthümer der Pflanzungen aufhörten, die Sorge für ihre Sklaven für zu gering zu achten, und sich einem Geschäfte unterzögen, das in allem Betracht eine Pflicht für sie ist, so würden sie bald diese grausamen Irrthümer ablegen. Die Geschichte aller Völker würde ihnen beweisen, daß man die Sklaverey wenigstens gelinde machen muß, wenn sie einträglich seyn soll; daß die Gewalt die innre Widerspenstigkeit der Seele nicht

hemmet;

XIII.

Wie die Sklaven in Amerika verkauft werden.

Alle Nationen verkaufen ihre Sklaven nicht auf einerley Weise. Der Engländer, der auf dem allgemeinen Markt, alles ohne Unterschied eingekauft hat, was ihm vorgekommen ist, schlägt seine Ladung im Ganzen los. Ein einziger Kaufmann ersteht sie ganz. Die Landeigenthümer kaufen sie nachher einzeln. Was sie nicht haben wollen, wird entweder durch den Schleichhandel oder mit Erlaubniß in die fremden Pflanzörter geschafft. Dort werden die Käufer mehr durch den geringen Preis des Negern gereizt, als durch seine schlechte Beschaffenheit abgeschreckt, und so geht er ab. Man wird aber auch einmal hierinn klüger werden.

Die

---

steigen sollte, und der Koloniste wird seine Waare nicht mehr erhöhen können, ohne ihre Konsumtion zu gleicher Zeit einzuschränken, und sich von der Seite Schaden zu thun. So daß hoffentlich dieser schändliche und unmenschliche Handel endlich einmal wird aufhören müssen, wie es der Verfasser sagt: ein Zeitpunkt, dem jeder Menschenfreund mit Freuden entgegen sieht. Dieß wird zumal geschehen, wenn der Europäer, der auch von seinem Profit bat schwinden lassen, um mehr zu verkaufen, und den Kolonisten in den Stand zu setzen, fernerhin Negern zu erhandeln, nicht genugsam mehr dabey gewinnen wird; welches der Zustand von Afrika als nicht gar entfernt mehr zeiget. Auf die Art wird der Koloniste, wenn er schon anjetzt nicht mehr Waaren für den Neger giebt, als ehedem, doch bald nicht mehr im Stande seyn, welche zu bekommen: und der Widerspruch des Verfassers ist gehoben.

Die Portugiesen, die Holländer, die Franzosen, die Dänen, die keinen Abgang für hinfällige und gebrechliche Sklaven wissen, nehmen dergleichen in Guinea niemals an. Alle vereinzeln ihre Ladungen, so wie die Eigenthümer der Pflanzungen es verlangen. Der Kauf wird entweder auf baar Geld oder auf Kredit geschlossen. Wenn der Zahlungstermin auf anderthalb Jahre hinausgesetzt ist, wie es in den französischen Besitzungen nur gar zu oft geschieht, so müssen die Arbeiten des Negern alsdenn schon zwey Drittheile seines Kaufpreises eingebracht haben. Wenn das nicht allzeit geschieht, so rührt es von besondern Ursachen her, deren umständliche Erzählung uns unnöthig scheint.

XIV.

Elender Zustand der Sklaven.

Man glaubt und sagt in Amerika gern, daß die Afrikaner aller Vernunft sowol als Tugend unfähig sind. Eine ganz unleugbare Begebenheit kann dazu dienen, den Werth dieser Meynung zu bestimmen.

Ein englisches Fahrzeug, das im J. 1752 nach Guinea handelte, ward genöthigt seinen Wundarzt da zu lassen, weil er wegen seines schlechten Gesundheitszustandes die See nicht vertragen konnte. Murray arbeitete an seiner Wiederherstellung, als ein holländisches Schiff an die Küste kam, Schwarze, die aus Neugierigkeit an Bord desselben gegangen waren, in

hemmet; daß der Vortheil des Herrn es erfodert, daß der Sklav Luft zum Leben habe; und daß man nichts mehr von ihm zu erwarten hat, so bald er sich nicht mehr vor dem Tode fürchtet.

Dieser aus der eignen Empfindsamkeit geschöpfte Lichtstrahl würde viele Veränderungen nach sich ziehen. Man würde der Nothwendigkeit nachgeben, Wesen, die zur mühsamsten Knechtschaft verdammt sind, von der man seit dem schändlichen Ursprung der Sklaverey gehört hat, auf eine schickliche Art zu ernähren, zu kleiden, und unter Dach zu bringen. Man würde einsehn, daß es der Natur nach unmöglich ist, daß diejenigen, die nicht den geringsten Nutzen von ihrem Schweiße genießen, so viel Einsicht, Sparsamkeit, Thätigkeit, und Kraft haben sollten, als der Mensch, der das ganze Einbringen seiner Arbeit genießt. Nach und nach käme man zu jener politischen Mäßigung, die darinn besteht, die Arbeiten zu sparen, die Strafen zu lindern, dem Menschen einen Theil seiner Rechte wieder zu schenken, um desto sichrer den Zoll der Pflichten, die man ihm auferlegt, zu empfangen. Der Erfolg von dieser weisen Sparsamkeit wäre die Erhaltung einer großen Menge von Sklaven, die von denen durch Verdruß oder Betrübniß entstandnen Krankheiten hingerafft werden. Weit gefehlt, daß man das Joch, dem sie unterliegen, erschweren sollte, würde man suchen, den Gedanken desselben zu dämpfen, ja so gar zu vertreiben, indem man einen natürlichen Geschmack begünstigte, der den Negern eigen scheint.

Ihre

Ihre Organen sind ganz besonders gegen die Macht der Musik reizbar. Ihr Gehör ist so richtig, daß in ihren Tänzen ihrer hundert auf einmal bey dem Takt eines Liedes aufspringen, und mit einem Schlage niederfallen. Sie hängen, so zu sagen, an der Stimme eines Sängers, an der Saite eines Instruments; eine Erschütterung der Luft ist die Seele aller dieser Körper, ein Ton setzt sie in Bewegung, hebt sie in die Luft, läßt sie wieder fallen. Bey ihren Arbeiten ist die Bewegung ihrer Arme und ihrer Füße immer nach dem Takte. Alles, was sie thun, geschieht singend, und immer als tanzten sie. Die Musik belebt bey ihnen den Muth, erweckt die Trägheit. Man sieht an allen Muskeln ihres immer nackenden Körpers den Ausdruck dieser außerordentlichen Empfindsamkeit gegen die Musik. Sie sind Dichter und Tonkünstler, und unterwerfen die Worte immer dem Gesange, indem sie sich die Freyheit nehmen, die Worte zu verlängern und abzukürzen, um sie einer Melodey anzupassen, die ihnen gefällt. Rührt ein Gegenstand, eine Begebenheit einen Neger; gleich macht er ein Lied darauf: und dieß ist auch zu allen Zeiten der Ursprung der Dichtkunst gewesen. Drey oder vier Worte, die wechselsweise durch den Sänger und die Umstehenden Chorweise wiederholt werden, machen manchmal das ganze Gedicht aus: aus fünf bis sechs Takten besteht das ganze Lied. Wunderbar muß es scheinen, daß einerley Lied, wenn es gleich weiter nichts als eine beständige Wiederholung derselben Töne ist, sie zwo ganze Stunden lang beschäftigt, und arbeiten oder tanzen macht: es hat für sie

und

und selbst für die Weißen nicht das Langweilige der Einförmigkeit an sich, das aus solchen Wiederholungen entspringen sollte. Diese Art von Vergnügen entspringt aus dem Feuer und dem Ausdruck, den sie in ihre Gesänge legen. Ihre Melodeyen sind fast immer in zwey viertheil Takt. Keine hat etwas stolzes an sich. Diejenige, die die Zärtlichkeit ausdrücken sollen, enthalten eher etwas schmachtendes. Selbst die allerlustigsten führen einen Anstrich von Schwermuth mit sich. Das ist für empfindsame Seelen die stärkste Art des Genusses.

Eine so lebhafte Neigung könnte in geschickten Händen ein großes Triebrad werden. Man würde sich desselben bedienen, um Feyerlichkeiten, Spiele, Preise anzustellen. Diese mit Einsicht vertheilten Belustigungen würden die bey Sklaven so gewöhnliche grobe Dummheit verhindern, ihre Arbeiten erleichtern, und sie vor dem verzehrenden Gram verwahren, der sie aufreibt und ihr Leben abkürzt. Nachdem man für die Erhaltung der aus Afrika hergebrachten Schwarzen gesorgt hätte, müßte man auf die denken, die auf den Eilanden selbst gebohren sind.

Die Negern sind es nicht, die sich in den Fesseln ihrer Sklaverey nicht vermehren wollen. Allein die Grausamkeit ihrer Herren hat es wissen dahin zu bringen, das Verlangen der Natur zu vereiteln. Wir verlangen von den Negerweibern so harte Arbeiten vor und nach ihrer Schwangerschaft, daß ihre Leibesfrucht nicht zur Reife gedeyt, oder die Niederkunft nicht lange überlebt. Man sieht so gar bisweilen Mütter, die durch die Züchtigungen, welche ihnen die

Schwach-

Schwachheit ihres Zustandes zuziehe; zur Verzweiflung getrieben werden; ihre Kinder aus der Wiege reißen, um sie in ihren Armen zu ersticken, und sie mit einer Rache und mitleidsvollen Wuth aufopfern, damit sie grausamen Herren nicht in die Hände fallen. Diese schwarze That, deren ganze Abscheulichkeit auf die Europäer zurückfällt, wird diesen vielleicht die Augen öffnen. Ihr Gefühl wird durch ihren besser überlegten Vortheil wieder aufgeweckt werden. Sie werden einsehn, daß sie mehr dabey verlieren als gewinnen, wenn sie die Menschheit immer so mit Füßen treten; und wenn sie ja nicht die Wohlthäter ihrer Sklaven werden, so hören sie doch wohl auf ihre Henker zu seyn.

Vielleicht entschließen sie sich noch einmal, den Müttern, welche eine ansehnliche Anzahl Kinder bis ins sechste Jahr werden erzogen haben, die Fesseln abzunehmen. Nichts gleicht dem Reize der Freyheit für des Menschen Herz. Wären die Negersklavinnen durch die Hoffnung eines so großen Vortheils belebt, nach welchem alle trachten, den aber wenige erhalten würden, so träte bey ihnen der tugendhafte Wetteyfer Kinder zu erziehen, deren Anzahl und Erhaltung ihnen einen ruhigen Zustand verschaffen sollte, an die Stelle der Nachlässigkeit und des Lasters.

Nachdem die Europäer kluge Maaßregeln werden getroffen haben, um ihren Pflanzungen nicht die Vortheile einer fast unglaublichen Fruchtbarkeit zu rauben, so werden sie darauf denken, den Anbau, durch die Bevölkerung und ohne fremde Mittel, zu unter-

halten und zu erweitern. Alles ermuntert sie, dieß leichte und natürliche Verfahren einzuführen.

Es giebt einige Mächte, deren Besitzungen in den Amerikanischen Eilanden täglich weitere Gränzen erhalten, und es giebt keine einzige, bey der die Masse von Arbeit nicht unaufhörlich wüchse. Diese Ländereyen verlangen also täglich eine größere Anzahl Arme zu ihrer Urbarmachung. Afrika, von wo aus die Europäer die Menschenzahl ihrer Kolonien rekrutiren, liefert ihnen allmählig weniger Menschen, liefert ihnen schwächere, und verkauft sie dabey theurer. Diese Grube von Sklaven wird sich mit der Zeit immer mehr und mehr erschöpfen. Aber wäre auch diese Veränderung im Handel so eingebildet, als sie nahe zu seyn scheinet; so bleibt es nichts desto weniger erwiesen, daß eine große Menge dieser aus einer entfernten Gegend hergeholten Sklaven, auf der Fahrt oder in dem neuen Welttheile stirbt; daß sie in Amerika auf einen sehr hohen Preis zu stehen kommen; daß es ihrer sehr wenige giebt, deren gewöhnliches Lebensziel nicht abgekürzt; und daß die mehresten unter denjenigen, die ein unglückseliges Alter erreichen, von sehr eingeschränkten Fähigkeiten von Jugend auf zum Müssiggang gewöhnt, oft zu den Geschäften, wozu man sie bestimmt, sehr ungeschickt, und beständig voller Verzweiflung sind, daß sie auf ewig von ihrem Vaterlande getrennet leben müssen. Wenn uns unser Gefühl nicht betrügt, so müßten Ackerleute, die in den Eilanden von Amerika selbst gebohren wären, beständig ihre erste Luft athmeten, die man ohne andre Unkosten als eine eben nicht theure Nahrung

erzogen

erzogen hätte; die ihre Väter von Jugend auf zur Arbeit selbst bildeten; und die besondere Einsicht und Geschick zu allen Künsten besäßen: diese Ackerleute müßten, sage ich, verkauften, aus ihrem Vaterlande verpflanzten und immer gezwungnen Sklaven vorzuziehen seyn.

Das Mittel, die in der Kolonie gebohrnen Schwarzen an die Stelle der ausländischen zu brauchen, bietet sich von selbst dar. Man braucht dazu nur die schwarzen Kinder zu pflegen, die auf den Inseln gebohren werden; diese Menge von Sklaven, die ihre Unnützlichkeit, ihre Liederlichkeit, die Ueppigkeit und den Uebermuth ihrer Herren in allen Städten und Häfen Europens zur Schau herumtragen, in die gehörigen Werkstätte zusammen zu bringen; und zumal von den Seefahrern, die nach den Küsten von Afrika hinsegeln, zu verlangen, daß sie in ihren Ladungen eine gleiche Anzahl Manns- und Weibsleute zusammenbringen, oder sogar etliche Jahre hindurch mehr Frauensleute, um desto eher dem Mangel des Verhältnisses zwischen beyden Geschlechtern abzuhelfen.

Letztere Vorsicht würde allen Schwarzen den Genuß der Liebesfreuden verschaffen, und sie auf die Art trösten und vermehren. Diese Unglückseligen werden dann die Last ihrer Ketten vergessen und wieder wie neu gebohren werden. Sie sind größtentheils den schwarzen Frauensleuten, die ihnen Liebe und Sklaverey zu Gefährtinnen gegeben haben, bis in den Tod getreu; sie begegnen ihnen mit dem Mitleiden, das die Unglückseligen wechselseitig, selbst aus der Härte ihres

Schicksals schöpfen, sie erleichtern ihnen die Last ihrer Arbeit, sie betrüben sich wenigstens mit ihnen, wenn die Mutter, wegen übermäßiger Arbeit, oder Mangel an Nahrung, ihrem Kinde weiter nichts als eine versiegte oder von ihren Thränen feuchte Brust reichen kann. Die Frauensleute sind, ob man es ihnen gleich nicht zur Pflicht macht keusch zu seyn, doch unwandelbar in ihren Verbindungen; wenn sie nicht die Eitelkeit, von den Weißen geliebt zu werden wankelmüthig macht. Zum Unglück ist das Versuchung zur Untreue, der sie nur gar zu oft Gelegenheit haben nachzugeben.

Diejenigen, die die Ursache dieses Geschmacks an Negerweibern, der bey Europäern so unnatürlich scheint, gesucht, haben sie in der Beschaffenheit der Himmelsluft gefunden, die unter der heißen Zone unwiderstehlich zur Liebe reizt; in der Leichtigkeit ohne Zwang, und ohne anhaltende Aufwartungen diese unüberwindliche Neigung zu vergnügen; in einem gewissen starken Reiz von Schönheit, den man bald an den schwarzen Frauensleuten findet, so bald sich das Auge an ihre Farbe gewöhnt hat, zumal in einem Temperamentsfeuer, das ihnen die Macht giebt die feurigsten Entzückungen einzuflößen und zu empfinden. Auch rächen sie sich, so zu sagen, wegen der demüthigenden Abhänglichkeit ihres Standes, durch die zügellosen Leidenschaften, die sie bey ihren Herren erregen; und unsre Buhlerinnen in Europa verstehen die Kunst, ein großes Vermögen zu verzehren, und die Besitzer an den Bettelstab zu bringen, nicht besser als die Negerweiber. Aber die Afrikanerinnen haben

den

den Vorzug vor den Europäerinnen, in ihrer wahren Leidenschaft für die Männer, von denen sie gekauft werden. Mehr als einmal hat man der Treue ihrer Liebe das Glück verdanken müssen, Verschwörungen zu entdecken und zu verhüten, durch welche alle Unterdrücker unter dem Messer ihrer Sklaven gefallen wären. Diese Strafe hatten freylich diese nichtswürdigen Räuber der Güter und der Freyheit so vieler Völker durch ihre gedoppelte Tyranney wohl verdient.

XVI.

Die Sklaverey ist der Menschlichkeit, der Vernunft und der Gerechtigkeit schnurstracks entgegen.

Denn wir wollen uns hier nicht so weit erniedrigen, die schimpfliche Reihe jener Schriftsteller zu vermehren, die ihre Gaben dazu verwenden, durch die Staatskunst dasjenige zu rechtfertigen, was die Sittenlehre verwirft. In einem Jahrhundert, wo so vielen Irrthümern muthig die Larve abgerissen wird, wäre es schändlich, Wahrheiten, die der Menschlichkeit wichtig sind, zu verschweigen. Wenn alles, was wir gesagt haben, nur darauf hinauszulaufen scheint, die Last der Sklaverey zu vermindern; so geschah es darum, weil man Unglücklichen, die man nicht befreyen kann, nur erst suchen muß zu helfen; weil wir den Unterdrückern selbst beweisen mußten, daß sie, auf Kosten ihres eignen Vortheils, grausam wären. Aber indessen, bis große Veränderungen diese Wahrheiten in ihrem ganzen Lichte darthun, wird es nöthig seyn, daß wir uns weiter erheben. Laßt uns im voraus beweisen, daß keine Staatsursache die Sklaverey recht

sprechen könne. Wir wollen uns nicht scheuen, die Regierungen, die diese Grausamkeit gestatten, oder die nicht einmal errötheu, sie zur Grundlage ihrer Macht zu machen, vor den Richterstuhl der ewigen Wahrheit und Gerechtigkeit vorzufodern.

Montesquieu hat sich nicht entschließen können die Frage von der Sklaverey im Ernste abzuhandeln. In der That, es heißt die Vernunft herabsetzen, wenn man sie dazu gebraucht, nicht etwa einen der Vernunft so entgegen gesetzten Misbrauch zu vertheidigen, sondern nur zu bestreiten. Jeder, der ein so hassenswürdiges System rechtfertiget, verdient von dem Weltweisen eine tiefe Verachtung, und vom Neger einen Stich durchs Herz.

Wenn sie die Hand an mich legen, tödte ich mich; sagt Clarisse zum Lovelace; und ich würde dem sagen, der mir meine Freyheit zu rauben suchte, wenn ihr mir nahe kommt, so ersteche ich euch; und ich würde richtiger schließen als Clarisse, weil es meine erste Pflicht ist meine Freyheit, oder welches einerley ist, mein Leben zu vertheidigen; hingegen des andern seines zu schonen, nur die zweyte ist; und weil unter sonst gleichen Umständen der Tod eines Strafwürdigen gerechter ist als der Tod eines Unschuldigen.

Sollte man sagen, derjenige, der mich zum Sklaven mache, sey nicht strafwürdig, er gebrauche seine Rechte? Und wo sind denn seine Rechte? Wer hat ihnen ein so heiliges Merkmaal angelegt, das den meinigen Stillschweigen auferlegte? Ich habe von der Natur

das

das Recht mich zu vertheidigen erhalten; sie hat dir folglich nicht das Recht gegeben, mich anzugreifen. Glaubest du aber berechtigt zu seyn, mich zu unterdrücken, weil du stärker und geschickter bist als ich; so beklage dich auch nicht, wenn mein mächtiger Arm deine Brust zerreißt, um dein Herz heraus zu reißen; beklage dich nicht, wenn du den Tod in deinem zerrißnen Eingeweide fühlst, der durch mich zugleich mit deinen Nahrungsmitteln hinein gedrungen ist. Ich bin stärker oder geschickter als du, so sey du nun auch mein Schlachtopfer; büße für das Verbrechen, ein Unterdrücker gewesen zu seyn.

Derjenige, der das System der Sklaverey behauptet, ist der Feind des ganzen menschlichen Geschlechtes. Er theilt es in zwo Gesellschaften berechtigter Mörder; die Unterdrücker nämlich und die Unterdrückten. Es wäre eben so gut, man riefe den Menschen zu: Wenn ihr euer Leben erhalten wollt, so raubt mir es geschwind, denn ich stelle dem eurigen nach.

Aber das Recht der Sklaverey, werdet ihr sagen, erstrecke sich auf die Arbeit und Freyheit, nicht aber auf das Leben. Wie! waltet der Herr, der den Gebrauch meiner Kräfte bestimmt, nicht auch zugleich über mein Leben, das von dem freywilligen und gemäßigten Gebrauch meiner Fähigkeiten abhängt? Was ist das Daseyn für denjenigen, der es nicht als sein Eigenthum gebrauchen kann? Ich kann meinen Sklaven nicht tödten, allein ich kann sein Blut Tropfen vor Tropfen

unter der Peitsche eines Henkers vergießen; ich kann ihm alle ersinnliche Schmerzen und Arbeiten auferlegen; ihm alle angenehme Empfindungen rauben; ich kann von allen Seiten die Grundfesten und Triebfedern seines Lebens angreifen und heimlich untergraben; ich kann durch langsame Martern den unglücklichen Keim ersticken, den eine Sklavinn in ihrem Schooße trägt. Also schützen die Gesetze einen Sklaven vor einem schleunigen Tod, bloß darum, um meiner Grausamkeit das Recht zu lassen, ihn alle Tage zu tödten.

Das ist noch nicht einmal die rechte Wahrheit. Das Recht der Sklaverey ist das Recht, alle Verbrechen zu begehen: diejenigen, die das Eigenthum beleidigen; ihr laßt dem Sklaven nicht einmal das Eigenthum seiner Person: diejenigen, die der Sicherheit zuwider laufen; ihr könnt ihn euren Grillen aufopfern: diejenigen, vor dem die Schamhaftigkeit schaudert. — Mein ganzes Blut empört sich bey der Vorstellung dieser erschrecklichen Bilder. Ich hasse, ich fliehe das aus Schlachtopfern und Henkern bestehende Geschlecht der Menschen; und wenn es nicht besser werden soll, so wünsche ich, daß es vergehe!

Noch ein Wort, denn wir müssen alles sagen. Cartouche, der in einem dicken Walde am Fuß eines Baumes säße; die Einnahme und Ausgabe seiner Räubereyen, samt den Sold und die Belohnungen für seine Helfer berechnet; und sich mit ihnen über

Begriffe von Verhältniß und vertheilender Gerechtigkeit unterhielte; ist, sage ich, zwischen diesem Cartouche und dem Schiffeigenthümer, der in seinem Kontor gebeugt, mit der Feder in der Hand, die Anzahl Freveltaten, die er an der Küste von Guinea begehen lassen kann, überschlägt, etwa ein grosser Unterschied? Zwischen Cartouche und ihm, der mit Muße untersucht, wie viel ihm jeder Neger Flinten kosten wird, um den Krieg zu unterhalten, der ihm Sklaven verschafft; eiserne Ketten, um ihn auf seinem Schiff gefesselt zu halten; Peitschen, um ihn arbeiten zu lassen; wie viel ihm jeder Blutstropfe, womit der Neger seine Pflanzung benetzen wird, einbringen soll; ob die Negerfrau auf seinem Gute durch ihrer Hände Arbeit oder durch die Geburtsschmerzen mehr einbringen wird? — — Wie deucht euch der Vergleich? — — Der Dieb fällt andere an, und nimmt ihnen ihr Geld: der Handelsmann nimmt die Person selbst. Der eine verletzt gesellschaftliche Einrichtung, der andere die Natur. Ja freylich; und wenn es eine Religion gäbe, die solche Abscheulichkeiten rechtfertigte, oder auch nur durch ihr Stillschweigen duldete; wenn sie sonst sich mit müssigen oder aufrührerischen Fragen beschäftigte, und daher nicht unaufhörlich gegen die Urheber oder die Werkzeuge dieser Tyranney donnerte; wenn sie es dem Sklaven zum Verbrechen anrechnete, seine Fesseln abzuschütteln; wenn sie den falschen Richter, der den Flüchtling zum Tode verurtheilt, nicht aus ihrem Schooße verstieße: wenn, sage ich, eine solche Religion in der Welt wäre, so müste man die Diener

derselben unter den Trümmern ihrer Altäre ersticken *).

Aber die Negern sind eine zur Sklaverey gebohrne Art von Menschen; sie sind von eingeschränkten Fähigkeiten; arglistig, boshaft; sie bekennen selbst die Ueberlegenheit unsers Verstandes, und erkennen fast die Gerechtigkeit unserer Herrschaft.

Die Negern sind von eingeschränkten Fähigkeiten; weil die Sklaverey alle Triebfedern der Seele schwächt. Sie sind boshaft; doch gegen euch noch nicht genug. Sie sind arglistig; weil man gegen seine Tyrannen nicht braucht aufrichtig zu handeln. Sie erkennen die Ueberlegenheit unsers Verstandes, weil wir ihre Unwissenheit, die Gerechtigkeit unsrer Herrschaft aber, weil wir ihre Schwachheit gemisbraucht haben. Ich wollte eben so wol behaupten, daß die Indier, eine um zerschmettert zu werden, gebohrne Gat-

*) Diese Ausrufung ist stark und ein wenig heftig. Wenn man aber solche Vertheidigungen für die Sklaverey der Negern lieset, als D. Fermins in der Beschreibung von Guyana Th. 1. S. 96 ff. der die Rechtmäßigkeit derselben aus der Bibel erweiset, so kann man sie kaum misbilligen. Schämen sich solche Männer nicht, so einer abscheulichen Sache das Wort zu reden? Wir können uns kaum enthalten, die tiefste Verachtung gegen den, der das thut, zu hegen. Hr. Fermin ist gar so abgeschmackt unwissend, daß er meynt, der Philemon, an den Paulus den Brief geschrieben, den er ihm mit seinem bekehrten Sklaven zurück schickt, sey der komische Dichter, der Zeitgenosse Menanders. Doch ist diese Unwissenheit nicht so groß als die Bosheit und Hartherzigkeit, die dazu gehört, um die Sklaverey zu vertheidigen.

Gattung von Menschen ist, weil es unter ihnen Fanatiker giebt, die sich unter den Rädern des Wagens ihrer Götzen, vor dem Tempel zu Jaggenaut stürzen.

Aber diese Negern waren gebohrne Sklaven. Wem wollt ihr Unmenschen weis machen, daß ein Mensch die Habe eines Landesherrn, ein Sohn die Habe eines Vaters, eine Frau die Habe eines Mannes, ein Knecht die Habe seines Herrn, ein Neger die Habe eines Kolonisten seyn könne?

Aber diese Sklaven hatten sich selbst verkauft. Hat wohl je ein Mensch einem andern durch einen Vertrag oder durch einen Eid erlauben können, ihn zu gebrauchen und zu misbrauchen! Wenn er in diesen Vertrag gewilligt, oder diesen Eid geleistet hat, so ist es in einem Anfalle von Unwissenheit oder Narrheit geschehen; und er wird davon in dem Augenblicke, wo er sich wieder besinnt und seine Vernunft zurückkommt, losgesprochen.

Aber sie waren im Kriege gefangen worden. Und was geht das euch an? Laßt den Sieger seinen Sieg, wie er will, misbrauchen. Warum macht ihr euch zu seinen Mitschuldigen?

Aber es waren Verbrecher, die in ihrem Lande zur Sklaverey verdammt wurden. Wer hatte sie gerichtet? Wißt ihr nicht, daß in dem Lande eines Despoten kein andrer Missethäter ist, als der Despot?

Der Unterthan eines Despoten ist, so wie der Sklav, in einem widernatürlichen Zustande. Alles, was dazu hilft, den Menschen darinn zu erhalten, ist

eine Frevelthat gegen seine Person. Alle Hände, die ihn an die Tyranney eines einzigen fesseln, sind feindselige Hände. Wollt ihr nun aber wissen, wer die Urheber oder die Mitschludigen dieser Gewaltthätigkeit sind? Alle diejenigen, die ihn umgeben. Seine Mutter, die ihm die ersten Lehren des Gehorsams gab; sein Nachbar, der ihm das Beyspiel dazu setzte; seine Obern, die ihn dazu zwangen; seines Gleichen, die ihn durch ihre Einbildung dazu hinrissen. Alle sind Diener und Werkzeuge der Tyranney. Der Tyrann vermag für sich nichts; er ist nur die Triebfeder der Bemühungen, die alle seine Unterthanen anwenden, um einander zu unterdrücken. Er unterhält sie in dem Zustande eines beständigen Krieges, der den Raub, Verrätherey und Mord rechtfertiget. So wie das Blut, das in seinen Adern rollt, so stammen alle Verbrechen aus seinem Herzen, und vereinigen sich am Ende wieder daselbst. Caligula sagte, wenn das menschliche Geschlecht nur einen Kopf hätte, so würde er sich eine Freude daraus machen ihn abzuschlagen. Sokrates hätte gesagt, wenn sich alle Laster auf ein Haupt sammlen ließen, so müßte man das heruterhauen.

Laßt und also eilen, an die Stelle der blinden Unmenschlichkeit unsrer Väter das Licht der Vernunft und die Empfindungen der Natur zu setzen. Laßt uns die Fesseln so vieler Schlachtopfer unsrer Habsucht zerschlagen, und sollten wir auch einem Handel entsagen, dessen Grundlage Ungerechtigkeit, und dessen Gegenstand bloße Ueppigkeit ist.

Aber nein. Wir brauchen den Produkten, die uns die Gewohnheit so werth gemacht hat, nicht zu entsagen. Ihr könnt sie aus euren Kolonien bekommen, ohne sie mit Sklaven zu besetzen. Diese Produkte können durch freye Hände gezogen, und von Stunde an ohne Vorwurf genossen werden.

Die Eilande sind voller Schwarze, denen man die Fesseln abgenommen hat. Sie bauen mit gutem Erfolg die kleinen Pflanzungen, die man ihnen geschenkt hat, oder die sie durch ihren Fleiß erworben haben. Diejenigen unter diesen Unglückseligen, die ihre Freyheit wieder erhielten, würden von einer ähnlichen freyen und einträglichen Arbeit friedlich leben. Sind etwa die Leibeignen, die man vor kurzen in Dännemark frey gesprochen hat, von ihrem Pfluge gelaufen?

Fürchtet man, daß die leichten Mittel, auf einem von Natur fruchtbaren Boden unthätig zu leben, unter einem heißen Himmel die Kleider zu entbehren, die Menschen in Müssiggang stürzen möchte? Warum begnügen sich denn die Einwohner in Europa nicht mit den Arbeiten, die die höchste Nothdurft erfodert? Warum erschöpfen sie sich durch mühsame Beschäftigungen, die nur vergängliche Grillen vergnügen? Es giebt bey uns tausend Handthierungen, wovon immer eine mühsamer ist als die andere, und die ein Werk unserer Einrichtungen sind. Die Gesetze haben auf der Welt einen Schwarm von erkünstelten Bedürfnissen erzeugt, die ohne sie niemals entstanden wären. Indem sie alle Habseligkeiten nach ihrer leidigen Willkühr vertheilt haben, sind eine un-

endliche

endliche Menge Menschen dem herrschsüchtigen Willen ihrer Mitmenschen dermaßen unterwürfig worden, daß sie nach demselben singen und tanzen müssen, um zu leben. Ihr habt unter euch Wesen eures gleichen, die es zufrieden sind, sich unter Bergen zu vergraben, um euch Metalle, um euch Kupfer zu verschaffen, das euch vielleicht vergiftet: warum wollt ihr, daß Negern nicht solche Narren und Thoren seyn sollen als Europäer?

Wenn ihr diesen Unglückseligen die Freyheit, aber nach und nach als eine Belohnung ihrer Sparsamkeit, ihrer guten Aufführung, ihrer Arbeit schenktet, so müßtet ihr zugleich Acht geben, daß ihr sie euren Gesetzen, euren Sitten unterwürfet, und ihnen eure Ueppigkeiten anböthet. Gebt ihnen ein Vaterland; Angelegenheiten, auf die sie Acht haben, Produkte, die sie erzeugen müssen; Dinge zum Gebrauch nach ihrem Geschmack; und so werden eure Kolonien keinen Mangel an Armen leiden, die von ihren Fesseln befreyet desto thätiger und kräftiger seyn werden.

Bey dem Wunsche, das Gebäude der Sklaverey, das durch so allgemeine Leidenschaften, so feyerliche Gesetze, den Wetteifer so mächtiger Nationen, und durch noch mächtigere Vorurtheile unterstützt ist, über den Haufen zu werfen, vor welchen Richterstuhl sollen wir die Sache der Menschheit bringen, daran so viele Menschen um die Wette zu Verräthern werden? Könige der Erden, ihr allein könnt diese Veränderung hervorbringen! Wenn ihr mit den übrigen Menschen nicht euer Spiel treibt, wenn ihr die

Macht

Macht der Fürsten nicht als das Recht eines glücklichen Räubers, und den Gehorsam eurer Unterthanen nicht als einen der Unwissenheit gespielten Betrug ansehet, so denkt an eure Pflichten. Weigert dem schändlichen und strafbaren Handel mit Menschen, die in schimpfliche Heerden verwandelt sind, das Siegel eurer Gewalt; und so wird dieser Handel verschwinden. Vereinigt einmal eure Gewalt und eure Entwürfe, die so oft auf das Elend der Welt abzwecken, zu ihrem Glücke. Und wenn einer unter euch sich es unterfienge, die Hoffnung seiner Größe und seines Reichthums auf den Edelmuth aller andern zu stützen, so ist er ein Feind des menschlichen Geschlechtes, den man vernichten muß. Tragt Feuer und Schwerdt in sein Land. Eure Heere wird der heilige Enthusiasmus der Menschlichkeit beleben. Ihr werdet alsdenn sehen, welchen Unterschied die Tugend zwischen Menschen zuwege bringt, welche Unterdrückten zu Hülfe eilen; und zwischen Miethlingen die Tyrannen dienen.

Doch was sage ich. Es schweige die unnütze Stimme der Menschlichkeit gegen die Nationen und ihre Herren: vielleicht ist sie niemals in öffentlichen Geschäften zu Rathe gezogen worden. Je nun! Wenn denn der Eigennutz allein Rechte auf eure Seele hat, ihr Völker Europas, so hört noch, was ich euch hier sage. Eure Sklaven brauchen weder eure Großmuth, noch euren Rath, um das gotteslästerliche Joch, das sie unterdrückt, zu zerschlagen. Die Natur redet lauter als Philosophie und Eigennutz. Schon haben einige ermordete Weiße einen Theil unserer Verbre-

chen

chen gebüßt; schon sind zwo Kolonien flüchtiger Negern entstanden, welche durch Traktaten und durch die Macht vor eurem Frevel gesichert sind. Gift hat von Zeit zu Zeit einige Schlachtopfer gerächet. Verschiedene haben sich eurer Unterdrückung durch einen freywilligen Tod entzogen. Diese Unternehmungen sind lauter Blitze, die das Gewitter verkündigen; und es fehlt den Negern nichts, als ein Anführer mit hinreichendem Muth, um sie zur Rache und zum Blutbade zu leiten.

Wo ist er, der große Mann, den die Natur zur Ehre des menschlichen Geschlechts vielleicht hervorbringen sollte? Wo ist er, jener neue Spartacus, der keinen Crassus finden wird? Alsdenn wird der schwarze Codex verschwinden, und wie schrecklich wird der weiße Codex werden, wenn der Sieger nur aufs Vergeltungsrecht achtet!

Bis sich diese Veränderung eräugnet, seufzen die Negern unter dem Joche von Arbeiten, deren Bild uns nicht anders, als immer mehr für ihr Schicksal rühren kann.

XVII.

Arbeiten der Sklaven.

Der Boden hat auf den Amerikanischen Eilanden sehr wenig Aehnlichkeit mit dem unsrigen. Seine Produkte sind sehr verschieden, und auch seine Art ihn zu bauen. Außer einige Gemüßearten, wird nichts da gesäet, sondern alles gepflanzt.

Da

Da der Toback das erste Produkt war, auf dessen Bau man sich legte, und seine Wurzeln gar nicht tief gehen, wie er denn auch bey dem geringsten Aufritzen ausstirbt, so brauchte man bloß den Rechen, um die Erde zu bereiten, worein diese Pflanze gelegt werden sollte, und um das Unkraut zu vertilgen, von welchem es wäre erstickt worden. Diese Gewohnheit hat noch Bestand.

Als man sich bis zum Bau von solchen Dingen erhob, die mehr Künste kosteten, und nicht so zärtlich waren, so bediente man sich einer Hacke, um die Erde umzugraben, und die Pflanzen zu behacken. Aber man wühlte nicht den ganzen Raum damit um, der benutzt werden sollte, sondern machte nur da ein Loch damit, wo man Pflanzen hinsetzen wollte.

Der unebene Boden, der mehrentheils voller Hügel ist, war vermuthlich der erste Grund dieses Verfahrens. Man mochte wohl befürchten, daß der Regen, der sich dort immer als Ströhme vom Himmel ergießt, der umgegrabenen Erde Schaden thun, und Risse darinn verursachen könnte. Trägheit und Mangel an Mitteln machten, daß sich dieser Gebrauch bis auf die ebensten Flächen erstreckte, und die Gewohnheit verewigte ihn. Niemand dachte daran, davon abzugehen. Endlich sind einige Kolonisten, die kühn genug waren, um sich über Vorurtheile zu erheben, auf den Einfall gekommen, sich des Pfluges zu bedienen; und wahrscheinlicher Weise wird dieß Verfahren überall, wo sichs thun läßt, allgemein werden. Alles bewegt dazu es zu wünschen und zu hoffen.

Alle Ländereyen auf diesen Eilanden waren noch nie berührt worden, als die Europäer es unternahmen sie urbar zu machen. Diejenigen, die zuerst besetzt wurden, bringen seit langer Zeit nicht so viel Produkte mehr ein als im Anfange. Diejenigen, die man nach und nach angebaut hat, sind eben wol erschöpft, nach Verhältniß des Zeitpunkts ihres ersten Anbaues. Ihre Fruchtbarkeit mag im Anfange noch so groß gewesen seyn, so verlieren sie sie alle mit der Zeit; und bald werden sie aufhören die Arbeiten der Landbauleute zu belohnen, wenn die Kunst der Natur nicht zu Hülfe kommt.

Es ist ein von allen Naturkundigen allgemein anerkannter Grundsatz des Ackerbaues, daß die Erde nur in so fern eine wahrhaftig hervorbringende Kraft hat, als sie die Wirkungen der Luft und aller Erscheinungen, über die dieses mächtige Element gebiethet, als Nebel, Thau, Regen, empfangen kann. Das Umackern, und das häufige Umackern kann ihr diesen Vortheil allein verschaffen. Die Eilande heischen es, und zwar unverzüglich. Die nasse Jahreszeit muß man dazu wählen, um diese Ländereyen umzupflügen, deren Fruchtbarkeit durch die Dürre gehemmt werden würde. Der Gebrauch des Pfluges kann auf ebnem Felde keinen Nachtheil nach sich ziehen. Die Gefahr, daß die Gewitter den abhängigen Ländereyen Schaden thäten, könnte man dadurch verhüten, wenn man die Furchen quer über der Böschungslinie der Hügel zöge. Sollte die Böschung so steil seyn, daß die geackerte Erde doch ohngeachtet dieser Furchen mit fortgerissen würde, so könnte man kleine etwas tiefere Abzüge, in

ge-

gewisser Entfernung von einander, und nach eben der Richtung anlegen, welche zum Theil die Stärke und Schnelligkeit, womit steile Hügel den Fall eines starken Regens vermehren, zu brechen im Stande wäre.

Der Nutzen des Pfluges bestünde nicht blos darinn, den Pflanzen mehr Nahrungssäfte zu verschaffen: er würde auch ihre Früchte schützen. Die Eilande sind das Land der Insekten; die Erzeugung derselben wird durch eine beständige Hitze befördert, und sie folgen ununterbrochen auf einander: man weiß, was sie für großen Schaden anrichten. Häufiges und wiederholtes Umpflügen würde diese verzehrenden Thierarten ermüden, ihre Erzeugung stöhren, viele derselben tödten und den größten Theil ihrer Eyer tödten. Vielleicht wäre dieß Mittel gegen die Ratten nicht hinreichend, welche mit Europäischen Schiffen nach Amerika gekommen sind, und sich da so vermehrt haben, daß sie oft den dritten Theil der Erndte aufreiben. Man könnte hingegen in dem Fleiße der Sklaven Hülfe suchen, und ihre Wachsamkeit durch einige Belohnungen aufmuntern.

Der Gebrauch des Pflügens müßte, wie es scheint, den Gebrauch des Düngens mit sich einführen: er ist schon an den mehresten Küsten bekannt. Derjenige Dünger, dessen man sich bedient, heißt Varech; es ist eine Art von Seegewächs, welches sich, wenn es reif ist, aus dem Wasser losreißt, und durch die Wellen ans Ufer geworfen wird. Es steckt eine große Fruchtbarkeit darinn, allein wenn man es ohne Zubereitung gebraucht, so theilt es dem Zucker eine unangenehme Herbe mit, welche von denen mit

öhligen Theilen getränkten Salzen, die sich in großer Menge in den Seegewächsen befinden, kommen muß. Vielleicht brauchte man nur, um diese Bitterkeit zu heben, die Pflanze zu verbrennen und mit der Asche zu düngen. Die durch dieß Verfahren von öhligen Theilen befreyten, und durch die Kraft der Pflanze wohl zerriebenen Salze würden leichter in das Zuckerrohr treten, und ihm reinere Säfte geben.

Die weiter hineingelegnen Ländereyen haben erst seit kurzen angefangen gedüngt zu werden. Die Nothdurft wird diesen unumgänglichen Gebrauch weiter ausdehnen, und mit der Zeit wird der Boden in Amerika eben die Hülfe als in Europa erhalten; aber mit mehr Mühe. In den Inseln, wo die Heerden nicht zahlreich sind, und wo sie nur selten Ställe haben, wird man zu andern Arten von Dünger seine Zuflucht nehmen, und so stark vermehren müssen, als nur möglich, um durch die Menge die Güte zu ersetzen. Die größte Hälfte wird man immer aus dem Unkraut bekommen, von welchem man die guten Pflanzen dort unaufhörlich befreyen muß. Das muß man zusammen lesen und faulen lassen. Die Kolonisten, welche Kaffee bauen, haben das Beyspiel zu diesem Verfahren gegeben, aber mit der Trägheit, die die Hitze des Klimas selbst in der Arbeit legt. Sie haben eine Menge solches Unkrauts um den Fuß der Kaffeebäume gelegt, ohne einzusehen, daß dieses Kraut, das man sich nicht einmal die Mühe gab mit Erde zu decken, den Baum erhitzte, und einer Menge von Ungeziefer zum Wohnplatz diente, die ihn aufzehrte. Eben so nachlässig ist man auch in der Viehzucht gewesen.

Alle

Alle vierfüßige Hausthiere sind durch die Spanier nach Amerika gebracht worden, und aus dieser ihren Besitzungen haben sie die Pflanzörter der andern Nationen bekommen. Außer den Schweinen, die dazu gemacht sind in den an Wassergewächsen, an Insekten und Ungeziefer reichen Gegenden gut fortzukommen, und auch dort größer und schmackhafter geworden sind, sind diese Thiere alle aus der Art geschlagen, und man findet auf den Eilanden nur sehr kleine Arten. Obgleich Fehler in dem Klima an dieser Abnahme Schuld haben mögen, so ist doch vielleicht der Mangel an Pflege die Hauptursache davon. Sie liegen beständig im freyen Felde. Man giebt ihnen niemals weder Häfer noch Kleye, und sie fressen das ganze Jahr hindurch grünes Gras. Man hat nicht einmal die Sorgfalt für sie, daß man die Wiesen in verschiedne Abtheilungen theilte, um sie abwechselnd von einer in die andere zu treiben. Sie weyden immer auf derselben Stelle, ohne dem Grase die Zeit zu lassen, daß es wieder wachse. Dieß Futter kann freylich nichts anders als einen schwachen und wässerigen Saft haben. Eine zu schleunige Kraft zu wachsen verhindert, daß sie von der Natur nicht genugsam zubereitet sind. Auch liefern die zur Nahrung des Menschen bestimmten Thiere nur ein zähes saftund kraftloses Fleisch.

Diejenigen, die man zu verschiedenen Arbeiten gebraucht, leisten nur mit Mühe schwache Dienste. Die Ochsen schleppen nur leichte Lasten, und schleppen sie nicht den ganzen Tag. Man gebraucht ihrer immer vier zugleich und sie werden nicht bey dem Kopfe,

sondern bey dem Halse, nach spanischer Weise angespannt. Sie werden auch mit der Peitsche, und nicht mit einem Stachel getrieben. Zwey Führer leiten sie.

Wenn man der Wege halber keine Wagen gebrauchen kann, so bedient man sich der Maulthiere statt der Ochsen. Der Packsattel, den man ihnen dort auflegt, ist ungekünstelter, aber nicht so stät und gut als in Europa. Man bindet ihnen einen Strohsack um den Rücken, an den man zween, aufs gerathe wohl, im Holze abgeschnittene Haken, an jeder Seite anmacht. Mit dieser Rüstung tragen sie höchstens eine halb so große Last halb so weit, als die unsrigen.

Der Gang der Pferde ist nicht so langsam. Sie haben etwas von der Schnelligkeit, dem Feuer und der Gelehrigkeit der Andalusischen Pferde, von denen sie abstammen, an sich behalten; aber ihre Kraft entspricht ihrem Feuer nicht. Man sieht sich genöthiget, ihrer recht viele zu gebrauchen, um das von ihnen zu haben, was eine kleine Anzahl in Europa verrichten würde. Man muß vor den sehr leichten Wagen, deren sich die wohlhabenden Einwohner zu ihren Wanderungen, die sie Reisen nennen und die bey uns blos Spatzierfahrten heißen würden, bedienen, drey bis viere vorspannen.

Man würde die Abartung der Thiere auf den Inseln verhindert, verzögert oder verringert haben, wenn man die Sorgfalt gehabt hätte sie durch ausländische Zucht anzufrischen. Hengste aus kältern oder wärmern Gegenden hätten dem Einflusse der

Him-

Himmelsluft, der Nahrung, der Erziehung, bis auf einen gewissen Grad Einhalt gethan. Mit den Stuten aus der dortigen Gegend hätten sie um so viel beßre neue Zuchten hervorgebracht, je verschiedener der Himmelsstrich, unter welchem sie gebohren worden, von dem gewesen wäre, wo man sie hingebracht hätte.

Es ist sehr sonderbar, daß kein einziger dortiger Einwohner einen so natürlichen Einfall gehabt habe; und daß keine Regierung genug auf ihrem Vortheil bedacht gewesen sey, um den Ochsen mit dem Puckel an die Stelle des gewöhnlichen Ochsen in ihren Besitzungen zu versetzen. Alle Leute von Kenntnissen müssen sich erinnern, daß der Ochse mit dem Puckel ein sanfteres und glänzendes Haar hat, nicht von so plumper Natur, nicht so roh ist als unser Ochse, und daß er weit mehr Lebhaftigkeit und Gelehrigkeit besitzt. Er ist leicht im Laufen, und kann die Stelle des Pferdes ersetzen, denn er läßt sich reiten. Er lebt so gern in mittäglichen Ländern, als der, dessen wir uns bedienen, gern unter kalten oder gemäßigten Himmelsstrichen lebt. Das ist auf den östlichen Inseln und überhaupt in dem größten Theile von Afrika die einzige bekante Ochsenart. Wenn die Gewohnheit weniger Gewalt hätte, als sie gemeiniglich so gar auf die einsichtsvollsten Regierungen hat, so hätte man einsehn, daß dieß Thier dem großen Amerikanischen Archipelagus ganz besonders angemessen sey, und daß nichts leichter wäre, als es mit weniger Kosten von der Goldküste und von der Küste von Angola zu bekommen.

Zween reiche Kolonisten, der eine zu Barbados, der andere zu San-Domingo, gleich gerührt von der Schwäche der Last- und Zugthiere, die sie dort im Gebrauch fanden, haben versucht, das Kameel an die Stelle derselben zu gebrauchen. Dieser schon ehedem in Peru durch die Spanier, ohne glücklichen Erfolg, angestellter Versuch ist, wie natürlich, nicht glücklich ausgefallen. Es ist bekannt, daß das Kameel, ob es gleich in den warmen Ländern zu Hause ist, doch die übermäßige Hitze scheuet, und eben so wenig unter dem sengenden Himmel der heißen Zone, als in den gemäßigten Zonen gut fortkommen kann. Man hätte besser gethan, den Büffel dazu zu nehmen.

Der Büffel ist ein sehr schmutziges Thier, von sehr heftigen Naturell. Er hat häufige und schleunige Tücke. Sein Leder ist fest, leicht, fast undurchdringlich, und sein Horn zu vielen Dingen zu gebrauchen. Man findet sein Fleisch schwarz und hart, im Geschmack und Geruch unangenehm. Das Weibchen giebt nicht so süße aber mehr Milch als die Kuh. Er braucht nur wie der Ochse, mit dem er eine augenscheinliche Aehnlichkeit hat, gehalten zu werden; und übertrift diesen außerordentlich an Stärke und Schnelligkeit. Zween an einem Wagen gespannte Büffel, die man vermittelst eines durch die Nase gezogenen Ringes regiert, ziehen so viel, als vier der stärksten Ochsen, und brauchen nur die halbe Zeit. Diesen doppelten Vorzug haben sie daher, daß ihre Beine höher sind, und die Masse ihres Körpers stärker ist, dessen ganze Gewalt sie beym Ziehen gebrauchen,

chen, weil sich ihr Hals und ihr Kopf von Natur nach der Erde zu senkt. Da dieß Thier ursprünglich aus der heißen Zone herstammt, und dicker, stärker und langsamer ist, je wärmer die Länder sind, worinn er lebt, so hat man niemals zweifeln dürfen, daß er nicht auf den Antillen sehr nützlich sey, und sich dort sehr leicht fortpflanzen könnte. Das läßt sich um so mehr glauben, seit den glücklichen Versuchen, die damit in Guiana sind angestellt worden.

Trägheit und Schlendrian, die den guten Fortgang der Hausthiere verhindert haben, sind demselben bey den Verpflanzen unserer Gewächse nicht minder entgegen gewesen. Man hat zu unterschiedenen Zeiten verschiedene Arten von Obstbäumen nach den Inseln gebracht. Alle sind sie ausgestorben, außer einige Holzarten, deren Früchte weder schön noch gut sind. Die mehresten sind sehr geschwind ausgeartet; weil man sie der Kraft eines immer thätigen, immer durch den doppelten Fruchtbarkeitsgrunde eines häufigen Nachtthaues, und einer starken Tageshitze, angetriebenen Wachsthumstriebes überlassen hat. Vielleicht hätte sich ein kluger Beobachter denselben zu Nutze machen können, um ziemliche Früchte zu bekommen, aber dergleichen Leute findet man in unsern Kolonien nicht. Wenn unsere Gemüßkräuter gut gerathen sind; wenn sie immer frisch, immer grün, immer reif zu haben sind; so kömmt es daher, weil ihnen das Klima, worinn sie eine feuchte und teigige Erde, die sich für sie schickt, fanden, nicht entgegen stand; und weil sie nicht die

geringste Wartung verlangten. Der Schweiß der Sklaven tränkt einträglichere Produkte.

Die ersten Arbeiten dieser Unglückseligen sind auf die Dinge verwendet worden, die zur Erhaltung ihres elenden Daseyns nöthig waren. Außer auf den von den Spaniern bewohnten Eilanden, wo die Dinge ungefähr in dem Zustande geblieben sind, worinn sie bey der Ankunft der Europäer in der neuen Welt waren, haben sich die Produkte, daran die Wilden genug hatten, vermindert, so wie man die Wälder umgehauen hat, um Land zu reuten. Deshalb hat man sich müssen neue Nahrungsmittel verschaffen; und man hat vornemlich nach denen trachten müssen, die aus dem Lande der neuen Bewohner kamen.

Afrika hat den Eilanden ein Gesträuch geliefert; das ungefähr vier Schuh hoch wächst, vier Jahr lebt, und die ganze Zeit hindurch einträglich ist. Es trägt Hülsen, die fünf bis sechs sehr gesunde und sehr nahrhafte Erbsen enthält. Alles, was an dem Baum ist, wird durch irgend eine Eigenschaft schätzbar. Seine Blume ist gut für die Brust; seine abgekochten Blätter sind, auf Wunden gelegt, heilsam; und aus seinem zu Asche gebrannten Holz macht man eine Lauge, welche alle Geschwüre reinigt, und die äußern Entzündungen der Haut vertheilt. Man nennt dieses Gesträuch den Angolaischen Erbsenbaum. Er wächst eben so gut in denen von Natur unfruchtbaren, und in den von Salzen erschöpften Ländereyen. Auch versäumen die beßten Haushälter unter den Kolonisten nicht an allen Orten ihres Gu-

tes welche hinzusäen, die unter andern Händen braach liegen blieben.

Indessen ist die Kassawastaude doch das kostbarste Geschenk, das Afrika den Inseln gemacht hat. Die mehrsten Geschichtschreiber haben sie als eine aus Amerika stammende Pflanze angesehen. Es läßt sich nicht allzuwohl einsehen, auf was für einen Grund diese obschon ziemlich allgemein angenommene Meynung beruhet. Aber wäre auch deren Wahrheit erwiesen, so würden doch die Antillen nichts desto weniger die Kassawe von den Europäern bekommen haben, die sie mit den Afrikanern, denen sie zur Nahrung diente, hingebracht haben. Vor unsern Eroberungen war der Verkehr des festen Landes in Amerika mit diesen Eilanden so unbedeutend, daß ein Produkt des festen Landes auf den Eilanden sehr wohl unbekannt seyn konnte. So viel ist gewiß, daß die Wilden, die unsern ersten Seefahrern Paradiesfeigen, Ignamen und Kartoffeln anbothen, ihnen keine Kassawe zeigten; daß die Karaiben, die nun zu Dominika und St. Vincent zusammen wohnen, sie von uns empfangen haben; daß die Gemüthsart der Wilden sie zu einer so anhaltenden Wartung eines Gewächses untüchtig machte; daß endlich der Bau dieser Pflanze sehr freye Felder erfodert, und daß man in den Wäldern, womit diese Eilande besetzt waren, keine gereuteten Stücken Landes, die mehr als etwa zwölf bis funfzehn Ruthen gehalten hätten, antraf. So viel ist endlich noch gewiß, daß man erst nach der Ankunft der Negern etwas vom Gebrauche der Kassawe vernimmt; und daß er seit undenklichen Zei-

ten einem großen Theil von Afrika zur Hauptnahrung dient.

Dem sey wie ihm wolle, so ist die Kassawe eine Pflanze, die sich durch Senker fortpflanzt. Man legt sie in fünf bis sechs Zoll tiefe Gruben, die man mit der daraus genommenen Erde wieder ausfüllt. Diese Löcher stehen nach Beschaffenheit des Bodens zwey bis drittehalb Fuß aus einander. Das Gesträuch erreicht nachher etwas mehr als Mannshöhe, und der Stamm ist Arms dick. So wie es wächst, fallen die untern Blätter ab, und es bleiben nur welche am Gipfel. Das Holz ist weich und spröde.

Es ist eine zärtliche Pflanze. Der Bau derselben ist mühsam. Die Nachbarschaft von jedem Kraute ist ihr nachtheilig. Sie braucht ein trocknes und leichtes Erdreich. Ihre Frucht hängt an ihrer Wurzel, und wenn diese Wurzel durch die Bewegung, die der Wind in dem Gesträuche selbst verursacht, erschüttert wird, so bildet sich die Frucht nur unvollkommen aus. Sie braucht achtzehn Monath um zu wachsen oder zu reifen.

Man muß sie erst auf eine sehr mühsame Art zubereiten, ehe man sie zur Nahrung der Menschen gebrauchen kann. Die erste Haut der Frucht muß man abschrupfen, sie dann waschen, reiben und ausdrücken, um die wässerigen Theile heraus zu bringen, die ein kalter Gift sind, für welches man noch kein Gegenmittel weiß. Das Backen macht, daß alles, was von der tödtlichen Materie, die sie enthielt, etwa noch darinn seyn möchte, heraus dünstet. Wenn kein Dampf mehr zu sehen ist, so nimmt man

sie von der Eisenplatte ab, worauf man sie backte, und läßt sie kalt werden. Wiederholte Erfahrungen haben dargethan, daß es fast eben so gefährlich ist, sie heiß, als roh zu essen.

Die gerieben und durch das Rösten in kleine Körner verwandelte Kassawewurzel heißt Kassawemehl, ob man schon ganz eigentlich nur den davon verfertigten Teig, aus dem ein Kuchen wird, wenn man ihn nur rösten läßt, ohne ihn umzurühren, Kassawe, das Gewächs aber Maniok nennt. Es wäre gefährlich, wenn man so viel Kassawe als Mehl essen wollte, denn jenes ist lange nicht so gar. Beyde erhalten sich lange und sind sehr nahrhaft, aber ein wenig schwer zu verdauen. Ob sie gleich anfänglich unschmackhaft scheinen, so finden sich doch eine Menge auf den Eilanden gebohrner Weiße, die beydes dem beßten Waizen vorziehen. Alle Spanier genießen es durchgänglich zur täglichen Nahrung. Der Franzose ernährt damit seine Sklaven. Die andern Europäischen Völker, die Besitzungen auf den Inseln angelegt haben, wissen nicht viel von der Kassawe. Diese Kolonien empfangen ihren Unterhalt aus dem nördlichen Amerika; so daß, wenn durch einen sehr möglichen Zufall ihr Verkehr mit dieser fruchtbaren Landschaft nur vier Monath lang unterbrochen wäre, sie nothwendig Hungers sterben müßten. Eine unbegränzte Habsucht hält die Augen der Kolonisten auf diesen Eilanden über diese augenscheinliche Gefahr verschlossen. Alle oder fast alle finden einen größern Vortheil dabey, den ganzen Fleiß ihrer Sklaven auf die Produkte zu wenden, die ein Gegenstand des Han-

dels

dels sind. Die hauptsächlichsten sind, der Kakao, die Rukustaude, die Baumwolle, der Indig, der Kaffee. Wir wollen von ihrem Bau, ihrem Werthe und ihrer Bestimmung an andern Stellen handeln. Die Aufmerksamkeit des Lesers wird hier nur auf den Zucker gelenkt werden, dessen Einkommen allein wichtiger ist, als das aus allen übrigen Waaren zusammen genommen.

Das Rohr, von dem der Zucker kommt, ist eine Art von Schilf, das ungefähr acht bis neun Schuh hoch wird, wenn man die Blätter, die aus dem Gipfel hervor kommen, mit rechnet. Gewöhnlicher Weise ist es zwey bis vier Zoll dick. Es ist mit einer etwas harten Rinde überzogen, die ein schwammiges Wesen enthält. In gehöriger Entfernung ist es durch Knoten abgetheilt, gleichsam um es zu verstärken und aufrecht zu erhalten, aber ohne den Umlauf des Safts zu verhindern, weil sie innerlich weich und markig sind.

Diese Pflanze wird in gewissen Gegenden von Asien und Afrika seit undenklichen Zeiten gebauet. Gegen die Mitte des zwölften Jahrhunderts ward Sicilien damit beschenkt, und von da gieng sie nach den mittäglichen Provinzen von Spanien über. Nach der Zeit ward sie auf Madera und den Kanarischen Eilanden verpflanzt. Aus diesen Inseln nahm man sie, um sie nach der neuen Welt zu bringen, wo sie so wohl gerathen ist, als wenn sie da einheimisch wäre.

Alle Ländereyen schicken sich nicht gut für dieß Rohr. Die fetten, starken, niedrigen und sumpfi-

gen,

gen, mit Holz umgebenen, oder neuerlich ausgereu-
teten, bringen, ohnerachtet der Dicke und Länge der
Röhre, nichts als einen wässerigen, wenig gezucker-
ten, schlechten, schwer zu kochenden, zu reinigenden
und zu erhaltenden Saft hervor. Die Röhren, die
auf einem Boden stehen, wo sie bald Toffstein und
Fels finden, leben gar kurz und geben wenig Zucker.
Ein leichtes, lockeres und tiefes Erdreich ist das, was
die Natur diesem Produkte bestimmt hat.

Die allgemeine Art sich es zu verschaffen besteht
darinn, daß man ein großes Feld zubereitet; drey
Fuß weit von einander achtzehn Zoll lange, zwölf
Zoll breite und sechs Zoll tiefe Furchen zieht; zwey
und manchmal drey Senker jeden einen Fuß lang dar-
ein legt, die von dem obern Theile des Rohrs abge-
schnitten werden müssen; und sie leicht mit Erde
überdeckt. Aus jedem der in dem Senker befindlichen
Knoten treibt ein Reiß, das mit der Zeit ein Zucker-
rohr wird.

Man muß dieses sorgfältig und ohne Unterlaß
von allem Unkraute, welches unfehlbar um denselben
hervorbricht, befreyen. Diese Arbeit währet nur
sechs Monathe lang. Alsdenn sind die Röhre stark
genug mit Blättern versehen, und nahe genug von
einander, um alles zu ersticken, was ihrem Wachs-
thum nachtheilig seyn könnte. Man läßt sie gewöhn-
lich anderthalb Jahr stehen, und selten werden sie eher
geschnitten.

Aus ihren Stoppeln entstehen Sprößlinge, die
man wieder fünf Viertheil Jahr nachher schneidet.
Diese zwote Erndte wirft nicht viel mehr als den hal-

den Einkrag der ersten ab. Manchmal hält man ein drittes und so gar ein viertes Schneiden, deren Einbringen immer geringer wird, so gut als auch das Land seyn mag. Auch kann ein arbeitsamer Pflanzer nur durch den Mangel an denen, um seinen Acker wieder frisch zu besetzen, nöthigen Arbeitern bewogen werden, mehr als zwo Erndten von seinen Röhren zu verlangen.

Die Erndte ist auch nicht in allen Pflanzörtern auf einerley Zeitpunkt angesetzt. In den Französischen, Dänischen, Spanischen und Holländischen Besitzungen fängt sie im Jenner an und geht bis in den Oktober fort. Unterdessen muß diese Pflanze so wol als die andern ihre Zeit haben; und man bemerkt sehr wohl, daß sie in den November und Decembermonathen blühet. Also müssen diese Nationen die zehn Monathe hindurch ohne Unterlaß erndten, bald unzeitige, bald zu reife Röhre abschneiden. Folglich hat auch der Saft nicht die gehörigen Eigenschaften. Diese Erndte muß eine bestimmte Jahrszeit haben, und vermuthlich fällt sie in den Monathen März und April, wo alle süße Früchte reif sind; da hingegen die sauren erst im Julius und August reifen.

Die Engländer schneiden ihre Röhre im März und im April. Doch geschieht das nicht der Reife wegen. Die Dürre, die auf ihren Eilanden herrscht, macht ihnen den Regen, der im September fällt, nothwendig zum Pflanzen; und da das Rohr achtzehn Monathe zum Wachsen braucht, so fällt durch die-

sen

sen Zeitlauf ihre Erndte immer auf den Punkt der Reife.

Um den Saft aus den abgeschnittenen Röhren zu ziehen, welches in den ersten vier und zwanzig Stunden geschehen muß, weil er sonst versauren würde, legt man sie zwischen zwo eiserne oder kupferne Walzen, welche auf einer unbeweglichen Platte senkrecht stehen. Die Bewegung dieser Walzen entspringt aus einem wagerechten Rade, das durch Ochsen oder Pferde gedreht wird; aber in den Wassermühlen bekommt dieß wagerechte Rad seine Bewegung von einem senkrechten, worauf das Wasser fällt und es so um seine Axe treibt; und zwar geht diese Bewegung von der Rechten zur Linken, wenn der Strohm von oben herab auf das Rad fällt; von der Linken aber zur Rechten, wenn der Strohm das Rad von unten her stößt.

Aus dem Behälter, worinn der Saft der Röhre gesammlet wird, fällt er in eine Pfanne, wo man diejenigen wässerigen Theilchen, die sich am leichtesten absondern lassen, ausdünsten läßt. Dieser Saft wird dann in eine andere Pfanne gegossen, wo ein gemäßigtes Feuer seinen ersten Schaum abtreibt. Wenn er sein zähes Wesen verloren hat, so ergießt man ihn in die dritte Pfanne, worinn er bey viel stärkerm Feuer weit mehr Schaum abwirft. Nachher läßt man ihn zum letzten male in einer vierten Pfanne kochen, bey einem Feuer, das dreymal so stark seyn muß als das erstere.

Dieß letzte Feuer bestimmt den Erfolg des ganzen Verfahrens. Wenn es recht gewesen ist, so bildet

der

der Zucker Kristalle von verschiedener Größe und von verschiedenem Glanze, je nachdem die Menge der Oeltheilchen, wodurch dieselben ein schmutziges Aussehen erhalten, beschaffen ist. Wenn das Feuer zu stark gewesen ist, so wird der Saft zu einem schwarzen und kohlichten Extrakt, aus dem kein taugliches Salz erhalten werden kann. Ist das Feuer zu schwach gemacht worden, so bleibt eine beträchtliche Menge fremder Oeltheilchen zurück, die den Zucker fleckig, fett und schwärzlich machen, dergestalt daß, wenn man ihn trocknen will, er immer porös bleibt, weil die Stellen, die die Oeltheilchen besetzten, leer bleiben.

So bald der Zucker kalt geworden ist, so gießt man ihn in kegelförmige irdene Gefäße. Diese Kegel sind an der Grundfläche offen; an der Spitze aber ist ein Loch, aus welchem man das Wasser abfließen läßt, das keine Kristalle hat liefern können. Was nach diesem Abflusse übrig bleibt, ist roher Zucker, der fett, braun und weich ist.

Die mehresten Eilande überlassen den Europäern die Sorge, dem Zucker alle übrigen Zubereitungen zu geben, die nöthig sind um ihn zu brauchen. Diese Gewohnheit erspart ihnen kostbare Gebäude. Sie erlaubt mehr Negern zum Bau der Ländereyen zu gebrauchen, und zwey bis drey Monathe ohne Unterlaß zu erndten. Sie macht aber, daß man mehr Schiffe zur Fortschaffung des Zuckers gebraucht.

Die einzigen französischen Kolonisten haben geglaubt, ihr Vortheil erfordere es, ihrem Zucker noch eine Zubereitung zu geben. Man mag den Saft des

Zu-

Zuckerrohrs noch so vollkommen gekocht haben, so bleiben immer eine Menge fremder Theile an den Salzen des Zuckers hängen, die bey ihm das zu seyn scheinen, was die Hefen dem Weine sind. Sie geben ihm eine schmutzige Farbe, und einen Tartergeschmack, die man ihm durch eine Terrage genannte Zubereitung zu benehmen sucht. Diese Zubereitung besteht darinn, daß man den rohen Zucker in ein neues, dem, wovon geredet worden, in allen Stücken ähnliches, irdenes Gefäß thut. Man bedeckt ihn an der Grundfläche des Kegels mit einem weißen Merbel, den man mit Wasser begießt. Indem dieß Wasser durch den Merbel durchseiget, so reißt es Theile dieser kalchichten Erde mit fort, und schleicht damit über die Salztheilchen hin, da denn diese Erde fette Theilchen findet und an sich zieht. Nachher läßt man das Wasser durch das Loch an der Spitze des Gefäßes ausfließen, und bekommt dadurch einen zweyten Sirup, Melasse genannt, der desto schlechter ist, je schöner der Zucker war, das heißt, je weniger seinem Wesen fremde öhliche Theile er enthielt: denn alsdenn zieht die durch das Wasser aufgelöste kalchige Erde allein durch, und man schmeckt sie in ihrer ganzen Schärfe.

Auf dieß Merbeln folgt eine letzte Zubereitung, die durchs Feuer geschieht, und die darum angestellt wird, um die Feuchtigkeit ausdünsten zu lassen, die die Salze während des Merbeln eingesogen haben. Dießfalls nimmt man den Zucker in seiner kegelförmigen Gestalt aus dem Gefäß, bringt ihn in eine Stube, die durch einen eisernen Ofen sanft und allmählig

gehitzt wird, und läßt ihn da so lange, bis er ganz trocken ist; und das geschieht gemeiniglich in drey Wochen.

Obgleich die Kosten, die diese Verrichtung erfodert, fast allzeit an und für sich verloren sind, weil der gemerbelte Zucker gemeiniglich in Europa eben so wie der rohe rafinirt wird, so ermangeln doch alle Einwohner der französischen Eilande, die das Vermögen dazu haben, selten, ihren Zucker auf die Art zu läutern. Sie finden dabey den Vortheil, der sich für eine Nation, deren Kriegs-Seewesen schwach ist, nicht schätzen läßt, in Kriegszeiten mehrere Waaren mit einer geringern Anzahl Schiffe nach dem Hauptlande zu schicken, als wenn sie nur rohen Zucker machten.

Man kann zwar aus diesem, aber noch viel besser aus dem gemerbelten Zucker urtheilen, aus was für Salzen er besteht. Wenn der Boden, worauf das Rohr gepflanzt worden, fest, steinigt, abhängig ist, so werden die Salze weiß und eckig, und die Körner sehr dick seyn. Wenn das Land viel Merbel hat, so wird der Zucker eben so weiß seyn, aber die nach weniger Ecken geschnittenen Körner werden nicht so vielen Glanz haben. Ist der Boden fett und schwammig gewesen, so werden die Körner fast rund, die Farbe schmutzig seyn, und der Zucker wird unter dem Finger weggleiten, ohne daß man ihn fühlt. Dieser Zucker wird für den allerschlechtesten gehalten.

Es mag daran Schuld seyn, was da will, so ist so viel gewiß, daß die nach Norden zu gelegenen Län-

Ländereyen den beßten, und die merblichten den mehresten Zucker geben. Die Zubereitungen, welche die, auf diesen beyden Arten von Boden wachsende Röhren erfodern, sind nicht so langweilig, nicht so mühsam, als bey den Röhren, die auf fetten Boden stehen. Aber diese Grundregeln sind unendlichen Abänderungen unterworfen, deren Untersuchung nur für sehr aufmerksame Chymiker oder Pflanzer gehört.

Das Rohr liefert außer dem Zucker noch Sirup, welcher den zwölften Theil so viel als der Zucker werth ist. Der Sirup von der beßten Art ist derjenige, der aus dem ersten Gefäße in das zweyte fließt, wenn man den rohen Zucker bereitet. Er besteht aus groben Theilen, welche Zuckersalze mit sich fortschleppen, es mögen dieselben nun darinn enthalten seyn, oder nur damit weggeschlemmt werden. Der geringere Sirup, der bitterer schmeckt, und von dem man weniger bekommt, entsteht aus dem Wasser, das die tartrichten und irrdischen Theile des Zuckers, wenn man ihn wäscht, mit wegschlemmt. Durch Feuer erhält man noch einigen Zucker aus der ersten Art Sirup, der nach diesem aber geringer geachtet wird, als der von der zwoten Art.

Alle beyde werden in den nördlichen Gegenden Europas verbraucht, wo sie dem gemeinen Volke statt der Butter und des Zuckers dienen. Das nördliche Amerika braucht ihn zu eben dem Behufe, und über dem dazu, um ein Getränke, Pruß genannt, das weiter nichts ist als eine Tinktur von Baumrinde, in

Gährung zu bringen, und ihm einen angenehmen Geschmack zu geben.

Dieser Sirup ist durch die Kunst, die man erfunden hat, ihn in einen Branntewein zu verwandeln, den die Engländer Rum, und die Franzosen Taffia nennen, noch einträglicher. Dieß ganze ungekünstelte Verfahren besteht bloß darinn, daß man ein Drittheil Sirup mit zwey Drittheil Wasser vermischt. Wenn diese beyden Dinge hinreichend gegohren haben, und das geschieht gemeiniglich in zwölf bis vierzehn Tagen, so werden sie in eine recht reine Blase gethan, wo die Abtreibung wie gewöhnlich geschieht. Man bekommt dadurch gerade so viel Rum wieder, als man Sirup dazu gethan hatte.

Dieß ist das Verfahren, bey welchem alle Eilande überhaupt, nach vielen Versuchen und Veränderungen in Ansehung des Zuckerbaues stehen geblieben sind. Es ist gewiß gut; aber vielleicht ist es doch nicht auf den Grad der Vollkommenheit gekommen, dessen es fähig ist. Es läßt sich muthmaßen, daß man große Vortheile dadurch erhalten würde, wenn man die Zuckerröhre nicht auf große in eins fortgehende Felder pflanzte, sondern ein solches Feld in Stücken, jedes von fünf Ruthen, theilte und zwischen zweyen bepflanzten Stücken immer ein unbepflanztes brach stehen ließe. Nach dem jetzigen Verfahren bekommen nur die am Rande stehende Röhren einen schönen Wuchs, und reifen zur rechten Zeit. Die in der Mitte wachsenden verkommen zum Theil, und werden nicht recht reif, weil sie von dem Durchstreifen der Luft beraubt sind, als welche nur durch

ihr

ihr Gewicht wirkt, und also selten zum Fuße dieser immer mit ihren Blättern bedeckten Röhre gelanget.

Nach diesem neuen Pflanzungsystem würden die Stücken Landes, die brach gelegen hätten, zur Fortpflanzung geschickter seyn; und die abgeerndteten Stücke würden hinwiederum ruhen. Es steht zu glauben, daß man mit dieser Art eben so viel Zucker bekäme, als nach dem jetzigen Schlendrian, und mit dem Vortheile oben drein, daß man weniger Sklaven zum Bau desselben brauchte. Man kann aus dem, was der Zuckerbau, ohngeachtet seiner Unvollkommenheit, anjetzt abwirft, von dem urtheilen, was er alsdenn einbringen würde.

In einer auf guten Boden belegenen, und mit Negern, Vieh, und allen übrigen Dingen wohl versehenen Pflanzung, bauen zween Menschen ein Quadrat von Zuckerröhren, das hundert geometrische Schritte lang und breit ist. Ein solch Quadrat muß gemeiniglich sechzig Centner rohen Zucker geben. Der Mittelpreiß des in Europa gelieferten Centners mag etwa nach Abzug aller Kosten fünf Rthlr. seyn. Also bringt die Arbeit eines jeden Mannes hundert und funfzig Thaler ein. Vierzig Thaler benebst dem Preiß des Sirups und des Rums sind für die Baukosten, das heißt, für die Nahrung der Sklaven, ihren Abgang, ihre Krankheiten, ihre Kleidung, für die Reparatur der Gerächschaft, ja selbst für die Unfälle hinreichend. Also beträgt der reine Ertrag eines Ackerlandes hundert und zehn Rthlr. Schwerlich würde man einen einträglichern Bau finden.

Es läßt sich so gar einwenden, daß der reine Ertrag hier unter seinen wahren Werth gesetzt wird, weil ein solches Quadrat keine zween Menschen zu seinem Bau erfodert. Aber diejenigen, die diesen Einwurf machen, müssen bedenken, daß die Verfertigung des Zuckers andere Arbeiten erfodert, als den bloßen Bau, und folglich mehrere Arbeiter als bloß die, die auf dem Felde nöthig sind. Wenn man nun den Werth dieser verschiedenen Arten von Verrichtungen, eines ins andere rechnet, so muß man von dem Einbringen eines solchen Quadrats die Kosten für die Unterhaltung von zween Menschen abziehen.

Mit ihrem Zucker verschaffen sich die Inseln hauptsächlich das, was ihre Bewohner gebrauchen, oder wozu sie Lust haben. Sie bekommen aus Europa, Mehl, Getränke, gesalzen Fleisch, seidene Zeuge, Leinwand, Nürnberger Waare, kurz alles, was zu ihrer Kleidung, Nahrung, Möblirung, Putz, Bequemlichkeit, ja so gar zu ihren Grillen erfoderlich ist. Sie verbrauchen eine ungeheure Menge von Dingen von allen Arten, und dieser Verbrauch muß nothwendig einen Einfluß auf die Sitten der Einwohner haben, die gemeiniglich reich genug sind, um sich ihn gestatten zu können.

XVIII.

Gemüthsart der auf den Eilanden wohnhaften Europäer.

Es scheint, als wenn die auf den Eilanden verpflanzten Europäer nicht weniger sollten aus der Art geschlagen seyn, als die Thiere, die sie mit dahin gebracht

bracht haben. Der Himmelsstrich wirkt auf alle lebendige Wesen. Aber die Menschen sind der Natur nicht so unmittelbar unterworfen, und widerstehen ihrem Einflusse mehr, weil sie, unter allen Wesen, das mehreste Sittliche an sich haben. Die ersten auf den Antillen niedergelaßnen Einwohner verbesserten die schlimme Wirkung, die ein neuer Himmel und ein neuer Boden auf sie hatte, durch die Bequemlichkeiten, die ihnen ein mit dem alten Vaterlande immer offen stehender Handel darboth. Sie lernten sich nach der ihrer neuen Lage angemessensten Art nähren und Wohnungen bauen. Sie behielten die Gewohnheiten ihrer Erziehung bey, so weit als es sich mit der physischen Beschaffenheit der Luft, die sie athmeten, vertragen konnte. Sie brachten die Nahrungsmittel und die Gebräuche Europens mit sich nach Amerika, und gewöhnten Wesen und Produkte an einander, die die Natur um den ganzen Raum einer Zone von einander getrennt hatte. Aber unter allen ihren ursprünglichen Gewohnheiten war diejenige, die Menschengeschlechter durch die Ehe zu vermischen und zu trennen, vielleicht die heilsamste.

Alle, und so gar die unausgebildetsten Nationen, haben die Vereinigung der Geschlechter unter den Kindern einer Familie untersagt; entweder weil Erfahrung oder Vorurtheil ihnen dieß Gesetz eingeflößt hat, oder weil der Zufall die Menschen ganz natürlich darauf bringet. Wesen, die von Kindheit an mit einander erzogen, und gewohnt sind, einander beständig zu sehen, nehmen in diesem genauen Umgange

eher die Gleichgültigkeit an, die aus der Gewohnheit entspringt, als jene lebhafte und feurige sympathetische Empfindung, die auf einmal zwey Wesen, welche sich noch nie gesehen haben, wechselseitig anzieht. Wenn im wilden Leben der Hunger die Familien trennt, so hat sie die Liebe gewiß wieder vereinigt. Die Geschichte des Raubes der Sabinerinnen, sie sey fabelhaft oder wahr, zeigt immer, daß die Ehe den ersten Bund unter den Nationen gestiftet hat. So wird sich das Blut nach und nach immer mehr, entweder durch die zufälligen Begegnungen eines irrenden Lebens, oder durch die bestimmten Bedürfnisse und Verträge der angesessenen Völkerschaften, vermischt haben. Der physische Vortheil, die Geschlechter unter den Menschen wie unter den Thieren zu kreuzen, um zu verhindern, daß die Gattung ausarte, ist die Frucht einer späten Erfahrung, die erst nach der Erkenntniß des Nutzens die Familien zu vereinigen, um die Ruhe der Gesellschaften zu befestigen, eingetreten ist. Die Tyrannen haben frühzeitig gewußt, in wie ferne es ihnen anständig wäre, ihre Unterthanen unter sich zu vereinigen, oder zu trennen, um sie in der Unterwürfigkeit zu erhalten. Sie haben die Stände durch die Vorurtheile geschieden; weil diese Scheidewand unter ihnen ein Band der Unterthänigkeit gegen den Landesherrn abgab, und sie durch den gegenseitigen Haß und Zwiespalt im Zaum erhielt. Sie haben die Familien in jedem Stande mit einander vereinigt; weil diese Vereinigungen einen ewigen Keim zur Zwietracht erstickte, der allem Geist von National-Gesellschaft entgegen ist. Also hat sich die

Ver-

Vermischung der Geschlechter und Familien viel mehr nach den politischen Einrichtungen gebildet, als nach den Absichten, die die Natur damit hat.

Es mag nun aber der physische Grund und der moralische Zweck dieses Gebrauches seyn, welcher er will, so wurde er doch durch die Europäer, die sich auf den Eilanden niederließen, beobachtet. Die mehresten verheiratheten sich entweder in ihrem Vaterlande: ehe sie nach der neuen Welt segelten, oder mit Personen, die auch dahin kamen. Der Europäer gieng und heirathete eine Kreolin, oder der Kreole eine Europäerinn, die das Schicksal oder ihre Familie nach Amerika brachten. Aus dieser glücklichen Vermischung ist eine besondere Gemüthsart entstanden, wodurch sich in beyden Welten der Mensch unterscheidet, der in der neuen, aber von Eltern aus allen beyden gebohren ist. Wir werden die Züge desselben mit desto mehrerem Vertrauen entwerfen, da sie in den Schriften eines tiefdenkenden Beobachters geschöpft werden sollen, der uns schon verschiedne Umstände, die Naturgeschichte betreffend, an die Hand gegeben hat.

Die Kreolen sind, überhaupt genommen, wohl gebildet. Kaum sieht man einen einzigen, der die Verunstaltungen an sich hätte, die in andern Himmelsgegenden so häufig sind. Ihre Glieder sind außerordentlich geschmeidig; dieß sey nun dem heißen Ländern eignen organischen Bau, oder der Gewohnheit die Kinder ohne die Fesseln der Windeln und der Schnürbrust zu erziehen, oder endlich den Uebungen, woran sie von Kindheit an gewohnt werden, zuzuschreiben. Indessen

hat ihre Gesichtsfarbe nie jenes frische und lebhafte Ansehn, das zur Schönheit unentbehrlicher ist als regelmäßige Züge. In dem Gesundheitsstande sehen sie aus als Genesete; aber dieser bleiche, mehr oder minder dunkele Anstrich ist auch unsern mittäglichen Völkern einigermaßen eigen.

Ihr unerschrockner Muth hat sich im Kriege durch eine Folge von glänzenden Thaten gezeiget. Sie wären die besten Soldaten, wenn sie nur der Kriegszucht fähig wären.

Die Geschichte wirft ihnen keine von jenen Feigheiten, Verrätherenen, und Niederträchtigkeiten vor, womit die Jahrbücher aller andern Völker befleckt sind. Kaum läßt sich ein von einem Kreolen begangnes schändliches Verbrechen anführen.

Alle Fremden ohne Ausnahme treffen in den Inseln eine edelmüthige zuvorkommende Gastfreyheit an. Diese nützliche Tugend wird mit einem Prunke ausgeübt, der wenigstens beweiset, wie sehr man sich eine Ehre daraus macht. Diese natürliche Neigung zur Wohlthätigkeit verscheucht den Geiz, und daher läßt sich es gut mit den Kreolen handeln.

Verstellung, List, Argwohn, finden nie in ihrer Seele statt. Die Ehre, die sie in ihre Freymüthigkeit setzen, die gute Meynung, die sie von sich selbst haben, und ihre außerordentliche Lebhaftigkeit, entfernt das Geheimnißvolle, das Zurückhaltende von ihrem Umgange, das die Güte des Herzens und den Geist der Geselligkeit erstickt, und der Empfindsamkeit engere Schranken setzt.

Eine hitzige Einbildungskraft, die nicht den geringsten Zwang leiden kann, macht sie unabhängig und in ihren Neigungen veränderlich. Sie reißt sie mit immer neuer Heftigkeit zum Vergnügen hin, dem sie ihr Glück und ihr ganzes Wesen aufopfern.

Ein besonders durchdringender Verstand; eine schleunige Fertigkeit alle Begriffe zu fassen, und sie mit Feuer auszudrücken; die Kraft, sie mannigfaltig unter einander zu vergleichen, mit der Gabe der Beobachtung vergesellschaftet; eine glückliche Vermischung aller Fähigkeiten des Verstandes und der Gemüthsart, die den Menschen zu den größten Dingen geschickt machen, wird sie dahin bringen, alles zu wagen, so bald die Unterdrückung sie dazu nöthigt.

Die zehrende und salzige Luft der Antillen raubt den Frauenspersonen das lebhafte Kolorit, das den Glanz ihres Geschlechtes ausmacht. Aber sie haben eine sanfte Weiße, die den Augen ihre ganze Kraft zu wirken, jene tiefe Pfeile, davor nichts schützen kann, in die Herzen abzudrücken, läßt. Indeß die Mannspersonen nach dem Maaße Nahrung verzehren, wie die Hitze, wodurch sie erschöpft werden, beschaffen ist, sind sie sehr mäßig, und haben fast nichts lieber als Schokolade, Kaffee, und alles geistige Getränk, was den Werkzeugen den Ton und die Kraft wiedergiebt, die ihnen der Himmelsstrich raubt.

Sie sind sehr fruchtbar, und zeugen oft zehn bis zwölf Kinder. Diese Fruchtbarkeit kommt von der Liebe, die sie gewaltig an den Mann fesseln, den

sie besitzen, sie aber auch schleunig in die Arme eines andern jägt, so bald der Tod das Band der ersten oder zweyten Ehe gebrochen hat.

Eifersüchtig sind sie bis zur Wuth, aber selten ungetreu. Die Trägheit, durch welche sie die Mittel zu gefallen vernachlässigen; der Geschmack der Mannspersonen an den Negerweibern; eine im häuslichen Leben und größern Umgange eingeführte Lebensart, die die Gelegenheiten und Gefahren der Buhlerey entfernt; das sind die besten Stützen der weiblichen Tugend.

Die Art von Einsamkeit, worinn sie in ihren Wohnungen leben, giebt ihnen eine große Schüchternheit, die sie im Umgange der Welt verlegen macht. Sie nehmen frühzeitig einen Mangel von Nacheiferung und Lust an, der sie verhindert, sich die Geschicklichkeiten einer angenehmen Erziehung zu erwerben. Sie scheinen nur zum Tanze Kraft und Lust zu haben, der sie vermuthlich noch zu lebhaftern Vergnügen bewegt und anfeuret. Dieser Instinkt von Wollust folgt ihnen durch das ganze Leben hindurch; sie mögen nun im Alter das Andenken oder einige der Empfindungen der Jugend darinn finden, oder aus andern uns unbekannten Ursachen.

Aus dieser Leibesbeschaffenheit entsteht eine ausserordentlich empfindliche und gegen alles Elend so mitleidige Gemüthsart, daß diese Personen den Anblick desselben nicht ertragen können; aber das macht sie auch zugleich in Ansehung des Dienstes der um sie seyenden Bedienten streng und gebietherisch. Sie sind despotischer und unerbittlicher gegen ihre Sklaven als selbst die Mannspersonen, und es kostet ihnen nichts, Strafen aufzule-

gen, deren Anblick, wenn sie jemals dabey zugegen seyn müßten, eine Züchtigung und eine Lehre für sie wäre.

Vielleicht kommt es von der Sklaverey der Negern zum Theil her, daß die Kreolen eine gewisse Gemüthsart an sich haben, die da macht, daß sie in Europa wunderlich kapriziös und von einem unangenehmen Umgange scheinen. Kaum haben sie als Kinder gehen gelernt, so sehen sie schon erwachsene und starke Menschen um sich her, die dazu bestimmt sind, ihrem Willen zuvorzukommen, und an den Augen abzusehn. Dieser erste Anblick muß ihnen die ausschweifendste hohe Meynung von sich selbst einflößen. Sie sind selten der Gefahr ausgesetzt, selbst gegen ihre unbilligsten Grillen einigen Widerstand zu erfahren, und schöpfen daher einen Geist des Uebermuths, der Tyranney und der Verachtung gegen einen großen Theil des menschlichen Geschlechtes. Nichts ist so insolent, als der Mann, der fast immer mit seinen Untergebnen lebt; aber sind diese Untergebnen vollends Sklaven, die gewohnt sind Kinder zu warten, und sich sogar vor einem Geschrey zu fürchten, das ihnen Züchtigungen zu wege bringen kann; was kann dann aus Herren werden, die niemals gehorcht haben, aus Bösewichtern, die niemals gestraft worden sind, aus Rasenden, die andre an Ketten legen?

Eine so grausam nachsichtsvolle abgöttische Furcht bringt den Amerikanern jenen Stolz ins Herz, den man in Europa, wo eine größre Gleichheit unter den Menschen sie lehrt mehr Achtung für einander zu haben, hassen muß. Sie sind erzogen, ohne Müh-

seligkeit und Arbeit zu kennen, und können daher weder ein Hinderniß übersteigen, noch einen Widerspruch vertragen. Die Natur hat ihnen alles gegeben, und das Glück ihnen nichts versagt. Dem größten Theile unsrer Könige in diesem Betrachte gleich, sind sie deswegen unglücklich, weil sie nie Widerwärtigkeiten erfahren haben. Wenn das Klima, das sie heftig zur Liebe reizt, nicht wäre, so genössen sie kein einziges wahres Vergnügen der Seele: und dennoch haben sie selten das Glück, solche Leidenschaften zu fassen, die durch Hindernisse und Weigerungen gehemmet, sich von Thränen nähren und von Tugenden leben. Wenn die Gesetze Europas nicht wären, unter deren Zwang sie ihrer Bedürfnisse wegen bleiben müssen, und die ihre übermäßige unabhängige Gemüthsart im Zaum halten, so würden sie in eine Weichlichkeit verfallen, vermöge welcher sie bald ein Opfer ihrer eignen Tyranney werden; oder in eine Anarchie, die alle Grundfesten der Gesellschaft unter ihnen über den Haufen werfen würde.

Aber wenn sie einmal aufhörten Negern zu Sklaven, und entfernte Könige zu Herren zu haben, so wären sie vielleicht das wunderbarste Volk auf Erden. Der Geist der Freyheit, den sie in der Wiege schöpfen, die Einsichten und Geschicklichkeiten, die sie aus Europa bekommen, die Thätigkeit, die ihnen alsdenn ihre Lage einflößen würde, nach welcher sie zahlreiche Feinde zurückhalten, große Pflanzörter anlegen, einen reichen Handel auf einen unermeßlichen Landbau gründen, Staaten und Gesellschaften schaffen, Grundsätze, Gesetze und Sitten auf die ewige Grundlage

der

der Vernunft fest stellen müßten; alle diese Triebfedern würden vielleicht aus einem bis jetzt zweydeutigen und untermengten Geschlechte das blühendste Volk machen, das sich Weltweisheit und Menschlichkeit zum Glücke des Erdbodens nur wünschen können.

Geschieht irgend eine glückliche Revolution in der Welt, so wird sie von Amerika herkommen. Diese neue Welt wird, nachdem sie ist verheert worden, auch einmal blühen und vielleicht die alte beherrschen. Sie wird die Freystadt der bey uns durch die Staatskunst unterdrückten, oder durch den Krieg verjagten Menschen werden. Die wilden Einwohner werden da gesittet, und die unterdrückten Fremdlinge frey werden. Aber diese Veränderung muß durch Gährungen, Erschütterungen, ja sogar Unfälle eingeleitet werden; und eine arbeitsame und mühvolle Erziehung muß die Gemüther zum Leiden und zum Thun bilden.

Junge Kreolen, kommt nach Europa, euch zu üben, dasjenige ins Werk zu richten, was wir lehren; die kostbaren Ueberbleibsel unsrer alten Sitten, und die Kraft, die wir verloren haben, aufzusammlen; unsre Schwachheit zu studieren; und in unsern Thorheiten selbst jene Weisheitslehren zu schöpfen, aus welchen die großen Begebenheiten entspringen. Laßt eure Negern, deren Zustand unserm Anblicke wehe thut, und deren Blut sich vielleicht mit allen Giften vermischt, die unsre Nachkommenschaft verändern, verderben und aufreiben, in Amerika. Fliehet eine Tyranney, Weichlichkeit und lastervolle Erziehung, die ihr durch den beständigen Umgang mit Sklaven

erhal-

erhaltet, deren Herabsinkung zum Vieh euch keine einzige von den Empfindungen von Größe und Tugend einflößt, wodurch berühmte Völker gebildet werden. Amerika hat alle Ströhme des Verderbens über Europa ergossen. Um sich vollkommen zu rächen, muß jenes alle Werkzeuge seines Flors daher bekommen. Durch unsre Verbrechen zerstöhrt, muß es durch unsre Laster wieder aufleben.

Die Natur scheint die Amerikaner zu mehr Glückseligkeit geschaffen zu haben als die Europäer. Kaum weiß man auf den Eilanden etwas vom Podagra, vom Stein, von Schlagflüssen, von hitzigen und von Brustfiebern, und von den unzähligen Krankheiten, die der Winter veranlaßt. Keine von jenen Plagen des menschlichen Geschlechts, die an andern Orten so tödtlich sind, hat dort je die geringste Verheerung angerichtet. Wenn man nur der dortigen Luft widerstanden, und über das Mittelalter hinaus gekommen ist, so kann man eines langen und ruhigen Lebens gleichsam gewiß seyn. Das Alter ist dort nicht hinfällig, kraftlos, und mit solchen Gebrechen beladen, als in unsern Gegenden.

XIX.

Krankheiten, denen die Europäer auf den Eilanden ausgesetzt sind.

Unterdessen greift das Klima auf den Antillen die neugebohrnen Kinder mit einer Krankheit an, die in die Gränzen der heißen Zone verbannt zu seyn scheint. Sie heißt Tetanos. Wenn dem Kinde Luft oder Wind ankommt, wenn das Zimmer, wo es

auf

auf die Welt gekommen, dem Rauche ausgesetzt, oder gar zu heiß oder kühl ist, so bricht die Krankheit augenblicklich aus. Sie fängt bey der Kinnlade an, welche sich so zusammen zieht und so steif wird, daß sie nicht aufzumachen steht. Diese Zuckung tritt bald in die übrigen Theile des Körpers. Das Kind stirbt, weil es keine Nahrung zu sich nehmen kann. Wenn es dieser Gefahr, die die ersten neun Tage seines Lebens bedroht, entgeht, so hat es weiter keinen Zufall zu befürchten. Die süßen Sachen, die man ihm noch vor der nach verflossnem ersten Jahre geschehenden Entwöhnung giebt; der Genuß des Kaffees mit Milch, der Schokolade und des Weins, aber zumal des Zuckers und Konfekts: diese süßen Dinge, die unsern Kindern so verderblich sind, werden den Amerikanischen von der Natur dargeboten, die sie frühzeitig an die Produkte ihrer Himmelsgegend gewöhnt.

Das zärtliche und schwache Geschlecht hat seine Krankheiten so wie seine Reize. Auf den Inseln ist die vornehmste eine Schwäche, eine fast gänzliche Zerstöhrung der Kräfte; ein unüberwindlicher Widerwillen gegen alles, was gesund ist; eine zügellose Begierde nach allem, was der Gesundheit schadet. Die salzigen und gewürzten Speisen sind alsdenn die einzigen, die einem schmecken und wozu man Lust hat. Diese Krankheit ist eine wahre Kachexie, die gemeiniglich in eine Wassersucht ausschlägt. Man schreibt sie der Abnahme der monathlichen Reinigung, in denen aus Europa kommenden Weibern; und bey denen Kreolinnen, der Schwäche oder dem gänzlichen Ausbleiben dieses periodischen Ausflusses, zu.

Die stärkern Mannspersonen haben auch heftigere Krankheiten. Sie sind in dieser Nähe vom Aequator einem hitzigen und bösartigen Fieber ausgesetzt, das unter verschiedenen Namen bekannt ist und sich durch Blutstürze äußert. Das Blut, das unter den heißesten Strahlen der Sonne aufbrauset, strömt zu der Nase, zu den Augen und zu andern Theilen des Körpers heraus. In den gemäßigten Strichen geht die Natur auch in den heftigsten Krankheiten nicht so geschwind, daß man nicht Zeit hätte, den Lauf, den sie geht, zu beobachten und nachzuspühren. Auf den Eilanden ist sie so schnell, daß, wenn man versäumt, die Krankheit in dem Augenblicke zu fassen, da sie sich zeigt, sie unfehlbar tödtlich wird. Auch muß man in vier und zwanzig Stunden sich funfzehn bis achtzehn mal zur Ader lassen, und zwischen durch andre Arzneyen nehmen. Kaum ist ein Mensch krank geworden, so hat er auch den Arzt, den Notarium und den Priester vor dem Bette stehen.

Der größte Theil unter denjenigen, die diesen gewaltigen Erschütterungen widerstehn, schleppen sich, erschöpft von der Kur, die sie haben aushalten müssen, durch eine langsame und schwere Genesung. Verschiedene verfallen sogar in den Zustand einer beständigen Mattigkeit, die von dem Zusammenfall der ganzen Maschine, welcher die immer zehrende Luft und die unstreitig zu schwachen Nahrungsmittel nicht recht wieder in den Gang zu kommen erlauben, entspringt. Daraus entstehn Verstopfungen, die Gelbsucht, Schwellen der Milz, welche bisweilen in eine Wassersucht ausschlagen.

Diese

Diese Gefahr befällt fast alle Europäer, die nach Amerika reisen, und oft selbst die Kreolen, die aus milden Ländern zurück kehren. Aber sie verschont die Frauensleute, deren Blut einen natürlichen Abfluß hat; und die Negern, die unter einem heißern Himmelsstrich gebohren, gegen alle Gährung, die die Sonne verursachen kann, durch die Natur gehärtet, und durch eine leichte Ausdünstung gerüstet sind.

Ohnstreitig verursacht dieß Gestirn durch die Hitze seiner beständigen und nicht so schräg als in unsern Gegenden scheinenden Strahlen diese heftigen Fieber. Seine Hitze muß durch die übermäßigen Ausdünstungen und Schweiße; durch den Mangel der Federkraft in den festen Theilen; durch das aus der Ausdehnung der Säfte, die entweder von der Verdünnung der Luft selbst, oder von dem in einer verdünnten Athmosphäre geringern Widerstand, den die Oberflächen der Körper auszuhalten haben, herkommt, entspringende Schwellen der Gefäße, das Blut unvermeidlich verdicken.

Vielleicht würde man es dahin bringen können' einen Theil dieser Unfälle zu verhüten, wenn man unterweges laxirte und aus der Ader ließe, so wie man der heißen Zone näher käme; und diese Vorsorge, mit den kalten Boden verbunden, wiederholte.

Aber weit gefehlt, daß man zu diesen Mitteln, die die gesunde Vernunft angiebt, greifen sollte, so verfällt man in die Ausschweifungen, die am geschicktesten sind das Uebel zu beschleunigen und zu reizen Die Fremden, die auf den Antillen anlangen, werden

durch die Lustbarkeiten, die man ihrentwegen anstellt, durch die Vergnügungen, die man dort liebt, und durch die gute Aufnahme, die sie finden, hingerissen, und überlassen sich ohne Maaß allen Lüsten, die die Gewohnheit für die unter diesem Himmel gebohrnen Einwohner minder gefährlich macht. Das Essen, das Tanzen, das Spielen, das Spätaufbleiben, der Wein, die hitzigen Getränke, oft auch der Verdruß, das Nichtige der eiteln Hoffnungen, die man sich gemacht hatte, eingesehen zu haben, alles hilft zu dem Aufbrausen, das die Hitze in dem Blute erregt, welches alsobald in die heftigste Wallung geräth.

Wie sollte man dieser Probe des Himmelsstriches nicht unterliegen, da so gar die genauste Vorsicht nicht hinreichend ist, um sich vor dem Anfall dieser gefährlichen Fieber zu hüten; da die nüchternsten, mäßigsten, von aller Ausschweifung weit entfernten, und auf ihr Thun wachsamsten Menschen, ein Schlachtopfer der neuen Luft werden, die sie einathmen? In dem gegenwärtigen Zustande der Kolonien sterben unter zehn Menschen, die nach den Eilanden reisen, wenn es Engländer sind, viere; sind es Franzosen, Holländer und Dänen, drey; und von den Spaniern nur einer.

Bey dem Anblick der Menge Menschen, die in den dortigen Gegenden starben, als sie anfänglich besetzt wurden, glaubte man, sie würden die Staaten, die den Ehrgeiz hatten, sich darauf festzusetzen, am Ende entvölkern.

XX.

Vortheile der Nationen, die die Antilliſchen Eilande beſitzen.

Die Erfahrung hat die Welt hierinn auf andre Gedanken gebracht. So wie die Kolonien ihren Landbau weiter ausgedehnt haben, ſo haben ſie auch mehr zu verzehren gehabt. Dieſe neuen Mittel haben dem Hauptvaterlande ihm unbekannte Auswege eröfnet. Die Maße der Ausfuhren hat nicht, ohne eine Vermehrung von Arbeit, wachſen können. Mit der Arbeit hat auch die Zahl der Menſchen zugenommen, ſo wie ſie überall zunehmen wird, wo ſie mehr Mittel zum Unterhalte finden werden. Die Fremden ſelbſt ſind Haufenweiſe nach einem Reiche geeilt, das ihrem Ehrgeize und Arbeitstriebe ein weites Feld darboth.

Nicht nur hat ſich die Anzahl der Menſchen in den Staaten, welche Eilande beſitzen, vermehrt, ſondern ſie ſind auch glücklich geworden. Die Glückſeligkeit iſt überhaupt genommen, die Folge der Bequemlichkeiten, und ſie muß größer ſeyn, jemehr man dieſe erweitern, und Abwechſelung hinein bringen kann. Die Eilande haben ihren Beſitzern dieſe Vortheile verſchafft. Sie haben aus dieſen fruchtbaren Gegenden angenehme Produkte bekommen, deren Verbrauch ihre Vergnügungen vermehrt hat. Sie haben welche daher bekommen, die ſie gegen die Waaren ihrer Nachbarn vertauſchen konnten, und wodurch ſie auf die Art der Annehmlichkeiten der andern Gegen-

den theilhaftig wurden. Auf diese Weise sind die Staaten, die der Zufall, glückliche Umstände, oder wohl überdachte Absichten, in den Besitz der Eilande gesetzt hatten, der Aufenthalt der Künste und aller Vergnügungen des Lebens geworden, die eine natürliche und nothwendige Folge eines großen Ueberflusses sind.

Das ist noch nicht alles. Diese Pflanzörter haben die Nationen, durch die sie angelegt worden, zu einem sehr hohen Grade des Einflusses in die politische Welt erhoben, und zwar folgender Gestalt. Gold und Silber, woraus der allgemeine Handelsumlauf Europas besteht, kommen von Mexiko, Peru und Brasilien her. Diese Metalle gehören nicht den Spaniern und den Portugiesen, sondern den Völkern, die ihre Waaren dagegen austauschen. Diese Völker haben Rechnungen unter sich, die am Ende zu Lissabon und Cadix, welche Städte man als eine gemeinschaftliche und allgemeine Kasse ansehen kann, soldirt werden. Da muß man von dem Zuwachs oder dem Verfall des Handels einer jeden Nation urtheilen. Diejenige, bey welcher Einkauf und Verkauf mit den andern im Gleichgewicht steht, bekömmt ihre ganzen Zinsen heraus. Diejenige, die mehr gekauft als verkauft hat, bekommt weniger als ihre Zinsen, denn sie hat einen Theil davon abgegeben, um ihre Schuld gegen der andern, der sie schuldig war, abzutragen. Diejenige, die den andern Nationen mehr verkauft, als sie von ihnen gekauft hat, bekommt nicht bloß, was ihr Spanien und Portugall, sondern

was ihr die andern Nationen schuldig sind, mit denen sie umgesetzt hat. Dieser letzte Vortheil gehört hauptsächlich den Völkern, die die Inseln besitzen. Sie sehen jährlich ihr baar Geld durch die reichen Produkte dieser Gegenden wachsen, und dieser Zuwachs versichert ihnen das Uebergewicht, macht sie zu Gebietern über Krieg und Frieden. Aber nach welchem Verhältniß hat jede Nation ihre Macht durch den Besitz der Eilande vermehrt? Das wollen wir in den folgenden Büchern zeigen.

Ende des eilften Buchs.

Philosophische und Politische Geschichte der Besitzungen und des Handels der Europäer in beyden Indien.

Zwölftes Buch.

Besitzungen der Spanier, der Holländer und Dänen auf den Amerikanischen Eilanden.

I.

Kolonie der Spanier an den Ufern des Oronoko. Was da geschieht und was da geschehen könnte.

Spanien hat den Ruhm, das große Inselnmeer der Antillen entdeckt, und die ersten Pflanzörter [illegible] angelegt zu haben. Derjenige, auf den seine Seefahrer zuerst stießen, als sie nach Amerika gelangten, heißt Trinidad. Colombo landete daselbst, als er im Jahr 1492 den Oronokofluß rekognoscirte. Aber andere Absichten machten, daß man weder auf die Insel, noch auf das benachbarte feste Land weiter dachte. Unterdessen lockte der Glanz des Goldes, das

man

man von fern an der Küste hatte blicken sehen, die Nation, die es entdeckt hatte, wieder dahin. Man entschloß sich zur Eroberung der unermeßlichen Gegenden, die einer der größten und der reichsten Flüsse auf der Welt benetzte; und das Eiland Trinidad, das an der Mündung des Oronoko liegt, ward mit Menschen besetzt, um die Ausführung eines so großen Unternehmens zu erleichtern und zu befördern. Eine Insel hat immer Vortheil über ein festes Land, wenn sie bey einer kleinen Strecke zu vertheidigen, eine sehr große, um anzugreifen, vorfindet. So war das Land beschaffen, durch welches der Oronoko fließt.

Dieser Fluß, der, wie man glaubt, aus den Cordilleras entspringt, wird erstlich in einem fünf hundert und fünf und siebenzig Meilen langen Lauf, durch eine ungeheure Menge Flüsse von verschiedener Größe angeschwellt, und ergießt sich nachher in den Ocean, durch mehr als funfzig Mündungen. So stark ist die Gewalt seines Strohms, daß er von den stärksten Fluthen nicht aufgehalten wird, und sein süßes Wasser noch zwölf Meilen jenseits des Orts, wo er aus dem breiten und tiefen Kanal, der dasselbe in sich faßte, heraustritt. Indeß ist sein schneller Lauf sich nicht überall gleich, aus einer ganz besondern Ursache, die man vielleicht sonst wo nicht findet. Der Orokono fängt im April an zu steigen, und fährt fünf Monath lang damit fort, den sechsten aber bleibt er in dem Zustande des höchsten Anwuchses. Im Monath Oktober fängt er an allmählig zu fallen bis im Merz, den er ganz und gar in dem Zustande des seichtesten Wassers zubringet. Diese Abwechselung geschieht im-

mer ordentlich, ja unausbleiblich, einmal wie das andere.

Diese Erscheinung, deren Ursache man nicht weiß, scheint vielmehr von der See als vom Lande abzuhängen. In den sechs Monathen, da der Fluß anschwellt, bietet die Halbkugel der neuen Welt lauter Meere, und fast gar kein festes Land, der senkrechten Wirkung der Sonnenstrahlen, dar. Während den sechs Monathen, da er fällt, zeigt Amerika nur seine große südliche Hälfte dem Gestirne, das ihm Licht giebt. Alsdenn ist das Meer dem wirksamen Einfluß der Sonne weniger unterworfen, oder wenigstens ist seinem Hang nach den östlichen Küsten, ein stärkers Gegengewicht, ein mächtigeres Hinderniß von dem festen Lande entgegengestellt. Es muß also den Flüssen einen freyern Lauf lassen, die alsdenn von der See nicht mehr so stark zurückgehalten werden, uud nur etwa durch das Schmelzen des Schnees auf den Cordilleras, oder durch den Regen anlaufen können. Vielleicht ist es auch die nasse Jahrszeit, die das Anschwellen des Orenoko ausmacht. Aber um die Ursachen einer so seltsamen Erscheinung recht einzusehen, müßte man die Verhältnisse erforschen, die der Lauf dieses Flusses mit dem Laufe des Amazonenflusses haben mag; und bey der Lage und Bewegungen genau kennen. Vielleicht fände man in der Verschiedenheit ihrer Lage, Quelle, oder Mündung, den Ursprung eines so merklichen Unterschiedes in dem periodischen Zustande ihres Wassers. Alles hängt in dem Weltsysteme zusammen. Der Lauf der Flüsse steht mit den täglichen und mit den jährlichen Umwälzungen der Erde in Verbindung. Wenn

ein

ein erleuchtetes Volk die Ufer des Oronoko kennen wird, dann wird man wissen, oder wenigstens suchen, was diese Erscheinungen in seinem Laufe für Ursachen haben. Aber das wird nicht sonder Mühe geschehen. Dieser Fluß ist nicht so schiffbar, als man aus der Masse seines Wassers urtheilen sollte. Sein Bett ist mit einer großen Menge Felsen besetzt, die den Schiffer hie und da nöthigen, seine Kähne und die darauf befindlichen Sachen zu tragen.

Die Völker, die diesen Fluß befahren, und also dem Aequator nahe sind, bewohnen ein vielleicht zu gutes Land, als daß es hätte bebaut werden sollen, und kennen auch weder den Zwang der Kleider, noch die Fesseln des gesitteten Zustandes, noch die Last der Regierungen. Frey unter dem Joche der Armuth, leben sie größtentheils von der Jagd, von der Fischerey, und von wildwachsenden Früchten. Der Ackerbau kann nicht anders als gering seyn, da wo man nur einen Stock hat, um die Erde umzugraben; und Arten von Stein, um die Bäume umzuhauen; die erst verbrannt oder verfault seyn müssen, um ein Land in den Stand zu setzen geackert zu werden.

Die Unterdrückung, worinn man die Frauensleute in der neuen Welt hält, ist ohne Zweifel der Hauptgrund der wenigen Menschen auf diesem Theile des Erdbodens. Diese Tyranney ist allgemein, aber an den Ufern des Oronoko ärger, als sonst irgendwo. Auch zählt man in diesen Gegenden, so sehr sie auch die Natur begünstiget hat, wenig Einwohner. Die Mütter haben die Gewohnheit angenommen, die Mägdchen, die sie gebähren, umzubringen, indem sie ihnen den

Nabel-

Nabelbarm ganz kurz abschneiden, so daß die Kinder an einem Blutfluß sterben. Selbst das Christenthum hat eine so abscheuliche Gewohnheit nicht abschaffen können. Dieß bezeugt der Jesuit Gumilla, welcher auf die Nachricht, daß eine von seinen Neubekehrten eben einen solchen Mord begangen hatte, zu ihr gieng, und ihr ihr Verbrechen in den kräftigsten Ausdrücken vorhielt. Diese Frau hörte den Missionar ganz ruhig zu. Als er ausgeredet hatte, bat sie um die Erlaubniß, antworten zu dürfen, und that es folgender Gestalt.

„Wollte Gott, Pater, wollte Gott, meine „Mutter hätte, als sie mich zur Welt brachte, Liebe „und Mitleid genug mit ihrem Kinde gehabt, um mir „alles zu ersparen, was ich ausgestanden habe, und „noch bis ans Ende meines Lebens werde ausstehen „müssen. Wenn meine Mutter mich in der Geburt „erstickt hätte, so wäre ich gestorben, aber ich hätte „vom Tode nichts empfunden, und wäre dem allerunglück„lichsten Stande entgangen. Wie viel habe ich nicht „gelitten, und wie viel bleibt mir noch zu leiden „übrig!“

„Stelle dir einmal vor, Pater, die Mühselig„keiten, die einer Indierinn unter diesem Mannsvolke „bevorstehn. Sie begleiten uns aufs Feld mit ihrem „Pfeil und Bogen; wir aber gehen dahin mit einem „Kinde beladen, das wir im Korbe tragen, „und mit einem andern an der Brust hängend. Sie „gehen h[illegible], schleßen einen Vogel, oder fangen einen „Fisch; wir aber, wir graben das Land; und nach„dem wir die ganze Arbeit des Bauens gethan haben,

müssen

„müssen wir auch noch die ganze Arbeit des Erndtens „verrichten. Sie kommen des Abends ohne die ge„ringste Last zurück; wir bringen ihnen Wurzeln zu „ihrer Nahrung, und Mayz zu ihrem Getränke. Nach „ihrer Rückkunft gehen sie, sich die Zeit zu vertreiben, „zu ihren Freunden; wir, wir müssen Holz und Was„ser holen, um das Abendessen zu kochen. Haben „sie gegessen, so legen sie sich schlafen; und wir, wir „müssen die Nacht über Mays mahlen und ihnen ihr „Chika zurecht machen. Und was ist der Lohn für die„ses unser Wachen? Sie trinken den Chika, und „wenn sie besoffen sind, so schleppen sie uns bey den „Haaren herum und treten uns mit Füßen.“

„Ach Pater, wollte Gott, meine Mutter hätte „mich in der Geburt erstickt! Du weißt selbst, ob unsre „Klagen gerecht sind oder nicht. Was ich dir hier „sage, das siehst du alle Tage. Aber unser größtes „Unglück kannst du nicht einmal wissen. Es ist für „eine arme Frau traurig, ihren Mann wie eine Skla„vinn zu bedienen, am Tage im Felde unter beständi„gem Schweiß; und auch nicht einmal des Nachts „Ruhe zu haben; aber es ist entsetzlich, wenn sie nach „zwanzig Jahren ein andre jüngre Frau, die keine „Vernunft hat, nehmen sieht. An die hängt er sich „alsdenn. Sie prügelt uns; sie prügelt unsre Kin„der; sie gebiethet über uns; geht mit uns um als „mit ihrer Magd; und bey dem geringsten Murren „ein Prügel. — — Ach Pater, wie verlangst du, daß „wir diesen Zustand aushalten sollen? Was kann eine „Indierinn wol bessers thun als ihr Kind einer Knecht„schaft entziehn, die tausendmal ärger ist als der Tod.

„Ich

„Ich sage es noch einmal, wollte Gott, Pater, meine „Mutter hätte mich lieb genug gehabt, um mich zu be„graben, als ich auf die Welt kam! Mein Herz „würde nicht so viel zu leiden, meine Augen nicht so „viel zu weinen haben!“

Unter allen den kleinen Nationen, die in diesen unermeßlichen Gegenden herumirren, befindet sich eine, wo die Beschaffenheit des Bodens macht, daß das Schicksal der Weiber nicht so bejammernswürdig ist. Ob ihr Land gleich während der sechs Monathe im Jahre, da der Fluß anläuft, unter Wasser steht, und die übrige Zeit zweymal des Tages von der Fluth überschwemmt wird, so scheint es derselben doch jedem andern vorzuziehen. Sie hat es so wissen anzufangen, daß sie es ohne Gefahr bewohnen kann; denn sie hat sich Hütten auf sehr hohen und sehr tief im Schlamm eingeschlagnen Pfählen gebaut. Eine Art von Palmbäumen, die auf diesem Sande häufig wächst, liefert diesen sanftmüthigen, lustigen und geselligen Wilden ihre Nahrung, ihr Getränk, ihren Hausrath und ihre Kähne.

Die Spanier unternahmen es erst, im Jahr 1535, den Orinoko herauf zu fahren. Da sie die Bergwerke nicht fanden, die sie suchten, so achteten sie den Fluß so gering, daß sie nie mehr als einen ganz kleinen Pflanzort an demselben angelegt haben. Er liegt unten am Flusse und heißt St. Thomas. Die ersten Kolonisten legten sich auf den Bau des Tobacks, mit solchem Eifer, daß sie den Holländern jährlich zehn Schiffsladungen lieferten. Da dieser Handel von Seiten des Hauptlandes untersagt wurde; so sank die

Stadt,

Stadt, die ohnehin zwey mal von den Seeräubern geplündert worden ist, allmählig auf nichts herab. Heut zu Tage begnügt sie sich damit, einige Heerden zu ziehen, die auf einen Weg, den man im Lande angelegt hat, nach Cumana getrieben werden.

Diese weitläuftigen und fruchtbaren Gegenden würden sich bald aus der Vergessenheit erheben, worein sie versenkt sind, wenn sich Spanien den thätigen Ehrgeiz der Jesuiten zu Nutze zu machen wüßte. Es ist bekannt, daß diese, als Gesellschaft bewundernswerthe, als Bürger gefährliche, und als Mönche betrachtet verabscheuungswürdige Menschen, es dahin gebracht hatten, eine beträchtliche Anzahl Wilde aus ihren dicken Wäldern herauszulocken; sie am Ufer des Oronoko und der größtentheils schiffbaren Flüsse, die sich darein ergießen, ansäßig zu machen; und ihnen einige Grundsätze von gesellschaftlicher Verbindung, ein wenig Lust zu den nothwendigsten Künsten, zumal zum Landbau, einzuflößen. Sollte es wohl unmöglich seyn, Indier durch den Reiz des Umtauschens dazu zu bewegen, den Zucker, die Baumwolle, den Toback, und den Kakao, den sie schon für ihren eigenen Gebrauch bauen, in größerer Menge anzuziehen? Zwischen dem wilden Leben und dem gesellschaftlichen Zustande liegt eine unermeßliche Wüste, durch die man sich hindurch arbeiten muß; aber von der Kindheit des gesitteten Standes bis zu einem starken Handel sind nur Stuffen zu ersteigen. Die Zeit, durch die sich die Kraft vermehrt, kürzt den Abstand ab. Das, was die Arbeit dieser neuen Völkerschaften hervorbringen würde, brächte ihnen selbst Bequemlich-

keiten,

keiten, den Spaniern aber Reichthümer zuwege. Diese würden nach Trinidad gebracht, welches auf die Art seine erste Bestimmung wieder erhielt.

II.

Die Spanier lassen sich auf Trinidad und Margaretha nieder.

Diese Insel würde alsdenn auch nicht blos eine Niederlage seyn. Ihre Größe, die Fruchtbarkeit ihres Bodens, die Vorzüge ihrer Rheden, gäben ihr einen aus ihr selbst entspringenden Glanz. Diejenigen, die sie mit hinlänglichen Nachdenken und Einsichten durchreiset sind, um, Trotz den dicken Wäldern, von denen sie bedeckt ist, ihren Werth zu erkennen, haben geurtheilt, daß sie im Stande wäre, verschiedene, und zwar sehr reiche Produkte in Ueberfluß hervorzubringen. Sie hat indeß nie etwas anders gezogen als Kakao; aber er war so vortrefflich, daß man ihn dem von Caraqua selbst vorzog, und daß die Spanischen Handelsleute ihn um die Wette vorausbezahlten, um sich desselben zu versichern. Dieser Eifer, der den Arbeitstrieb eines von Natur thätigen Volks manchmal vermehren kann, richtet Menschen, bey denen die Lust zur Unthätigkeit eine Leidenschaft, und fast ein aus der Natur oder der Erziehung entspringendes Bedürfniß ist, unfehlbar zu Grunde. Da die Eigenthümer schon mehr Geld empfangen hatten, als sie mit der einzigen Waare, die ihr ganz Vermögen ausmachte, wieder bezahlen konnten, so verfielen sie nach und nach in die Muthlosigkeit. Bey dem Anblick einer übermäßigen Arbeit, beschlossen sie nichts

zu

zu thun. Seit 1727 findet man keinen Kakao mehr auf dem Eilande. Von der Zeit an ward sie ihrem Hauptlande ganz fremd. Dieselbe Nachlässigkeit hatte auch schon die Margaretheninsel gleichsam vernichtet.

Sie bekam einen Augenblick Leben und Flor von einer Art von Reichthümern, die in dem Schooß des sie umgebenden Meers verborgen lagen. Colombo hatte im J. 1498 die kleine Insel Cubagua, die man nachher die Perleninsel nannte, vier Meilen weit vom festen Lande entdeckt. Der Ueberfluß dieser Kostbarkeit, die die Natur ohne Kosten darbot, lockte im J. 1509 die Spanier dahin. Sie landeten mit einigen Wilden von Lukaya darauf, die man zur Arbeit in den Bergwerken nicht tüchtig gefunden hatte, die aber sehr geschickt waren, lange unter Wasser zu bleiben. Ihre Kunst ward mit so vielem Eifer betrieben, daß man viele Leute in kurzer Zeit ein sehr großes Vermögen erwerben sah Die Bänke, an welchen man die Perlen fand, wurden erschöpft; und die Kolonie ward im J. 1524 nach der Margarethenineinsel geschaffet, wo man auch welche entdeckt hatte, und wo sie noch geschwinder verschwanden. Von der Zeit an ward diese Besitzung, die funfzehn Meilen lang, und sechs breit ist, für Spanien noch gleichgültiger als Trinidad.

Wenn der Hof zu Madrid diese beyden Eilande behält, so geschieht es mehr um arbeitsamere Nationen vom festen Lande abzuhalten, als in der Absicht selbst einigen Vortheil davon zu haben. Es haben da Spanier mit Indiern ein Menschengeschlecht gezo-

gen, welche die Trägheit der wilden Völker mit den Lastern der gesitteten vereinigen, und daher träg, schelmisch und abergläubig sind. Sie leben von ihrer Fischerey und von Paradiesfeigen, die die Natur, gleichsam um ihre Trägheit zu begünstigen, dort größer und besser werden läßt, als auf allen andern Inseln. Sonst ziehen sie mageres und unschmackhaftes Vieh, das sie in Schleichhandel in den französischen Kolonien gegen Kamelotte, schwarze Schleyer, Leinwand, seidne Strümpfe, weiße Hüthe, und Nürnberger Waare vertauschen. Dieser Handel geschieht mit etwa dreyßig Fahrzeugen ohne Verdeck.

Die zahmen Heerden haben die Wälder des Eilandes mit wild gewordenen Hornvieh bevölkert. Man schießt es todt; und das Fleisch wird in Striemen, drey Zoll breit und einen Zoll dick, geschnitten, die man trocknen läßt, nachdem das Fett heraus geschmolzen worden, so daß sie sich drey bis vier Monathe halten. Der Centner von solchem, Tassau genannten Fleische, wird in den französischen Besitzungen ungefähr um 5 Thaler verkauft.

Die Befehlshaber, die Kriegs- und Civilbedienten, und die Mönche ziehen alles Geld, das die Regierung auf beyden Inseln schickt, an sich. Die übrigen, die nicht über sechszehn hundert Menschen ausmachen, leben in der entsetzlichsten Dürftigkeit. In Kriegszeiten kommen etwa zwey hundert Mann daher, die der Raubgeist in alle Pflanzörter, wo man See-Kaper ausrüstet, ohne Unterschied hinlockt. Die Einwohner von Porto-Rico haben andre Neigungen.

III.

Die Spanier lassen sich auf Porto-Rico nieder.

Dieses im Mittelpunkte der Antillen liegende Eiland ist vierzig Meilen lang, und zwanzig an den breitesten Stellen breit. Ob es gleich schon im J. 1493 durch Colombo war entdeckt und untersucht worden, so zog es doch die Aufmerksamkeit der Spanier nicht eher als im J. 1509 auf sich; und der Reiz des Goldes bewog sie unter Anführung des Ponce de Leon, sich von San-Domingo dahin zu begeben. Diese neue Eroberung sollte ihnen Menschen kosten.

Es ist allgemein bekannt, daß der Gebrauch vergifteter Waffen sich schon im höchsten Alterthume findet. In den mehrsten Gegenden ist er älter, als die Erfindung des Eisens. Als man fand, daß die mit Steinen, Knochen und Fischgräten beschlagenen Wurfpfeile zu schwache Waffen seyn, um die wilden Thiere abzuwehren, so nahm man seine Zuflucht zu einem tödtlichen Safte. Dieses anfänglich zur Jagd erfundene Gift diente nachher bey den Kriegen der erobernden oder wilden Völker. Ehrgeiz und Rache kennen keine Gränzen in ihren Ausschweifungen, bis sie, Jahrhunderte lang, ganze Nationen in Ströhmen von Blut ersäuft haben. Wenn man erkannt hat, daß dieß Blut nichts hilft; oder daß es die Erde entvölkert, je mehr es in seinem Lauf anschwillt, und nichts zurück läßt, als unbelebte und unbebauete Wüsteneyen; alsdenn wird man einig, die Begierde es zu vergießen ein wenig zu mäßigen. Dasjenige, was man Kriegsrecht nennt, wird fest gesetzt; das heißt, es wird Ungerechtigkeit in der Ungerechtigkeit,

oder der Vortheil der Könige in der Ermordung der Unterthanen eingeführt. Man erwürgt sie nicht alle auf einmal. Man behält einige Stücke dieses Viehes, um die Heerde mit neuen Schlachtopfern zu besetzen. Dieß Kriegs- oder Völkerrecht macht, daß man gewisse Mißbräuche aus dem Gebrauche zu tödten verwirft. Wenn man Schießgewehr hat, so verbiethet man die vergifteten Waffen; und wenn die Kanonenkugeln hinreichen, so verbannt man das gehackte Bley. Geschlecht, unwürdig des Himmels und der Erden, zerstörerisches und tyrannisches Wesen, Mensch oder Teufel, wirst du nicht aufhören, diese Weltkugel, wo du nur einen Augenblick lebst, zu quälen? Wirst du nicht eher aufhören, Krieg zu führen, als bis deine ganze Gattung vernichtet ist? Nu! wenn du geschwind damit fertig werden willst, so hole die Giftarten aus der neuen Welt.

Unter allen, an giftigen Kräutern fruchtbaren Gegenden, war es nie eine so sehr, als das südliche Amerika. Diese unselige Fruchtbarkeit kam von einem durchgängig faulenden Boden her, der sich gleichsam von dem Schlamm einer Sündfluth reinigte.

Saalweiden, die sich an den feuchtigen und morastigen Stellen sehr vermehrt hatten, lieferten dem festen Lande das Gift, das am allergewöhnlichsten war. Man schnitte sie in Stücken, die man so lange kochen ließ, bis das Dekokt so zähe als ein Sirup ward. Alsdenn tauchte man die Pfeile hinein, die einen tödtlichen Saft einsogen. Verschiedene Jahrhunderte lang führten die Wilden durchgängig Krieg unter einander mit diesen Waffen. In der Folge

em-

empfanden verschiedene unter diesen schwachen Nationen, wie nothwendig es sey, ein so verderbliches Mittel aufzugeben, und behielten es nur gegen die großen und kleinen Thiere, die man nicht erreichen oder bezwingen konnte. Jedes Thier, dessen Haut mit einem von diesen vergifteten Pfeilen nur aufgeritzt worden ist, stirbt eine Minute hernach, ohne irgend ein Anzeigen von Zuckung oder Schmerz. Dieß geschieht nicht, weil das Blut zusammen geronnen ist, wie man lange Zeit gemeynt hat: neuere Erfahrungen haben gezeigt, daß dieß Gift, wenn es mit frisch abgelaßnen und ganz heißen Blute vermischt wird, es verhindert, zusammen zu rinnen, und seine Fäulung so gar zurück hält. Wahrscheinlicher Weise wirken diese Säfte auf das Nervensystem. Einige Reisende haben den Ursprung der Lustseuche daher geleitet, daß man sich, in der neuen Welt, beständig von dem mit diesen vergifteten Pfeilen getödteten Wildprete nährte. Jedermann weiß aber anjetzt, daß man ohne Schaden dieß Fleisch, so viel man will, genießen kann.

Auf den Amerikanischen Inseln zieht man nicht so wol den Gift aus Saalweiden, sondern aus andern Bäumen; aber unter allen, die den Tod verursachen, ist keiner so gefährlich als der Manzenillenbaum.

Sein Stamm, der niemals über zwey Fuß im Umfange hält, ist mit einer glatten und zarten Rinde überzogen. Seine Blüthen sind röthlich. Die Frucht sieht aus wie eine Pfirsche, und enthält einen Kern. Seine denen am Lorbeerbaum ähnlichen Blätter enthalten ein milchartiges Wesen. Es ist gefährlich, sie zu betasten, wenn die Sonnenhitze

sie schwitzen macht; und noch gefährlicher sich unter seinen unzähligen Blüthen zu legen, wegen der entsetzlichen Menge Staub, die davon herabfällt. Man sammlet den flüssigen Saft des Manzenillienbaums in Muscheln, die um die im Stamme gemachten Einschnitte gestellt werden. Wenn dieser Saft ein wenig dick geworden ist, so taucht man die Spitzen der Pfeile hinein, die dadurch die Eigenschaft erhalten, jedem lebendigen Geschöpfe einen schleunigen Tod zu verursachen, so bald es nur auf das allerleichteste davon verletzt wird. Die Erfahrung lehrt, daß dieses Gift seine Kraft über ein Jahrhundert lang behält. Unter allen Orten, wo sich dieser schreckliche Baum befindet, ist Porto-Rico derjenige, wo er am besten fortkommt, und am häufigsten ist. Warum haben doch nicht die ersten Eroberer von Amerika alle an diesem Eilande gestrandet? Aber der Unstern beyder Welten hat gemacht, daß sie es zu späte gekannt, und nicht den Tod darauf gefunden haben, der die gerechte Strafe für ihren Geiz gewesen wäre.

Der Manzenillienbaum scheint nur den Amerikanern verderblich gewesen zu seyn. Die Einwohner der Insel bedienten sich desselben um die Karaiben zurück zu treiben, die gewohnt waren, Streifereyen an ihren Küsten vorzunehmen. Sie konnten dieselben Waffen gegen die Europäer gebrauchen. Der Spanier, der damals nicht wuste, daß Salz, wenn man es den Augenblick auf die noch ganz frische Wunde legt, das unfehlbare Mittel dagegen ist, hätte vielleicht diesem Gifte unterliegen müssen. Aber ihm geschah von Seiten dieser wilden Inselbewohner

nicht der geringste Widerstand. Sie wusten, was bey der Eroberung der benachbarten Inseln vorgegangen war, und betrachteten diese Fremdlinge als übermenschliche Wesen. Sie warfen sich von selbsten in Banden. Allein es währte nicht lange, so wünschten sie das ihnen auferlegte unerträgliche Joch abzuschütteln. Nur wollten sie, ehe sie es versuchten, wissen, ob ihre Tyrannen unsterblich wären oder nicht. Diese Untersuchung ward einem Kaziken, Namens Broyo aufgetragen.

Ein seinem Vorhaben günstiger Zufall führte den Salzedo, einen jungen reisenden Spanier, zu ihm, den er mit großen Ehrenbezeugungen empfieng, und ihm bey seiner Abreise einige Indier mitgab, um ihm auf seinem Wege Beystand zu leisten, und als Wegweiser zu dienen. Einer von diesen Wilden nahm ihn auf den Rücken, um über einen Fluß zu setzen, warf ihn ins Wasser, und hielt ihn mit Hülfe seiner Gefährten so lange darinn fest, bis er sich nicht mehr bewegte. Hernach zog man den Leichnam ans Land. In der Ungewißheit, ob er todt wäre oder nicht, bath man ihn tausendmal wegen des geschehenen Unglücks um Verzeihung. Diese Komödie dauerte drey Tage lang. Endlich überzeugte der Gestank des todten Körpers die Indier, daß die Spanier sterben könnten, und so fiel man von allen Seiten über die Unterdrücker her. Hundert derselben wurden ermordet.

Ponce de Leon versammlet alsbald alle Spanier, die der Zusammenverschwörung entsprungen waren. Ohne Zeitverlust stürzt er auf die durch einen so schleunigen Angriff aus der Fassung gebrachten Wilden

loß. Ihr Schrecken wächst, so wie die Zahl ihrer Feinde zunimmt. Dieses Volk hat die Einfalt zu glauben, daß die neuen von San-Domingo ankommenden Spanier eben die sind, die es getödtet hat, und die nun zum Kampfe wieder auferstehn. In dieser tollen Meinung läßt es den Muth den Krieg gegen Menschen fortzusetzen, die wieder aus ihrer Asche entspringen, sinken, und beugt sich wieder unter das Joch. Man verdammt es zur Bergwerksarbeit, wo es in kurzer Zeit unter den Arbeiten der Sklaverey umkommt.

Diese Grausamkeiten haben Spanien nicht den geringsten Vortheil eingebracht. Ein Eiland, das beträchtlich groß, mit einer großen Menge Flüsse gewässert, und fruchtbar, obwol bergicht ist, das einen vortrefflichen Hafen und leicht anzukommende Küsten hat, und deren Besitz eine thätige Nation reich gemacht hätte; dieses Eiland ist den mehrsten Völkern unbekannt. Man rechnet, daß kaum funfzehn hundert Spanier, Mestizen oder Mulatten darauf wohnen. Diese besitzen ungefähr dreytausend Negern, die mehr damit zu thun haben, die Trägheit des Eigenthümers zu nähren, als seiner Thätigkeit hülfliche Hand zu leisten. Die Herren und die Sklaven, durch die Trägheit näher zusammen gebracht, leben allerseits von Mayz, Kartoffeln, und Kassawa. Wenn sie Zucker, Toback und Kakao bauen, so ist es nur so viel, als sie brauchen. Alles, was sie verfahren, besteht in zwey tausend Häuten, die sie dem Spanischen Handel jährlich liefern, und in einer ziemlich großen Anzahl guter aber kleiner Maulthiere, dergleichen man gewöhnlich in durchschnittenen und bergigten Gegenden findet. Diese

Maul-

Maulthiere kommen durch den Schleichhandel nach Santa-Cruz, Jamaika und San-Domingo. Die Trägheit dieser Volkerschaft wird durch eine Besatzung von zwey hundert Mann beschützt, die mit den Priestern und der Obrigkeit, der Regierung 66, ooo Thlr. kosten. Dieß Geld, samt dem Preise für das Vieh, ist hinreichend, um den Engländern, Holländern, Franzosen und Dänen, die Leinwand und die andern Waaren zu bezahlen, die sie liefern. Der ganze Nutzen, den das Hauptland von seiner Kolonie zieht, besteht bloß darinn, daß die Flotten, die es nach der neuen Welt schickt, Wasser und andere Erfrischungen dort einnehmen können.

Wenn Spanien sich so wenig um seinen eignen Vortheil bekümmert, daß es die Vortheile, die ihm ein so beträchtliches Eiland verschaffen könnte, vernachlässiget; so sollte es wenigstens denen unter seinen Unterthanen, die das Schicksal hingeführt hat, erlauben, sich aus dem schändlichen Elende zu reißen, worinn sie schmachten. Es wäre hinreichend, um ihren Stand besser zu machen, wenn man ihnen nur den freyen Verkauf ihrer Heerden gestattete. Die Größe ihrer Weyden würde ihnen erlauben genug zu ziehen, um die Bedürfnisse aller Antillischen Eilande, wo man sich mit Landbau beschäftiget, zu befriedigen. Die Lage einer Besitzung, die sich mitten unter diesen Eilanden befindet, würde die Einfuhr ihres Viehes in allen Häfen besagter Eilande begünstigen. Ein ununterbrochener Verkehr mit thätigen und einsichtsvollen Völkern, würde Kolonisten, die das nicht sind, ermuntern. Die Begierde, Theil an denselben Ver-

gnügungen zu haben, würde Lust zu denselben Arbeiten einflößen. Alsdenn würde der Spanische Hof die politischen Früchte einer Gütigkeit einerndten, wozu die Menschlichkeit ihn allein bewegen sollte. Bis zum Augenblick, wo diese Handlungsfreyheit wird ertheilet werden, kann ihm Porto-Rico nicht mehr einbringen als San-Domingo.

IV.

Besitzungen der Spanier auf San-Domingo.

Dieses Eiland, das deswegen in der Geschichte berühmt ist, weil es der erste Pflegeort der Spanier in der neuen Welt gewesen, zeigte sich anfänglich im größten Flor, wegen des daher kommenden Goldes. Allein diese Schätze verminderten sich mit den Landeseingebohrnen, welche man zwang sie aus dem Innern der Erde herauszuholen; und endlich versiegten sie ganz, als die benachbarten Inseln keine Menschen mehr lieferten, um die mitleidswürdigen Schlachtopfer der Habsucht der Eroberer zu ersetzen. Die Begierde, diese Quelle von Reichthümern wieder in Gang zu bringen, führte auf den Gedanken, Sklaven aus Afrika herzuholen; aber ohne zu rechnen, daß man sie zu den Arbeiten, wozu sie bestimmt waren, nicht tüchtig befand, so setzte die große Ergiebigkeit der Bergwerke auf dem festen Lande, die man anfieng zu bearbeiten, die Vortheile, die man bis dahin aus denen in San-Domingo erhalten hatte, auf nichts herab. Aus der Gesundheit, der Stärke und der Geduld der Negern, urtheilte man, daß man sie zum Landbau mit Vortheil gebrauchen könnte; und man beschloß aus Nothwendigkeit

digkeit eine weise Sache, auf die man, bey mehreren Einsichten, aus eignem Triebe gefallen wäre.

Das Einbringen ihres Fleißes war anfänglich sehr gering, wegen ihrer geringen Anzahl. Karl der fünfte, der, so wie die mehrsten Fürsten, seine Günstlinge allem vorzog, hatte den Negerhandel mit ausschließendem Vorrechte einem Flamländischen vornehmen Herrn geschenkt, der sein Recht an die Genueser verkaufte. Diese geizigen Republikaner gebrauchten diesen schändlichen Handel, so wie man immer Monopolien gebraucht: sie wollten theuer verkaufen und verkauften wenig. Nachdem Zeit und Wetteifer die Sklaven auf ihren nothwendigen uud natürlichen Preis herabgesetzt hatten, so vermehrte sich ihre Anzahl. Es läßt sich leicht glauben, daß der Spanier, der gewohnt war, die fast eben so weiß als er seyenden Indier wie das Vieh zu behandeln, keine beßre Meynung von den schwarzen Afrikanern hatte, womit er den Abgang jener ersetzte. Sie waren selbst durch den Preis, den sie ihm kosteten, noch verächtlicher in seinen Augen, und seine Religion hinderte ihn also nicht, die Last ihrer Knechtschaft zu vermehren. Sie ward unausstehlich. Diese unglücklichen Sklaven versuchten Rechte wieder zu erlangen, die der Mensch nicht veräußern kann. Sie wurden geschlagen; aber sie zogen doch diesen Nutzen aus ihrer Verzweiflung, daß man ihnen menschlicher begegnete.

Diese Mäßigung, wenn man eine vor Empörungen sich fürchtende Tyranney so nennen mag, hatte vortheilhafte Folgen. Der Landbau ward mit einigermaßen gutem Fortgange getrieben. Kurz nach der

Mitte

Mitte des sechszehnten Jahrhunderts bekam das Hauptland jährlich von seiner Kolonie hundert tausend Centner Zucker, viel Färbereyholz, Toback, Kakao, Kassia, Ingwer, Baumwolle und eine große Menge Häute. Es ließ sich denken, daß dieser Anfang von Flor Lust einflößen und Mittel angeben würde, dessen Fortgang zu erweitern. Eine Reihe von Ursachen, wovon immer eine verderblicher war als die andere, richtete diese Hoffnungen zu Grunde.

Das erste Unglück entsprang aus der Entvölkerung von San-Domingo. Die Eroberungen der Spanier auf dem festen Lande mußten natürlicher Weise helfen ein Eiland blühend machen, das die Natur darum angelegt zu haben schien, damit es der Mittelpunkt des weitläuftigen Reichs würde, welches um dasselbe herum entstand, und eine Niederlage für die verschiednen Provinzen desselben. Dem ward aber gar nicht so: bey dem Anblick des ungeheuren Vermögens, das sich viele Leute in Mexiko und an andern Orten erwarben, verachteten die reichsten Einwohner von San-Domingo ihre Besitzungen, und verließen die wahre Quelle der Reichthümer, die so zu sagen oben auf der Erde liegt, um in ihren Eingeweiden Goldadern aufzusuchen, die gar bald versiegen. Die Regierung versuchte umsonst diesem Auswandern Einhalt zu thun: die Gesetze wurden immer auf eine feine Art eludirt, oder frech übertreten.

Die Schwäche, die eine natürliche Folge dieses Verfahrens war, gab den Feinden Spaniens den Muth ein, daß sie wehrlose Küsten verheerten. Man erlebte so gar, daß der berühmte englische Seefahrer,

fahrer, Franz Drake, die Hauptstadt einnahm und plünderte. Diejenigen Seeräuber, die keine so große Macht hatten, ermangelten nicht die Fahrzeuge wegzunehmen, die nach diesen Gewässern bestimmt waren. Um das Unglück vollkommen zu machen, wurden die Spanier selbst Seeräuber. Sie griffen bloß die Schiffe von ihrer eignen Nation an, als welche, unter allen andern, am reichsten, am schlechtesten besetzt waren, und den geringsten Widerstand thaten. Die Gewohnheit, die sie angenommen hatten, ins geheim zu rüsten, um überall Sklaven herzuholen, machte, daß man sie nicht entdecken konnte; und der Schutz, den sie von den Kriegsschiffen, die die Schifarth beschützen sollten, erkauften, stellte sie vor der Strafe sicher.

Der Handel, den die Kolonie mit den Fremden trieb, konnte sie allein wieder empor heben, oder wenigstens ihren gänzlichen Untergang verhüthen. Er ward verbothen. Da er, ohnerachtet der Wachsamkeit, oder durch den Vorschub der Befehlshaber fortdauerte, so ergriff der erbitterte, und von Einsichten entblößte Hof das Mittel, die mehresten Orte an der See zu schleifen, und die unglücklichen Einwohner derselben tiefer ins Land hinein zu treiben. Dieses gewaltsame Verfahren flößte den Gemüthern eine Muthlosigkeit ein, welche durch die Streifereyen und die Niederlassung der Franzosen auf den höchsten Punkt getrieben ward.

Spanien, einzig und allein mit dem großen Reiche beschäftigt, das es auf dem festen Lande angelegt hatte, that nie das geringste, um diese Unthätigkeit

keit zu vertreiben. Es weigerte sich so gar bey den Bitten seiner Flamländischen Unterthanen, die gar zu gern die Erlaubniß erhalten wollten, so fruchtbare Gegenden urbar zu machen. Um der Gefahr, sie einen Schleichhandel treiben zu sehen, nicht ausgesetzt zu seyn, wollte es lieber eine Besitzung, die ansehnlich gewesen war, und die es wieder werden konnte, in der Vergessenheit liegen lassen.

Diese Pflanzstadt, von der das Hauptland nichts weiter erfuhr, als durch ein mäßiges Schiff, das sie ihm alle drey Jahre schickte, hatte im J. 1717 achtzehn tausend vierhundert und zehn Einwohner, Spanier, Mestizen, Negern und Mulatten zusammen gerechnet. Ihre Farbe und ihre Sinnesart hatten mehr oder weniger Amerikanisches, Europäisches und Afrikanisches an sich, nach Verhältniß der vorgegangenen Vermischungen des Bluts dieser dreyen Völker, in der natürlichen und übergänglichen Vereinigung, welche Geschlechter und Stände zusammenbringt; denn die Liebe macht sich, sowohl als der Tod, eine Lust daraus, sie zu vermischen. Diese halbwilde, in eine große Faulheit versenkte Menschen, lebten von Früchten und Wurzeln, wohnten in Hütten, hatten keinen Hausrath, und größtentheils keine Kleidungen. Die geringe Anzahl derer, bey denen die Trägheit nicht das Vorurtheil des Anständigen und die Lust zum Bequemlichen erstickt hatte, empfiengen Kleider von ihren Nachbarn, den Franzosen, denen sie dafür ihre zahlreichen Heerden lieferten, samt dem Gelde, das man ihnen für zwey hundert Soldaten, für die Priester und die Obrigkeit schickte. Es

scheint

scheint nicht, als wenn die im Jahr 1757 zu Barcellona deshalb errichtete ausschließende Gesellschaft, um San-Domingo aus seiner Asche zu erwecken, großen Fortgang gehabt habe. Ihre jährlichen Speditionen bestehn bloß in zwey kleinen Fahrzeugen, die mit sechstausend Häuten und einigen andern Waaren von geringem Werth beladen, nach Europa zurückkehren.

Der Umsatz geschieht zu San-Domingo, der Hauptstadt der Kolonie. Sie liegt am Rande einer Ebne, die dreyßig Meilen lang, gegen acht, zehn bis zwölf breit ist. Diese große Strecke, die einem fleißigen Volke für fünf Millionen Thlr. Waaren liefern würde, ist mit Wäldern und Buschwerk bedeckt, zwischen welchen sich hie und da Weyden befinden, worauf ziemlich zahlreiche Heerden gehalten werden. Dieser fast überall ebene Strich wird in der Gegend der Stadt, die an den Ufern der Lozama liegt, ungleich. Prächtige Ruinen sind alles, was diesem berühmten Orte von seinem ersten Flore übrig bleibt. Von der Landseite besteht seine ganze Befestigung aus einer bloßen Mauer, ohne Graben und ohne Außenwerk; aber von der Seite des Flusses und des Meeres sollte er Mühe kosten einzunehmen. So ist die einzige Besitzung beschaffen, die die Spanier an der südlichen Küste behalten haben. Diejenige, die sie an der nördlichen Küste inne haben, heißt Monte-Christo.

Zum Glück hat dieser See- und Handelsplatz nie den geringsten Verkehr mit Spanien gehabt. Er verdankt seine Thätigkeit der Nachbarschaft der französischen Pflanzungen. Während des Friedens flie-

ßen

ßen die Produkte der Maribu-Ebne, die zwischen Fort-Dauphin und der Manzenilliebay liegt, in diesem Hafen, der immer voll Englischer Schleichhändler ist. Wenn der Krieg zwischen den Englischen und Französischen Höfen nicht den Spanischen mit hinein zieht, so wird Monte-Christo ein ansehnlicher Markt; weil der ganze nördliche Theil der Französischen Kolonie seine Waaren dahin schickt, wo sich immer Schiffe finden, die sie aufnehmen. Dieses Leben hört gleich auf, so bald Spanien sich für verbunden hält, an dem Streit der beyden wetteifernden Nationen Theil zu nehmen.

Die Spanier haben an der westlichen Seite des Eilandes keine Besitzung, da diese ganze Seite an Frankreich gehört; und erst seit neun bis zehn Jahren haben sie drauf gedacht, an der östlichen, die man seit langer Zeit ganz aus den Gedanken verloren hatte, Wohnplätze anzulegen.

Der Vorsatz Pflanzungen anzulegen, der zufälliger Weise dem Madrider Geheimden Rathe eingekommen ist, konnte in der, achtzig Meilen in der Länge und zehn Meilen an den breitesten Stellen haltenden und tiefer im Lande hineinliegenden Ebnen von Vega-Real ausgeführt werden. Schwerlich könnte man in der ganzen neuen Welt einen ebnern, fruchtbarern und besser gewässerten Strich Landes finden. Alle amerikanischen Produkte würden da ganz vortrefflich fortkommen, aber es würde unmöglich seyn sie nach der See zu schaffen, wenn man nicht Wege machte, vor deren Unternehmung auch wohl kühnere Nationen als die Spanische erschrecken könnten. Diese

Schwie-

Schwierigkeiten mußten natürlicher Weise die Absichten nach den Ebenen von San-Domingo lenken, die auch fruchtbar sind, obschon nicht so sehr als die Vega Realschen. Man besorgte ohnstreitig, die neuen Kolonisten möchten die Sitten der alten annehmen, und entschloß sich zu Sanama.

Dieß ist eine Halbinsel an der östlichen Seite von dem Eilande San-Domingo. Sie ist fünf Meilen breit, sechszehn lang, und hängt mit der Hauptinsel nur durch eine enge und sehr morastige Erdzunge zusammen. Es befindet sich an derselben für die Schiffe eine vierzehn Meilen tiefe Bay, wo der Ankergrund vierzehn Faden tief und so bequem ist, daß sie am Lande befestiget werden können. Diese Bay ist mit kleinen Inseln besäet, die man leicht vermeiden kann, wenn man nur längst der westlichen Küste hinfährt. Bey einem sehr fruchtbaren, obwol nicht ganz ebnen Boden, hat die Halbinsel eine sehr vortheilhafte Lage zum Handel, und zum Anlanden der von Europa herkommenden Schiffe.

Diese Betrachtungen bewogen die ersten französischen Ebentheurer, die San-Domingo verheerten, sich zu Sanama niederzulassen. Sie hielten sich da ziemlich lange, obgleich ihre Feinde mit Macht in der Nachbarschaft waren. Man merkte endlich, daß sie in zu großer Gefahr, und von den andern Besitzungen, die ihre Nation auf dem Eilande inne hatte, und die täglich mehr Festigkeit bekamen, zu weit entfernt waren, und rief sie daher zurück. Die Spanier freueten sich über diese Abreise, aber besetzten den erledigten Ort nicht.

Unterdessen haben sie in unsern Tagen Menschen aus den Kanarischen Eilanden dahin geschickt; der Staat hat die Kosten für ihre Reise bezahlt, und die Sorge für ihren Unterhalt auf verschiedene Jahre übernommen. Diese Maaßregeln, so weise sie auch waren, haben nichts gutes geschafft. Die neuen Kolonisten sind größtentheils durch das Klima, die Mühseligkeiten des Reutens und die Druckungen der Statthalter, deren militärische Denkungsart dem Flore der Kolonien überall entgegen ist, umgekommen. Die geringe Anzahl dieser Fremdlinge, die so vieles Elend überlebt hat, schmachtet in der Erwartung eines nahen Todes. So traurige Versuche versprechen keine glückliche Folgen. San-Domingo kann, für die Spanier, nicht anders, als in dem Schwachheitszustande bleiben, worinn sie es bis dahin gelassen haben. Natur und Glück werden sie dafür auf Cuba schadlos halten.

V.

Beschreibung der auf Cuba errichteten Spanischen Kolonie. Wichtigkeit dieser Insel.

Die Insel Cuba, welche nur durch einen engen Kanal von San-Domingo getrennt wird, ist allein so viel werth als ein Königreich. Sie ist zwey hundert und funfzig Meilen lang, und funfzehn, zwanzig, auch dreyßig breit. Im J. 1492 ward sie von Colombo entdecket, aber erst 1511 unternahmen die Spanier die Eroberung derselben. Diego Velasquez kam

kam mit vier Schiffen dahin, und landete an ihrer östlichen Spitze.

Ein Kazike, Namens Hatuey, herrschte in dem dortigen Revier. Dieser zu San-Domingo, oder damals Hispaniola, gebohrne Indier, war aus seinem Vaterlande geflohen, um der Sklaverey, wozu sein Volk verdammt war, zu entgehen. Unter Begleitung der Unglücklichen, die der Spanischen Tyranney entronnen waren, hatte er in seinem Zufluchtsorte einen kleinen Staat angelegt, den er in Ruhe und Frieden beherrschte. Von da aus beobachtete er in der Ferne die spanischen Seegel, deren Annäherung er fürchtete. Bey der ersten Nachricht ihrer Ankunft versammlete er die tapfersten Indier unter seinen Unterthanen oder Bundesgenossen, um sie zu ermuntern, ihre Freyheit zu vertheidigen; versicherte ihnen aber dabey, alle ihre Bemühungen würden fruchtlos seyn, wenn sie nicht dabey anfiengen, sich dem Gott ihrer Feinde günstig zu machen: Hier ist sie, sprach er, indem er ein mit Gold gefülltes Gefäß vor ihnen stellte, hier ist sie, diese so mächtige Gottheit; laßt uns sie anrufen.

Dieses gute und einfältige Volk glaubte ohne Mühe, das Gold, um welches so viel Blut vergossen würde, sey der Gott der Spanier. Es wurde vor diesem rohen und ungestalteten Metall getanzt und gesungen, und darauf verließ man sich auf seinen Schutz.

Aber Hatuey, aufgeklärter und argwöhnischer als die andern Kaziken, rief diese von neuen zusammen. Wir haben auf gar kein Glück zu rechnen,

sprach er, so lange der Gott der Spanier unter uns wohnt. Er ist unser Feind, so wie sie selbst. Sie suchen ihn überall, und lassen sich da nieder, wo sie ihn finden. Sie können ihn in der tiefsten Erde entdecken. Ja, wenn ihr ihn auch verschlängt, so wühlten sie in euer Eingeweide, um ihn heraus zu holen. Im Abgrunde des Meers kann man ihn allein vor ihrem Nachsuchen verbergen. Wenn er sich nicht mehr unter uns befindet, so werden sie uns unstreitig vergessen. Alsbald ward alles vorhandene Gold in die Wellen geworfen.

Indessen sahen die Indier die Spanier anrücken. Die Flinten, die Kanonen, jene erschrecklichen Gottheiten, zerstreueten mit ihrem donnernden Geräusche die Wilden, welche Widerstand thun wollten. Aber Hatuey konnte sie wieder zusammen bringen, und deswegen durchsucht man die Wälder, bekommt ihn gefangen, und verurtheilt ihn, verbrannt zu werden. Als er am Pfahle gebunden war, und nur das Anzünden des Holzstoßes erwartete, trat ein barbarischer Pfaffe zu ihm, schlug ihm vor, sich taufen zu lassen, und sprach mit ihm vom Paradiese. Giebt es in diesem Freudenorte, sagte der Kazike, auch wohl Spanier? Ja erwiederte der Missionar, aber nur fromme. Der beste nutzt nichts, versetzte Hatuey, und ich will in keinen Ort kommen, wo ich fürchten müßte, nur einen einzigen anzutreffen. Schweigt mir von eurer Religion, und laßt mich sterben.

Der Kazike ward verbrannt, der Gott der Christen entehrt, sein Kreuz im Menschenblute gebadet; aber Velasquez fand keinen Feind mehr. Alle Kaziken eilten sich ihm zu unterwerfen. Man grub nach Gold; da aber die Bergwerke zu wenig eintrugen, und die Einwohner von Cuba also unnütz waren, so wurden sie ausgerottet. Eines der größten Eilande auf der Welt kostete den Spaniern nicht einen Mann. Aber haben sie wohl aus der Eroberung von Cuba einigen Nutzen gezogen?

Diese Besitzung hat einen beträchtlichen Landbau. Sie dient einem großen Handel zur Niederlage. Man betrachtet sie als das Bollwerk der neuen Welt. Unter diesen dreyen Rücksichten verdient sie eine ernstliche Aufmerksamkeit.

Die Baumwolle ist dasjenige Produkt, das natürlicher Weise auf dieser unermeßlichen Insel am stärksten gezogen werden sollte. Zur Zeit der Eroberung war das Gesträuch, worauf sie wächst, daselbst sehr gemein. Seine Erhaltung erfoderte wenig Vorschuß, wenig Hände, wenig Fleiß; und die Dürre eines großen Theils des dortigen Bodens machte ihn hiezu ganz besonders geschickt. Diese Waare ist indeß so selten, daß bisweilen verschiedene Jahre vergehen, ohne daß welche nach Europa spedirt wird.

Obgleich der Spanier eine fast unüberwindliche Abneigung gegen das Nachahmen hat, so hat er doch den Kaffeebau angenommen, von welchem er sah, daß er auf den benachbarten Inseln einen so großen Fortgang gewann. Aber, als er dieses Produkt von

den fremden Kolonisten entlehnte, hat er nicht zu gleicher Zeit ihre Thätigkeit, es empor zu bringen, angenommen. Man erndtet kaum dreyßig bis fünf und dreyßig tausend Pfund schwer Kaffee auf der Insel, davon der dritte Theil nach Vera-Cruz, und das übrige in das Hauptland geschickt wird. Man sollte muthmaßen, daß dieses Produkt sich vermehren wird, so wie der Gebrauch eines bey Völkern in den heißen Ländern so üblichen Getränks, sich bey den Spaniern mehr verbreiten wird; aber eine Nation, die dazu geschaffen war, den Europäern den Geschmack an dem Kaffee beyzubringen, und die ihn in beyden Halbkugeln zuletzt gekannt hat, wird in allen Dingen einen langsamen Fortgang haben, so wie sie auch in ihren Erfindungen langsam ist. Die Fortpflanzung des Kaffees verlangt einen stärkern Zuckerbau. Ist der Spanier zu jenem durch diesen vorbereitet?

Der Zucker, das reichste, das wichtigste Produkt aus Amerika, wäre allein hinreichend, um Cuba zum höchsten Flor zu erheben, wozu die Natur alle Quellen und alle Mittel daselbst scheint offen gestellt zu haben. Obgleich dieses Eiland, überhaupt genommen, ziemlich uneben und bergicht ist, so enthält es doch so große und so gut gewässerte Ebnen, daß es einem großen Theil von Europa allen Zucker, den er bedurf, liefern könnte. Die unglaubliche Fruchtbarkeit des frisch gereuteten Landes würde, wenn man sie wohl einrichtete und zu gebrauchen wüßte, es in den Stand setzen, alle Nationen, die ihm in diesem Bau zuvor gekommen sind, auszustechen. Letztere hätten alsdenn mehr als funfzig Jahre lang darauf gearbeitet,

ihre

ihre Fabriken in vollkommnen Stand zu bringen, bloß einem Mitbuhler zum Beßten, der, wenn er ihr Verfahren annähme, keine zwanzig Jahre dazu brauchte, alle Schätze, die sie daher bekommen, zu übertreffen, ja zu vernichten. Aber die spanische Kolonie ist auf diesen Vorzug so wenig eifrig, daß sie bis jetzt nur eine geringe Anzahl Pflanzungen hat, wo die schönsten Röhren, mit vielen Kosten, nur eine geringe Menge Zucker von mäßiger Güte liefern. Er dient zum Theil Mexiko, und zum Theil das Hauptland damit zu versorgen; und letzteres, für welches der Zucker eine Goldgrube seyn sollte, kauft für mehr als zwölf mal hundert tausend Thaler von den Fremden.

Ohne Zweifel hat es geglaubt, eine Schadloshaltung für diesen Verlust in dem Toback zu finden, den es aus Cuba bekommt. Dieses Eiland liefert nicht nur den ganzen Vorrath für Mexiko und Peru, sondern auch allen Tobak, den Spanien verbraucht, außer dem Wenigen, was dieß Land von Caraqua und Buenos-Ayres erhält. Der größte Theil wird in Blättern dahin geschickt. Derjenige, der im Lande selbst durch den Pedro Alonzo bereitet wird, hat im größten Rufe gestanden, und steht noch darinn. Dieser Spanier, vielleicht der einzige, der sich durch einen wahrhaftig nützlichen Fleiß bereichert hat, ist durch diesen Handel zu einem Vermögen von drey bis vier Millionen Thalern gekommen. Wenn die Regierung diesem thätigen Bürger gefolgt wäre, so hätte sich das Staatsvermögen durch den erweiterten Anbau einer Pflanze, dem die gegenwärtige Grille

einen so hohen Werth verschafft, vermehrt. Der geringe Eifer, den der Hof zu Madrid hat blicken lassen, den Geschmack, welchen Europa an dem Toback von Havana fand, zu befördern, hat dem Verkaufe desselben allein Schranken gesetzt.

Die Häute, die die spanischen Kolonien hergeben, finden indeß überall ihre Käufer. Cuba liefert jährlich zehn bis zwölf tausend. Die Anzahl könnte sehr leicht höher steigen, da das Land voller wilden Ochsen steckt, und einige Edelleute, an den Küsten, und tiefer im Lande hinein, unermeßliche Striche Landes besitzen; die aus Mangel an Menschen nicht leicht zu etwas anders dienen können, als große Heerden darauf zu ziehen.

Es hieße viel zu viel gesagt, wenn man behaupten wollte, daß der hundertste Theil von der Insel Cuba urbar gemacht worden ist. Man sieht nur zu St. Yago, einem an der Windseite der Insel belegenen Hafen, und zu Matanza, einer sichern und geräumigen Bay, die man bey der Ausfahrt aus dem alten Kanal antrift, einige Spuren vom Landbau. Der wahre Ackerbau erstreckt sich gar nicht über die schönen Gefilden von Havana, und ist auch da nicht einmal, was er seyn sollte.

Aller dieser Ackerbau zusammengenommen mag etwa fünf und zwanzig tausend Sklaven, Männer, Weiber und Kinder gerechnet, beschäftigen. Die Anzahl der Weißen, der Mestizen, Mulatten und freyen Negern, die sich auf der ganzen Insel zerstreut befinden, beträgt etwa dreyßig tausend. Vortreffliches Schweine- und abscheuliches Rindfleisch,

wel-

welches beydes sehr gemein und sehr wolfeil ist, machen nebst Maniok die Nahrung dieser verschiedenen Menschen aus. Selbst die Soldaten wissen von keinem andern als von Kaßawabrod. Vielleicht hat die Gewohnheit, immer Europäer zu Cuba zu sehn, die Einwohner dieses Eilandes vor der gänzlichen Unthätigkeit bewahret, die man sonst in allen spanischen Besitzungen in der neuen Welt antrifft. Die Geschlechter sind da nicht so vermischt, die Kleidungen anständiger, und der Wohlstand besser beobachtet, als in den andern Inseln.

Der Zustand dieses Pflanzorts würde noch blühender seyn, wenn seine Produkte nicht einer Gesellschaft wären überlassen worden, deren ausschließendes Handlungsrecht ein beständiger und unveränderlicher Grund zur Muthlosigkeit ist. Je weniger eine Nation arbeitsam ist, je mehr muß sie ein Verfahren unterlassen, das auch dem Gange des thätigsten, des arbeitsamsten Volks Einhalt thun würde.

Wenn für Cuba etwas die Stelle der Freyheit ersetzen, und es für die Tyranney des Monopols schadlos halten könnte, so wäre es der Vortheil, den diese Insel immer gehabt hat, alle spanischen Fahrzeuge aufzunehmen, die nach der neuen Welt segeln. Dieser Gebrauch ist fast so alt als die Kolonie selbst. Als Ponce de Leon im J. 1512 eine Unternehmung auf Florida wagte, so bekam er eine ziemlich genaue Kenntniß von der neuen Durchfahrt von Bahama. Man sah gar bald ein, daß das der schicklichste Weg sey, für alle Schiffe, die von Mexiko nach Europa segeln wollten, und man legte deshalb Havana an,

welches nur zwo kleine Tagereisen von besagter Durchfahrt liegt. Der Vortheil dieses Hafens erstreckte sich nachher auf alle Schiffe, die von Carthagena und Porto-Belo spedirt wurden, und die alle diesen Weg nahmen. Beyderseits ankerten, und erwarteten sie einander da, um mit desto mehr Gepränge in das Hauptland zu gelangen. Das ungeheure Geld, welches Seefahrer, die mit den reichsten Schätzen auf dem Erdboden beladen, anlangten, während ihres Aufenthalts verzehrten, brachte dessen unermeßlich viel in die Stadt. Die Menschenzahl, die im J. 1561 nur aus drey hundert Familien bestand, war im Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts doppelt so stark, und beläuft sich gegenwärtig auf zehn tausend Menschen.

Ein Theil derselben arbeitet in dem, seit sehr langer Zeit von der Regierung, zum Bau der Kriegsschiffe angelegten Werfte. Es werden aus Europa, Maste, Eisen und Thauwerk dahin gebracht: Alles übrige trift man auf der Insel im Ueberflusse an. Aber das Köstlichste, was sie besitzt, ist ihr Holz, welches, unter dem Einflusse der heißesten Strahlen der Sonne gewachsen, ganze Jahrhunderte bey geringer Sorgfalt dauert, indeß die Europäischen Schiffe unter der heißen Zone vertrocknen und platzen. Dieß Holz fängt in der Nachbarschaft von Havana an selten zu werden; aber an allen Küsten findet es sich Haufenweise, und der Transport ist weder theuer, noch beschwerlich. Spanien hat um so mehr Ursache, seine Werfte zu vermehren, da die Meere, welche von seinen Geschwadern am mehrsten be-

befahren werden, alle zwischen den Wendezirkeln liegen. Sie hat auch noch einen Bewegungsgrund überdem, um die größte Hülfe seiner Seemacht auf die Werfte von Havana zu gründen, und der besteht in demjenigen, was es heut zu Tage thut, um diesen Schlüssel seiner Pflanzorte unüberwindlich zu machen. Die Wichtigkeit dieser Unternehmung wird vielleicht eine umständliche Nachricht davon angenehm machen.

Es ist allgemein bekannt, daß der Hafen von Havana einer der sichersten auf dem Erdboden ist; daß die Flotten der ganzen Welt alle auf einmal darinn ankern könnten; und daß man sehr leicht darinn Wasser holt, welches dort von vortreflicher Beschaffenheit ist. Sein Eingang wird von Felsen bewahrt, woran man Gefahr läuft, zu scheitern, wenn man sich nur ein wenig von der Durchfahrt entfernt. Diese ist anjetzt, seitdem man 1762 drey Kriegsschiffe darinn versenkt hat, noch beschwerlicher geworden. Diese Vorsicht ist nur für die Spanier schädlich gewesen, denn sie haben die drey großen Fahrzeuge noch nicht heraus schaffen können. Sie war um so unnöthiger, da der Feind es nicht einmal gewagt haben würde, in den Hafen mit Gewalt einzudringen, welchen das Fort Moro und das Fort de la Punta vertheidigen. Das erstere von diesen Kastelen ist dermaßen über die See erhaben, daß es selbst den Schiffen vom ersten Rang unmöglich fiele, es zu beschießen. Das andre ist zwar nicht so vortheilhaft gelegen; allein man kann es doch nur in einem so engen Kanal kanoniren, daß die tapfersten Feinde das

furch-

furchtbare Feuer aus den zahlreichen Stücken des Moro unmöglich aushalten könnten.

Havana kann also nicht von der Seeseite angegriffen werden. Funfzehn bis sechszehn tausend Mann, welches die stärkste Macht ist, die man bey dieser Unternehmung anzustellen im Stande ist, könnten alle Werke, die anjetzt sich erstaunlich weit erstrecken, unmöglich einschließen. Man wird mit dieser Macht entweder gegen die rechte oder linke Seite des Hafens, gegen die Stadt oder das Kastel Moro agiren müssen. Wenn man sich zu letzterm entschließt, so wird die Landung eine Meile vom Kastel geschehn, und man wird sodann ohne Mühe, durch leichte Wege, durch Holzungen, die den Marsch verbergen und decken werden, im Angesichte desselben kommen.

Die erste Schwierigkeit wird seyn, Wasser zu bekommen. Es ist in der Gegend des Lagers, das man dort wird beziehen müssen, tödtlich. Man wird genöthiget seyn, trinkbares Wasser drey Meilen weit auf Schaluppen zu holen. Um welches zu bekommen, wird man entweder mit Macht an den Fluß kommen, der allein welches liefern kann, oder man muß ein verschanztes Korps da lassen, welches vom Lager entfernt, und abgesondert stehend, immer in Gefahr seyn wird, aufgehoben zu werden.

Ehe man den Moro angreifen kann, wird man den Cavanno einnehmen müssen, der vor kurzem ist aufgeführt worden. Es ist ein Kronwerk, welches sich links und rechts an der Böschung des Hafens lehnt. Es hat Kasematten, Zisternen, Pulver-Magazine, welche Bombenfrey gewölbt sind, einen

guten

guten bedeckten Weg, und einen breiten im Felsen gehauenen Graben. Der Boden umher besteht aus lauter Steinen und Kieseln, und es ist gar keine Erde darauf. Der Cavanno liegt auf einer Anhöhe, die den Moro bestreicht; er ist aber auch dem Feuer eines mit ihm von gleicher Höhe seyenden Hügels ausgesetzt, der nur drey hundert Schritte von ihm liegt. Da es sehr leicht wäre, die Laufgraben hinter dieser Erhöhung zu eröfnen, so wird man sie abtragen, und alsdenn wird man von der Festung aus alles in der Ferne sehen und bestreichen können. Wenn die Besatzung so in die Enge getrieben wäre, daß sie sich nicht mehr zu halten getrauete, so zöge sie sich nach dem Moro zurück, mit welchem man ihr die Kommunikation nicht abschneiden kann, und sprengte die Werke in die Luft, welche alle kontraminirt sind.

Das berühmte Fort Moro hatte an der Meerseite, von welcher es gar nicht anzugreifen steht, zwey Bollwerke; und eben so viel auf der Landseite, mit einem breiten und tiefen im Felsen gehauenen Graben. Seitdem es eingenommen worden ist, hat man es ganz von neuen aufgeführt, und ihm stärkere und höhere Brustwehren gegeben. Ferner hat man einen guten bedeckten Weg davor angelegt, und ihn mit allem versehn, was dazu nöthig ist, die Truppen und allen Vorrath in Sicherheit zu setzen. Die Laufgraben lassen sich davor nicht leichter eröfnen, als vor dem Cavanno. Beyde sind mit einem weichen Steine erbaut worden, bey welchem die Vertheidiger weniger Gefahr werden auszustehen haben, als bey einem gewöhnlichen Quadersteine.

Außer diesen Vertheidigungsmitteln haben noch diese beyden Kastele den Beystand des Klimas, der für die Belagerer so gefährlich ist, und die Leichtigkeit für sich, aus der Stadt allen Beystand zu empfangen, ohne daß man es hindern könne. Diese Vortheile müssen diese beyden Kastele unüberwindlich, oder wenigstens sehr schwer einzunehmen machen, wenn sie nur hinreichend mit allem versehen sind, und übrigens mit Muth und Einsicht vertheidiget werden. Ihre Erhaltung ist um so wichtiger, da ihr Verlust nothwendig die Einnahme der Stadt und des Hafens nach sich ziehen würde, als welche von diesen Anhöhen ganz bestrichen und in den Grund geschossen werden können.

Nachdem wir die Hindernisse angezeigt haben, die man dabey finden würde, Havana von der Seite des Moro einzunehmen, so müssen wir von denen reden, die man zu übersteigen hätte, wenn man es von der Stadtseite einehmen wollte.

Diese liegt in dem Hafen, und ein wenig in dessen Vertiefung hinein. Sie war so wol nach der Seite des Kastels als nach dem Felde zu, mit einer Mauer von Leimsteinen, die nichts taugte, und mit ein und zwanzig Bollwerken umgeben, die nicht viel besser waren. Ihr Graben war trocken und gar nicht tief. Vor diesem Graben befand sich eine Art von fast ganz zerstöhrten bedeckten Wege. In diesem Zustande wäre der Ort nicht vor einem plötzlichen Anfall gesichert gewesen, durch den man ihn, wenn er des Nachts unter verschiedenen wahren und falschen Attaquen geschehen wäre, gewiß eingenommen hätte.

Man

Man hat vor, die Graben tiefer und breiter zu machen, und einen sehr guten bedeckten Weg davor zu legen.

Diese nöthigen Verschanzungen werden von dem Kastel de la Punta vertheidiget werden. Dieß ist ein von Steinen erbautes Viereck, das zwar klein ist, aber Kasematten hat. Man hat es ganz neu wieder aufgebauet, weil es in der Belagerung sehr beschädigt worden war. Ein sehr guter trockner und im Felsen gehauener Graben umgiebt es. Außer seiner Hauptbestimmung, nämlich den Eingang des Hafens zugleich mit dem Mord zu vertheidigen, der es eine vollkommne Gnüge leistet, so hat es noch viele nach dem Felde hinausgehende Batterien, welche einige Stellen des Bezirks der Stadt flankiren.

Sein Feuer kreuzt mit dem Feuer eines fortificirten Vierecks, das einen Graben, bedeckten Weg, Pulvermagazin, Kasematten und Zisternen hat. Dieß neue Kastel, das man eine viertheil Meile von der Stadt, auf einer Anhöhe Arostigny genannt, erbauet, wird eine förmliche Belagerung erfodern, wenn man die Stadt von der Seite einnehmen will; um so mehr da es den Vortheil besitzt, die Aussicht aufs Meer zu haben, weit hinein das Feld zu bestreichen, und dem Feinde viel Ungelegenheit zu machen, da er ganz nahe an demselben das Wasser holen muß.

Wenn man weiter um die Stadt herum geht, so findet man das seit der Belagerung aufgeführte Fort Dalteres. Es ist von Steinen gebaut, und hat vier Bollwerke, nebst einem bedeckten Weg, ein Ravelin vor dem Thore, einen breiten Graben und gu-

ten

ten Wall, Zisternen und ein Pulvermagazin. Es liegt eine kleine viertheil Meile von der Stadt, und zwar jenseits eines Flusses und eines unwegsamen Moraſtes, von welchem sie auf dieser Seite bedeckt wird. Man hat es auf einer Anhöhe angelegt, die es ganz einnimmt, und die man durch Ziehung eines Grabens rund herum, in welchen das Meer vom Hafen her hineintritt, abgeschnitten hat. Ohne zu rechnen, daß es die Kommunikation der Stadt mit dem Eilande bestreicht, so vertheidigt es noch den Hauptwall, in dem sein Feuer sich mit dem von dem Drostignyschen Kastel kreuzen wird; und dieser Hauptwall wird zwischen diesen beyden Kastelen auch noch durch eine starke Redute gedeckt werden, die man anlegen will. Sein Feuer kreuzt sich ferner mit des Moro seinem, der sehr hoch, und auf der am weitsten herausragenden Spitze des Hafens liegt.

So viele Werke, die eine Besatzung von vier tausend Mann heischen, und die etwa binnen zwey oder drey Jahren in ganz vollkommenem Stande seyn werden, kosten unermeßliche Schätze an Spanien. Es hat gleich anfangs drittehalb Millionen Thaler zu dem Einkauf der nöthigen Dinge bestimmt, und schießt noch jährlich funfzehn bis achtzehnmal hundert tausend zu, um den Bau geschwinde zu treiben. Vier tausend der Regierung gehörige Negern, und eine Koppel zum Festungsbau verurtheilter Mexikaner, sind diejenigen, womit dieß Unternehmen ausgeführt wird. Man würde die Werke, wobey so viele Schlachtopfer ihren Schweiß vergießen, beschleuniget haben, wenn man ihren die Truppen beygefügt hätte, welche die-

ses als ein Mittel aus der erschrecklichen Dürftigkeit, in welcher sie schmachten, zu kommen wünschten.

Wenn es erlaubt wäre, seine Meynung über eine Sache zu sagen, die nicht in unser eigentliches Fach einschlägt, so wagten wir zu sagen: daß, wenn erst alle die Werke fertig sind, diejenigen, die Havana belagern werden, bey dem Cavanno und Moro anfangen müssen; weil, wenn diese beyden Kastele erst einmal eingenommen sind, so wird sich die Stadt wol ergeben müssen, wenn sie nicht von der Artillerie auf dem Moro will in Grund und Boden geschossen seyn. Entschlösse man sich im Gegentheile von der Stadtseite anzufangen, so wäre man eben nicht viel weiter gekommen, wenn man sie gleich schon inne hätte. Zwar wäre der Eroberer im Stande die Werfte und alle Schiffe im Hafen zu zerstöhren, allein daraus entspränge ihm kein dauerhafter Vortheil. Um sich fest zu setzen, müßte er doch den Cavanno und Moro einnehmen, und das wäre ihm wahrscheinlicher Weise unmöglich, nach der Menge Menschen, die er schon beym Angriff der Stadt und ihrer Kastele verloren hätte.

Aber man folge auch, welchem Wege man wolle, bey der Belagerung dieses Orts, so wird die Nation, die ihn angreifen will, nicht nur gegen die zahlreiche Besatzung, die in den Werken vergraben seyn wird, zu fechten haben; sondern es werden ihr auch Truppen im freyen Felde entgegengestellt werden, die allen ihren Arbeiten Hinderniße in den Weg legen müssen. Diese kleine Armee wird aus zwey Schwadronen Europäischer, wohl berittener, wohl bewaffneter, wohl

geübter Dragoner und aus einer Kompagnie von hundert Mikelets bestehn. Man könnte alle Bewohner der Insel, Weiße, Mulatten und freye Negern, welche, zehn tausend Mann an der Zahl, in Regimenter vertheilt sind, noch dazu schlagen; allein da die allermehrsten keinen Begriff von Kriegszucht haben, so würden sie nur Verwirrung anfangen. Mit einem Regiment Reuterey von vier Schwadronen, und mit sieben Bataillon Miliz, die man seit dem Frieden auf eine bewundernswürdige Art im Manövriren geübt hat, wird sich es anders verhalten. Diese auf Kosten der Regierung bewafnete, bekleidete und ausgerüstete Korps, die auch in Kriegszeiten aufeben den Fuß als die regulären Truppen bezahlt werden sollen, haben zu Anführern und zu Mustern, Ober- und Unteroffiziere, die man ihnen von Europa aus geschickt, und aus den besten Regimentern genommen hat. Die Errichtung dieser Miliz kostet ein unermeßliches Geld. Der Spanische Hof wartet nun, bis ihm die Begebenheiten zeigen, in wie fern diese Kosten nützlich sind oder nicht. Aber man kann schon anjetzt versichern, daß, laß auch den kriegerischen Geist dieser Truppen noch so gut seyn, so ist dieß Verfahren politisch betrachtet unverzeihlich und zwar aus folgenden Ursachen.

Das Projekt, alle Kolonisten auf Cuba zu Soldaten zu machen, dieß ungerechte und für alle Kolonien verderbliche Projekt, ist sehr lebhaft betrieben worden. Die Gewalt, die man den Einwohnern hat anthun müssen, um sie zu Uebungen zu gewöhnen, wozu sie keine Lust hatten, hat die natürliche Neigung

gung zur Ruhe in ihnen nur noch verstärkt. Sie haben mechanische und gezwungne Bewegungen, die ihnen doppelt unerträglich scheinen mußten, weil sie ihnen nichts einbrachten, verabscheuet; wenn sie auch schon nicht an sich selbst Unterthanen, die vielleicht glauben, daß ihnen nichts daran liegt, ob sie ihre Regierung vertheidigen, schrecklich oder lächerlich scheinen müßten. Diese Abneigung gegen die Bewegung hat sich bis auf jene nützliche Bewegung erstreckt, die der Landbau verlangt. Man hat nicht für eine Nation reuten, pflanzen, säen wollen, die weiter nichts kann als Arbeitsleute kommandiren. Die Miliz hat dem Landbau Eintrag gethan. Derjenige, der nach und nach empor kam, ist rückgängig geworden. Mit der Zeit wird er ganz zu Grunde gehen, wenn Spanien darauf besteht, einem fehlerhaften System anzuhängen, das es aus falschen Absichten angenommen hat. Die Raserey, Truppen zu halten; diese Wuth, welche unter dem Vorwande, den Kriegen zuvorzukommen, sie entzündet; die, indem sie den Despotismus der Regierung einführt, die Empörung der Unterthanen von fern anlegt; die den Einwohner beständig aus seinem Hause, und den Ackersmann von seinem Lande reißt, und dadurch die Liebe des Vaterlands erstickt, weil sie den Menschen von seinem Geburtsort wegbringt, die die Nationen umkehrt, und sie über alles Land und Meer weg versetzt: dieser Miethlingsgeist der Miliz, der kein kriegerischer Muth ist, wird überkurz und überlang Europa ins Verderben stürzen: aber die Kolonien noch viel eher, und vielleicht die Spanischen vor allen andern.

Diese Macht besitzt den weitläuftigsten, und den fruchtbarsten Theil des amerikanischen Inselnmeers. In thätigen Händen wären diese Eilande eine Quelle eines unbegränzten Flors geworden. In ihrem gegenwärtigen Zustande sind es erstaunliche Waldungen, wo die schrecklichste Einsamkeit herrscht. Weit gefehlt, daß sie zu der Macht und zu den Reichthümern der Monarchie, welcher sie zugehören, etwas beytragen sollten, so schwächen sie und richten dieselbe durch die Kosten, die ihre Erhaltung erfodert, nur noch mehr zu Grunde. Wenn Spanien gehörig den politischen Gang der andern Völker studiert hätte; so hätte es eingesehn, daß verschiedne derselben ihr Uebergewicht lediglich einigen Inseln zu danken haben, die doch in allen Stücken denen nachstehn müssen, welche bis anjetzt bloß dazu gedient haben, die Reihe seiner unzähligen und unnützen Besitzungen zu seiner Schande zu vermehren. Es hätte gelernt, daß die Stiftung von Pflanzörtern, zumal von solchen, die keine Bergwerke haben, keinen vernünftigen Zweck haben können, als Ackerbau daselbst anzulegen.

VI.

Die Spanier sind nicht, wie man glaubt, unfähig, ihre Pflanzörter zu einem großen Flor zu erheben.

Man verläumdet die Spanier, wenn man behauptet, sie seyn ihrer Gemüthsart nach unfähig, Mühe und Arbeit erfodernde Dinge ausführen. Wenn man einen Blick auf die übermäßigen Strapazen wirft, die diejenigen Menschen unter diesem Volke, welche sich auf den Schleichhandel legen, mit so vieler Geduld

duld ertragen, so wird man einsehn, daß ihre Arbeiten unendlich härter sind, als die beym Landeshaushalte einer Pflanzung. Wenn sie sich nicht durch den Landbau bereichern wollen, so liegt die Schuld an der Regierung. Diese höre nur auf, sie unter der Tyranney der Monopolien seufzen zu lassen; sie höre nur auf, ihnen die Werkzeuge zu ihrem Fleiße zu theuer kaufen zu lassen; sie höre nur auf ihre Produkte mit übermäßigen Abgaben zu belegen; sie höre nur auf diejenigen zu unterdrücken, die die ersten Schritte gethan haben, um sich Vermögen zu erwerben; sie höre nur auf diejenigen für gefährlich anzusehn, die eine große Thätigkeit zeigen; sie höre nur auf sie dem Privatinteresse einer feilen und uneingeschränkten Gewalt in die Hände zu liefern: und alsdenn wird sie ihre Unterthanen sich aus der tiefen Unthätigkeit erheben sehn, die Spanien beynahe ganz nichtsbedeutend macht. Muß die Monarchie, die unter Karl V. gleichsam das Haupt war, von welchem alle Bewegung in Europa ausgieng, heut zu Tage, ein ohnmächtiger und unbeweglicher Theil dieses Welttheils, und ein Staat, der auf der Landcharte der erste unsers festen Landes ist, der letzte unter allen in der Geschichte seyn?

Will sich endlich Spanien aus diesem Schlummer erheben? So gebe es seinen Kolonisten Beystand. Die Schätze Mexikos und Perus bieten sich von selbst dar, um durch eine wahrhaftig hervorbringende Freygebigkeit den Ueberfluß auf den Eilanden zu erzeugen. Aller Landbau in der neuen Welt erfodert Vorschüsse: der Bau des Zuckers verlangt zumal die größ-

ten Kapitalien, wegen der Gewißheit des größten Einbringens. Auf Trinidad, Margaretha, Porto-Rico und San-Domingo ist nicht ein Koloniste im Stande ihn zu unternehmen; und auf Cuba keine dreyßig. Alle diese Menschen strecken bittende Hände nach dem Hauptlande aus, um von demselben Mittel zu erhalten, aus ihrer Schläferigkeit zu erwachen. Ach! wäre es einem uneigennützigen Schriftsteller, der nach nichts trachtet und nichts wünschet, als das Beste der Menschheit, erlaubt, ihnen Gedanken und Worte zu leihen, welche ihnen die Gewohnheit am Müssiagange, die Fesseln der Regierung und alle Arten von Vorurtheilen geraubt zu haben scheinen: könnte er nicht den Hof zu Madrid, und die ganze Nation, in ihrem Namen folgender Gestalt anreden?

„Betrachtet, was wir für Opfer von euch er-
„warten, und seht, ob ihr nicht hundertfach dafür
„werdet belohnt werden, durch die reichen Produkte,
„die wir eurem untergehenden Handel darbieten wer-
„den. Euer durch unsere Arbeit vermehrtes Seewe-
„sen wird das Bollwerk ausmachen, das allein Be-
„sitzungen, die ihr zu verlieren immer in Gefahr seyd,
„vertheidigen kann. Wenn wir reicher seyn werden,
„dann verzehren wir mehr; und alsdenn wird sich das
„Land, das ihr bewohnt, welches zugleich mit euch
„schmachtet, da es doch die Natur zur Fruchtbarkeit
„schuf; es werden sich jene Gefilde, die euren Au-
„gen bloße Wüsteneyen darstellen, und ein Schimpf
„für eure Gesetze und Sitten sind, in fruchtbare Flu-
„ren verwandeln. Euer Vaterland wird durch Fleiß

„und

„und Ackerbau, die fern von euch flohen, blühen.
„Die Quellen des Lebens und der Thätigkeit, die ihr
„durch die See bis nach uns hin werdet geleitet ha-
„ben, werden wieder unter der Gestalt von Ströhmen
„des Ueberflusses in eure Wohnungen zurückfließen.
„Aber wo ihr gegen unsre Klagen und unsre Unglücks-
„fälle unempfindlich seyd; wenn ihr nicht uns zum
„Besten herrscht; wenn wir weiter nichts sind, als die
„Schlachtopfer unsres Gehorsams; so erinnert euch an
„den auf ewig berühmten Zeitpunkt, wo unglückliche
„und unzufriedne Unterthanen das Joch eurer Herr-
„schaft abschüttelten, und durch ihren Fleiß, ihr Glück
„und ihren Reichthum, ihre Empörungen vor den
„Augen der ganzen Welt rechtfertigten. Indeß sie
„seit zwey hundert Jahren frey sind, sollen wir noch
„seufzen, daß wir euch zu Beherrschern haben? Als
„Holland den eisern Scepter zerschlug, unter dem es
„erlag; als es aus den Tiefen des Meers hervorstieg,
„um über dasselbe zu herrschen, so errichtete unstreitig
„der Himmel dieß Denkmaal der Freyheit, um den
„Nationen den Weg zum Glück zu zeigen, und die
„ungerechten Könige zu schrecken, die sie davon ab-
„halten.“

In der That hat dieser Freystaat, der lange Zeit den größten Königen zur Seite gegangen ist, diesen Ruhm zum Theil seinen Kolonien zu verdanken. Aber laß uns sehen, welche Mittel er befolgt hat, um sie empor zu bringen.

VII.

Die Holländer legen Besitzungen an zu Curazao, St. Eustachius, Saba und St. Martin. Wozu ihnen diese kleine Eilande dienen.

Bis zur Entdeckung der westlichen Küste von Afrika, eines Weges nach Ostindien um das Vorgebürge der guten Hoffnung, und zumal bis zur Entdeckung von Amerika, kannten und besuchten die Europäischen Völker einander fast bloß durch einige wilde Streifereyen, deren Zweck das Plündern und Verheeren der ganze Nutzen war. Außer einer geringen Anzahl bewafneter Tyrannen, die in der Unterdrückung der schwächern ein Mittel fanden, eine außerordentliche Pracht zu unterhalten, waren alle Bewohner der verschiednen Staaten genöthigt, sich mit dem zu befriedigen, was ihnen ein übel bebautes Land, und ein in den Gränzen jeder Provinz eingeschloßner Fleiß liefern konnte. Die großen Begebenheiten, die aus dem Ende des funfzehnten Jahrhunderts, eine der glänzendsten Epochen in der Geschichte dieser Welt machen, verursachten in den Sitten keine so schleunige Veränderung, als man zu glauben geneigt ist. Einige Hanseestädte, einige Italiänische Freystaaten, giengen zwar nach Cadix und Lissabon, welches große Niederlagen geworden waren, und holten da, was beyde Indien seltnes kostbares schickten, aber der Verbrauch davon war durch die Ohnmacht, worinn sich die Nationen befanden es zu bezahlen, gar sehr eingeschränkt. Sie lagen größtentheils in einen gänzlichen Schlummer versenkt, die mehrsten kannten

die

die Vortheile und die Mittel, die in ihrem Gebiethe lagen, gar nicht.

Um dieser Trägheit ein Ende zu machen, gehörte ein Volk, das aus Nichts entstund, Leben und Licht in alle Gemüther, und Ueberfluß in alle Märkte verbreitete; das alle Produkte wohlfeiler verkaufen, und den Ueberfluß jeder Nation gegen das, was sie nicht hatte, umtauschen konnte; das dem Umlaufe der Waaren und des Geldes einen großen Betrieb zu geben, im Stande war; das Bevölkerung, Ackerbau und alle Arten von Fleiß ermunterte, indem es den Verbrauch erleichterte und weiter ausdehnte. Alle diese Vortheile erhielt Europa von den Holländern. Man verzeiht es dem blinden Haufen, daß er genießt, ohne die Quellen des Glücks, das er besitzt, zu kennen; aber die Weltweisheit und Staatsklugheit müssen so viel als möglich das Andenken des Ganges ihrer Wohlthätigkeit verewigen.

Als die edelmüthigen Bewohner der vereinigten Niederlande das Haupt über Meer und Tyranney erhoben, so sahen sie, daß sie die Grundlagen ihrer Freyheit nicht auf einen Boden stützen könnten, der ihnen nicht einmal den Lebensunterhalt darboth. Sie merkten, daß der Handel, der für die mehrsten Nationen, nur eine Nebenangelegenheit, ein Mittel die Masse und das Einbringen ihrer einheimischen Produkte zu vermehren, ist, das einzige Fundament ihres ganzen Daseyns werden müßte. Ohne Land und ohne Produkte, nahmen sie sich es vor, Land und Produkte der andern Völker in Werth zu bringen, denn sie waren versichert, daß aus dem allgemeinen

Glück ihr eignes entspringen würde. Der Ausgang bewies die Richtigkeit ihrer Staatskunde.

Ihr erster Schritt war, unter den Völkern Europas den Tausch der Produkte aus Norden gegen die aus Süden einzuführen. Alsbald wurden fast alle Meere mit holländischen Schiffen bedeckt. Alle handlungsfähige Effekten kamen in ihren Häfen zusammen; alle wurden aus ihren Häfen nach den verschiedenen Orten ihrer respektiven Bestimmung spedirt. Der Preis von allem ward festgesetzt, und zwar mit einer Mäßigkeit, die die Mitwerbung aller andern verhinderte. Der Ehrgeiz ihre Unternehmungen zu erweitern, und ihnen mehr Stätigkeit zu geben, flößte der Republik mit der Zeit die Eroberungssucht ein. Ihre Herrschaft erstreckte sich über einen Theil des Ostindischen festen Landes, und über alle wichtigen Eilande auf dem dortigen Meere. Sie hielt die Küsten Afrikas, worauf sie das aufmerksame und vorhersehende Auge ihres nützlichen Ehrgeizes geworfen hatte, durch ihre Festungen oder ihre Geschwader unter ihrer Bothmäßigkeit. Die einzigen Gegenden von Amerika, wo der Landbau den Saamen der wahren Reichthümer angelegt hatte, gehorchten ihren Gesetzen. Die Unermeßlichkeit ihrer Spekulation begriff die ganze Welt in sich, deren Seele sie durch Fleiß und Arbeit war. Kurz sie hatte die allgemeine Handlungsmonarchie erreicht.

So war der Zustand der vereinigten Niederlande beschaffen, als die Portugiesen sich wieder aus der Ohnmacht und Unthätigkeit erhoben, worein die Spanische Tyranney sie versenkt hatte, und ihnen im

J. 1661 den Theil von Brasilien wieder wegnahmen, den die Holländer von ihnen erobert hatten. Bey diesem ersten Stoße, den ihre Macht empfieng, wären die Holländer gänzlich aus der neuen Welt verjagt worden, wenn ihnen nicht noch einige kleine Inseln geblieben wären; unter andern Curazao, das sie 1634 den Spaniern, welche sie seit 1527 besaßen, weggenommen hatten.

Dieser Fels, der nur drey Meilen von der Küste von Venezuela liegt, kann etwa zehn Meilen lang und fünfe breit seyn. Er hat einen vortreflichen Hafen, dem aber schwer beyzukommen steht. Wenn man aber einmal hinein ist, so trifft man in seinem weitläuftigen Becken alle Bequemlichkeiten an. Eine mit Einsicht angelegte, und immer wohl unterhaltene Festung, dient zu seiner Vertheidigung.

Die Franzosen, die den Befehlshaber des Orts zum voraus bestochen hatten, landeten im J. 1673 daselbst, fünf bis sechs hundert Mann an der Zahl. Da die Verrätherey entdeckt, und der Verräther gestraft worden war, so wurden sie von seinem Nachfolger ganz anders empfangen, als sie erwarteten. Sie giengen mit der Schande wieder zu Schiffe, nichts verrichtet zu haben, als ihre Schwäche und die Ungerechtigkeit ihrer Anschläge zu zeigen.

Ludwig XIV. dessen Hochmuth durch diesen unvorsichtigen Unfall beleidigt ward, gab dem d' Etrees, fünf Jahr nachher, achtzehn Kriegsschiffe und zwölf Elibustierfahrzeuge, um die Scharte auszuwetzen, die, in seinen Augen, den Glanz einer mit Wunderthaten angefüllten Regierung entstellte. Dieser

ser Admiral nahte sich dem Ziele seiner Unternehmung, als seine Kühnheit und Hartnäckigkeit machten, daß seine Flotte an der Insel Daves scheiterte. Er brachte, was er konnte, von seinem Schiffbruche zusammen, und langte damit in ziemlicher Unordnung wieder in dem Hafen zu Brest an.

Seit dieser Zeit ist weder Curazao noch die darunter stehenden Inseln Aruba und Bonaire, beunruhigt worden. Keine Nation hat darauf gedacht, einen unfruchtbaren Boden zu erobern, der nichts hat, als einiges Vieh, etwas Maniok und etwas zur Nahrung der Sklaven geschicktes Gemüse, der aber gar kein zum Handel taugliches Produkt liefert. Die St. Eustachiusinsel ist nicht viel besser.

Dieses Eiland, das ungefähr fünf Meilen im Umfange hält, ist eigentlich weiter nichts als ein sehr schroffer Berg, der sich in der Gestalt eines Kegels aus dem Meere zu erheben scheint. Es fehlt ihm an einem Hafen, und es hat bloß eine offne Rhede. Einige aus St. Christoph vertriebene Franzosen flüchteten dahin, im J. 1629, und verließen es einige Zeit darnach, weil dieser ohnehin unfruchtbare Fels kein ander süß Wasser hat, als das Regenwasser, was man in Zisternen sammlete. Man weiß nicht recht, zu welcher Zeit sie sich da wegbegaben; aber es ist erwiesen, daß die Holländer im J. 1639 schon da angesessen waren. Sie wurden nachher durch die Engländer daraus verjagt, denen es Ludwig XIV wieder abnahm. Dieser Fürst machte sein Eroberungsrecht darauf in dem Breder Traktat geltend, und widerstund der damals mit ihm verbündeten Republik,

welche verlangte, daß ihr diese Besitzung wieder zurück gegeben werden möchte, weil sie ihr vor dem Kriege gehört hätte. Als die Unterzeichnung des Traktats diesem Anspruche ein Ende gemacht hatte, so glaubte der französische Monarch, dessen Stolz eher der Großmuth als der Gerechtigkeit folgte, es sey unter seiner Würde, wenn er sich das Unglück seiner Freunde zu Nutze machte. Er übergab den Holländern ihre Insel aus eignem Triebe, ob er gleich wußte, daß es eine natürliche Festung war, die ihm zur Erhaltung des ihm zugehörigen Antheils von St. Christoph viel nutzen konnte.

St. Eustachius bringt etwas Toback und ungefähr sechs tausend Centner Zucker hervor. Die Anzahl der Menschen, die den Landbau treiben, besteht aus hundert und zwanzig Weiße, und zwölf hundert Schwarze. Rechnet man die mit, die der Handel dort hinbringt, so beläuft sich die Zahl der Weißen auf fünf hundert; auch wohl auf zwölf bis funfzehn hundert, wenn es das Glück hat, bey einem Kriege neutral zu seyn.

Trotz der geringen Anzahl Menschen, hat man nicht unterlassen, einige von den dortigen Einwohnern auf ein nahe dabey liegendes unter dem Namen Saba bekanntes Eiland zu schicken. Man muß fast bis auf den Gipfel dieses schroffen Felsen hinan glimmen, um ein wenig Erde zu finden. Es ist zum Gartenwerk sehr tüchtig. Häufiges Regnen, davon das Wasser aber nicht liegen bleibt, macht, daß vortreflich schmeckende Gewächse, und ganz wunderbar große Kohlköpfe darauf wachsen. Etliche und

funfzig Europäische Familien, mit etwa hundert und funfzig Negern bauen daselbst Baumwolle, die sie spinnen, und nachher Strümpfe daraus verfertigen, welche man an die andere Kolonien verkauft, und wovon das Paar manchmal auf zehn Thlr. bezahlt wird. Nirgends in ganz Amerika ist das Freuerzimmer so schön als auf Saba; sie behalten da ein frisches Ansehn, das man auf keiner andern Insel der Antillen an ihnen findet. Glückseliges Völkgen! Auf einen Felsen, zwischen Himmel und Meer erhoben, genießest du diese beiden Elemente, ohne ihre Stürme zu fürchten. Du athmest eine reine Luft; du lebst von Erdfrüchten; du baust ein ungekünsteltes Produkt, das dir ein bequemes Leben, ohne die Versuchung der Reichthümer, verschafft; du beschäftigst dich mit einer nicht so wol mühsamen als nützlichen Arbeit; du besitzest im Frieden, alle Vergnügungen der Mäßigkeit, Gesundheit, Schönheit, Freyheit. Da ist der Tempel des Friedens, von wo aus der Weise nach Lust die Irrthümer und Leidenschaften der Menschen betrachten kann, die einander wie die Wellen des Meeres an den reichen Küsten Amerikas, deren Raub und Besitz sie einander streitig machen und abjagen, treiben und stoßen. Da sieht man in der Ferne die Europäischen Nationen, wie sie den Donner mitten in den Abgründen des Oceans, und unter der brennenden Sonne der Wendezirkel führen; wie sie immer von dem Feuer der Herrsch- und Habsucht entbrannt, sich mit Golde füllen, ohne daran jemals satt zu haben; wie sie in Ströhmen von Blut diese Metalle, diese Perlen, diese Diamanten sammlen, womit sich diejenigen

nigen bedecken, welche die Völker ausplündern; wie sie unzählige Schiffe mit den köstlichen Tonnen beladen, aus welchen die Ueppigkeit den Purpur bekömmt, und aus welchen man die Lüste der Weichlichkeit, die Grausamkeit und alle Laster schöpft. Der ruhige Kolonist auf dem Felsen Saba sieht diesen Haufen Thorheiten, und spinnt ruhig die Baumwolle, die seinen ganzen Putz und Reichthum ausmacht.

Unter demselben Himmelsstrich liegt die Insel St. Martin, deren ungefähr funfzehn bis sechszehn Meilen betragender Umfang eine ziemliche Menge Berge enthält, die weiter nichts sind, als mit Haide bedeckte Felsen. Der sandige, und an und für sich ziemlich unfruchtbare Boden, in den dortigen Ebenen und Thälern, kann nur durch Regen befruchtet werden, der ziemlich selten fällt, und dessen gute Würkung in dem Maaße geschwächt wird, als die Sonne ihn aufzieht, oder er selbst abläuft. Mit einiger Mühe könnte man dieß zufällige Wasser in Behältern aufbewahren, und es auf dem Lande verbreiten, um es recht fruchtbar zu machen. Uebrigens hat diese Insel, obschon keinen Fluß, doch Brunnen und Zisternen, welche allen Kolonisten ziemlich gutes Wasser liefern. Die Luft ist sehr gesund, die Küste fischreich, das Meer selten in Bewegung, und der Ankergrund um der ganzen Insel herum sicher.

Die Holländer und Franzosen, die sich im Jahr 1638 darauf begegnet hatten, lebten daselbst ruhig, aber getrennt, als die Spanier, welche in einem offenbaren Kriege mit beyden Nationen befaßt waren, diese neuen Bewohner angriffen, sie schlugen, und zu

Gefangnen machten, und sich an ihrer Stelle niederließen. Der Sieger ward einer unnützen Besitzung, die ihm jährlich 100000 Thlr. kostete, gar bald überdrüssig. Er verließ sie im Jahr 1648, nachdem er alles zerstöhrt hatte, was er unmöglich mit fortschleppen konnte.

Diese Verheerung hielt beyden Nationen, die das Eiland einige Jahre vorher inne hatten, nicht ab, sobald es erlediget war, wieder dahin zu gehen. Sie wurden einig ihre gegenseitige Ruhe nie zu stöhren, und blieben einem Vertrage getreu, von welchem beyde Theile Vortheil hatten. Der Friede herrschte auf diesem Eilande ununterbrochen fort, bis im Jahr 1757. da die Franzosen durch einen englischen Kaper, mit Namen Cook, daraus verjagt wurden, aber nach dem Schluß des Krieges sind sie wieder dahin zurückgekehret.

Von ungefähr funfzig tausend Acker Land, welche die ganze Insel enthalten mag, besitzen die Franzosen etwa fünf und dreyßig tausend. Diese große Strecke könnte zehn tausend Menschen ernähren, die der Fortgang des Landbaues auch einmal dahin bringen wird, wenn die Härte der Europäischen Regierungen endlich die Freyheit von Amerika nach sich zieht. Im Jahr 1753 waren daselbst nur hundert und zwey Weiße und hundert fünf und achtzig Sklaven. Ihre Heerden bestunden aus 37 Pferden, 91 Ochsen und Kühen, 315 Schaafen, 458 Ziegen. Zu ihrem Unterhalte hatten sie 17,500 Paradiesfeigenbäume, 84 Quadrate Ignamen oder Kartoffeln, 82,000 Maniokgruben. Das Einkommen von 425,600 Fuß Baumwollenland war alles, was sie zum Handel lieferten.

Die

Die von Osten nach Westen gezogenen Scheidungslinie, die den Holländern einen geringern Antheil gegeben hat, hält sie dafür, durch den Besitz des einzigen auf dem Eilande befindlichen Hafen, und eines großen Teiches, der jährlich für zweymal hundert tausend Thaler Salz liefert, sattsam schadlos. Diese Republikaner haben überdem die Hülfe ihrer Zuckerpflanzungen, welche drey tausend Sklaven erfodern, deren Arbeit aber in den trocknen Jahren gänzlich verloren ist.

Beyde Pflanzstätte fangen an den Kaffee mit gutem Erfolg zu bauen. Vielleicht wird sie dieß Produkt einmal in einen gewissen Wohlstand versetzen, von dem die Franzosen heut zu Tage viel weiter entfernt sind als die Holländer.

Die Besitzungen der letztern auf dem großen Inselnmeere von Amerika zeigen bis dahin nichts, dem ersten Anblick nach wissenswerthes, oder wichtiges. Besitzungen, die kaum eine Ladung für vier bis fünf mäßige Schiffe liefern, scheinen gar keiner Aufmerksamkeit würdig. Auch würden sie in die tiefste Vergessenheit sinken, wenn einige dieser Inseln, die dem Landbau nach nichts sind, dem Handel nach nicht recht viel wären. Wir meynen St. Eustachius und Curazao.

Die Begierde, einen Schleichhandel mit dem Spanischen festen Lande anzulegen, war der Bewegungsgrund zur Eroberung von Curazao. Man sah gar bald eine große Menge Holländischer Fahrzeuge dahin kommen. Sie waren groß und wohl bewafnet, und führten überdem eine auserwählte Mannschaft,

deren Muth durch einen großen Vortheil angereizt wurde. Ein jeder hatte in der Ladung seinen verhältnißmäßigen Theil, den er entschlossen war, bis auf den letzten Blutstropfen, gegen die Küstenhüter zu vertheidigen.

Mit der Zeit veränderte sich die Art zu handeln ein wenig. Curazao ward selbst ein unermeßliches Vorrathshaus, wo die Spanier auf ihren Kähnen hinkamen, um ihr Gold, ihr Silber, ihre Wanillie, ihren Kakao, ihre Koschenilie, ihre Fieberrinde, ihre Häute, ihre Maulthiere, gegen Neger-Sklaven, Leinwand, seiden Waare, Ostindische Zeuge, Gewürze, Spitzen, Bänder, Queckſilber, Eisen- und Stahlarbeit zu vertauschen. Diese obwol beständige Reisen hinderten nicht, daß nicht eine Menge Holländischer Schaluppen von ihrer Insel in die Buchten der Küste hätten segeln sollen. Das war eine beständige Fortdauer von wechselseitigen Bedürfnissen, Beystand, Arbeiten und Reisen, die die größte Thätigkeit auf diesen Gewässern, unter Nationen, die im Handel wetteiferten und nach Reichthümern gierig waren, arbeitete. Es hat sich zwar dieser doppelte Verkehr durch die Registerschiffe, die an die Stelle der Gallionen gekommen sind, etwas gelegt; allein er wird wieder zu seiner ersten Lebhaftigkeit gelangen, und eine noch größre erhalten, sobald die Kriegsnoth die direkte Versorgung des Spanischen festen Landes verhindern wird.

Die Streitigkeiten des Londner und Versailler Hofes eröfnen immer eine neue Bahn für Curazao. Es versorgt alsdann die ganze südliche Küste von San-Domingo, und bekommt alle dortigen Produkte. Dieser

ser Handel wird sich weiter ausdehnen, so wie dieser Theil der französischen Kolonie den Fortgang gewinnen wird, dessen er fähig ist. Die französischen Schiffe aus den Windinseln begeben sich selbst, während der Feindseligkeiten, nach Curazao, Troz der Länge der Fahrt. Es macht, weil sie da alles zur Ausrüstung ihrer Schiffe nöthige finden; oft die Waaren der Spanischen Küste, und immer die Europäischen, die überall Liebhaber finden. Die Englischen Caper kreuzen dort selten.

Alles, was zu Curazao einkommt, bezahlt, ohne Unterschied, ein Procent Hafengeld. Die von Holland aus kommenden Waaren haben den Vorzug, daß sie nie mit einer höhern Taxe belegt werden. Diejenigen, die aus andern Europäischen Häfen kommen, müssen noch überdem neun Procent bezahlen. Der Kaffee muß dieselbe Auflage tragen, weil man den Surinamschen begünstigen will. Alle andern amerikanischen Waaren zahlen nur drey Procent, aber unter der Bedingung, daß sie gerade zu nach einer von den Rheden der Republik werden geschafft werden.

Die St. Eustachiusinsel war ehedem denselben Auflagen unterworfen als Curazao. Aber beym Anfange des letzten Krieges hat man sie davon befreyt. Diesen Vortheil hat sie der Nachbarschaft der Insel St. Thomas zu verdanken gehabt, deren Freyhafen eine große Menge Geschäfte an sich zog. Nach der jetzigen Verfassung besteht ihr Schleichhandel in Friedenszeiten größtentheils darinn, den Englischen Stockfisch gegen den Sirup und den Rhum der Französischen Eilande zu vertauschen.

Aber die Feindseligkeiten zwischen den beyden Höfen zu London und Versailles eröfnen ein weiteres Feld für St. Eustachius: es bereichert sich durch ihre Fehden. Während des letztern Krieges ist es die Niederlage fast aller Waaren der französischen Kolonien, und das allgemeine Vorrathshaus für alle ihre Bedürfnisse gewesen. Aber die Holländer allein waren nicht die Triebfedern dieser großen Bewegung. Die Engländer und Franzosen kamen in der Rhede dieses Eilandes zusammen, um unter dem Schutze seiner Neutralität dauerhafte Handlungsverbindungen anzulegen. Ein holländischer Paß, der ungefähr vier und zwanzig Dukaten kostete, deckte diesen Verkehr. Man theilte sie aus, ohne einmal zu fragen, wo derjenige her sey, der dergleichen verlangte. Aus dieser großen Freyheit entstunden Geschäfte sonder Zahl, und die ganz sonderbar angelegt waren. So hatte die Handlung das Mittel gefunden, die Zwietracht einzuschläfern oder zu hintergehen.

Indeß ist der Holländer, der eine gleiche Geschicklichkeit besitzt das Wohl oder das Wehe der andern zu seinem Nutzen zu wenden, in der neuen Welt nicht genöthiget, sich bloß an dem Einbringen eines erbettelten Handels zu begnügen. Die Republik besitzt auf dem festen Lande ein groß Gebiethe, das der Fluß Maroni von dem Französischen, und der Fluß Pumaron von dem Spanischen Guyana trennt; und sie baut es an. Es ist unter dem Namen Surinam dem ältesten und wichtigsten Ort der ganzen Kolonie bekannt.

VIII.

Besitzungen der Holländer zu Surinam, Berbice, und Essequebe.

Der Grund dazu ward im Jahr 1640 durch Franzosen gelegt. Ihre Thätigkeit führte sie damals unter verschiedene Himmelsstriche, und ihre Leichtsinnigkeit verhinderte sie, sich in keinem niederzulassen. Sie verließen Surinam wenig Jahre, nachdem sie da angelangt waren, und ihre Stelle ward durch die Engländer ersetzt. Diese Nation trieb dort ihre Arbeiten mit einigem Erfolg, als sie im Jahr 1667 durch die Holländer angegriffen ward, welche sie ohne große Mühe besiegten, weil sie sie in einem weitläuftigen Striche verbreitet fanden. Man schaffte sie einige Jahre nachher, zwölfe an der Zahl, nach Jamaika, und die Republik ward in dem Besitze der Kolonie durch Traktaten festgesetzt.

Ihre Unterthanen, bloß mit dem Handel beschäftiget, hatten niemals eine heftige Neigung zum Landbau gehabt. Surinam empfand eine Zeitlang die Folgen dieser ausschließenden Neigung seiner Besitzer. Endlich ließ die Gesellschaft, die das Land beherrschte, Holzungen abschlagen, vertheilte einen Theil des Bodens an die Einwohner, und versah sie mit Sklaven. Alle diejenigen, die diese Ländereyen besetzen wollten, erhielten das Eigenthum derselben, unter der Bedingung, daß er nach und nach von ihrem Einbringen den Preis, um welchen jede Besitzung war erkauft worden, bezahlen wollte. Sie erhielten sogar die Erlaubniß es an einen jeden zu veräußern, der

den noch zu bezahlenden Theil der Schuld übernähme.

Der gute Fortgang dieser ersten Pflanzungen veranlaßte die Anlegung von vielen andern. Nach und nach haben sie sich bis auf zwanzig Meilen weit von der Mündung des Surinam, und Kommewynaflusses, der sich in jenen ergießt, erstreckt. Man würde sie noch viel weiter getrieben haben, wenn man nicht durch die flüchtigen Negern aufgehalten worden wäre, die in unzugänglichen Wäldern, wo sie ihre Freyheit wieder gefunden haben, nicht aufhören, die Kolonie im Rücken unsicher zu machen.

Die Schwierigkeiten, die sich dieser Urbarmachung widersetzten, verlangten jenen außerordentlichen Muth, durch welchen man allem trotzt, jene Standhaftigkeit, durch die man alles überwindet. Die mehrsten der Ländereyen, die man bauen wollte, waren bey jeder Fluth mit vier bis fünf Fuß hoch Wasser bedeckt. Durch die vielen Graben, die man gezogen, und Schleusen, die man gebaut hat, ist endlich dieser Boden trocken gemacht worden, und die Holländer haben den Ruhm gehabt, den Ocean in der neuen Welt, so wie in der Alten, zu bändigen. Sie haben sogar gewußt, ihren Pflanzungen eine Reinlichkeit, die ihnen überall eigen ist, und Bequemlichkeiten zu verschaffen, die man nicht in den blühendesten Pflanzörtern der Engländer und Franzosen antrifft.

Ein Mittel, das die Arbeiten am mehrsten aufgemuntert hat, ist die erstaunliche Leichtigkeit, womit die Kolonisten Kapitalien haben bekommen kön-

können. Sie haben alles Geld, was sie nur brauchen konnten, zu sechs Procent bekommen, aber unter der ausdrücklichen Bedingung, daß die Pflanzungen eine Hypothek für den Verkäufer seyn, und daß sie ihm, bis er gänzlich bezahlt wäre, alle ihre Produkte, um den kurrent Preis in der Kolonie liefern sollten.

Vermittelst dieser Hülfe, sind an den Ufern des Surinam, oder nicht weit von diesem Flusse 425 Pflanzungen *) angelegt worden, welche im J. 1762 durch 84500 Neger-Sklaven, unter der Weisung von 4000 Weißen bebaut wurden. Man findet unter denselben französische Religionsflüchtlinge, Märische Brüder, und zumal Juden. Es ist vielleicht kein Reich auf Erden, wo diesem unglücklichen Volke so gut begegnet würde. Man hat ihm nicht nur die Freyheit gelassen, seinen Gottesdienst zu halten, Ländereyen eigenthümlich zu besitzen, selbst die Zwistigkeiten zu schlichten, die sich unter den Mitgliedern desselben erheben; es besitzt noch das allen Bürgern zuständige Recht, einen Antheil an der allgemeinen Verwaltung zu haben, und zu der Wahl der Obrigkeit seine Stimme zu geben. So ist der Fortgang des Handlungsgeistes beschaffen, daß er alle Vorurtheile von Nation und Religion vor dem allgemeinen Vortheil, der die Menschen unter sich verbinden soll, schweigen heißt. Was wollen auch diese eiteln Be-

*) Nach dem Verzeichniß und der Charte, die in Fermins Beschreibung von der Kolonie Surinam steht, befinden sich daselbst 581 Pflanzungen.

nennungen, Juden oder Lutheraner, Franzosen oder Holländer sagen? Elende Bewohner einer so mühsam zu bauenden Erde, seyd ihr nicht alle Menschen? Warum wollt ihr euch dann aus einer Welt heraustreiben, wo ihr nur einen Tag zu leben habt? Und was ist das noch für ein Leben, dessen Genuß ihr die rasende Grausamkeit habt, euch streitig zu machen? Haben nicht Himmel und Erde, und alle Elemente genug gegen euch gethan: ohne daß ihr noch zu allen den Plagen, womit euch die Natur umgiebt, den Mißbrauch der geringen Kräfte, die sie euch gab, um ihnen zu widerstehen, hinzufüget?

Paramaribo, der Hauptort der Kolonie Surinam, ist eine kleine angenehm belegene Stadt. Die Häuser sind daselbst schön und bequem, ob sie gleich nur von Holz, und mit Backsteinen, die aus Europa kommen, gebauet sind. Der fünf Meilen von der See liegende Hafen ist unverbesserlich. Er nimmt alle vom Hauptlande zur Abholung der Waaren aus der Kolonie kommende Fahrzeuge ein.

Der Flor dieser Besitzung machte, daß man im J. 1732 den Gedanken faßte, noch einen an dem Fluß Berbice, der sich neunzehn Meilen westwärts von Surinam ins Meer ergießt, anzulegen. Die Gegend um seiner Mündung war so morastig, daß man funfzehn Meilen hinauf fahren mußte, um Pflanzungen an den Ufern dieses Flusses anzulegen. Konnte sich ein Volk, das die See selbst bewohnbar gemacht hatte, durch dieß Hinderniß abhalten lassen? Eine neue Gesellschaft hatte den Ruhm neue Produkte auf einem aus dem Grunde des Wassers heraus ge-

riffenen

rissenen Boden zu schaffen, und der Pflugschaar trat da an die Stelle des Ruders.

Eine andere Gesellschaft hat hernach noch ein gleiches, mit gleichem Glücke, an dem Demerary und Essequebo, die sich in derselben Bay zwanzig Meilen weit von Berbice ergießen, und an den Pumaron versucht, der funfzehn Meilen von dem Essequebo und fünf und zwanzig von der großen Mündung des Oronoko liegt. Diese beyden letzten Besitzungen werden sich vielleicht zu eben dem Flore als Surinam erheben; aber gegenwärtig zählt man nur etwa zwölf hundert freye Menschen daselbst, welche acht und zwanzig bis dreyßig tausend Sklaven unter ihrer Gewalt haben.

IX.

Zustand des in diesen dreyen Pflanzörtern angelegten Landbaues.

Alle drey Besitzungen treiben gerade einerley Landbau. Sie erndten Baumwolle, Kakao und Zucker. Obgleich dieser letzte Artikel bey weitem der beträchtlichste ist, so entspricht er doch weder der Anzahl von Händen, die man dazu gebraucht, noch dem großen Fleiße, den man darauf verwendet. Dieses kommt unstreitig von dem gar zu morastigen Boden, der durch seine überflüssige Feuchtigkeit die Salze und nährende Säfte des Rohrs erstickt oder ableitet. Das geringe Einkommen, das man daraus zieht, hatte die Kolonisten bewogen, ihre Bemühungen auf ein ander Produkt zu wenden, als sich gegen Anfang

dieses Jahrhunderts der Kaffeebaum ihrem Fleiße darboth.

Dieser Baum, der aus Arabien stammt, wo die Natur für die Leibesnothdurft karg, für die Ueppigkeit aber verschwenderisch ist, war lange Zeit die Lieblingspflanze dieses glücklichen Landes. Die unnützen Bemühungen, die die Europäer anwendeten, um die Frucht desselben zum Keimen zu bringen, machte sie glauben, daß die Einwohner des Landes sie vor dem Verkaufe in kochend Wasser tauchten, oder in Oefen darren ließen. Man erkannte den Irrthum nicht eher, als bis man den Baum selbst nach Batavia und hernach nach Surinam gebracht hatte. Die Erfahrung bewies, daß es sich mit dem Kaffeebaum so verhielt, als mit vielen andern Pflanzen, deren Saamen nicht aufgeht, wenn er nicht ganz frisch in die Erde gethan wird.

Die Frucht desselben sieht einer Kirsche ähnlich. Sie hängt Traubenweise längst den Zweigen unter den Blättern hin, welche von eben dem grün sind als die Lorbeerblätter, aber etwas länger. Man sammlet sie ein, wenn sie dunkelroth aussieht, und bringt sie nach der Mühle.

Diese Mühle besteht aus zwey hölzernen mit eisern Blech beschlagenen Walzen, welche achtzehn Zoll in der Länge, und zehn bis zwölf im Durchmesser halten. Sie sind beweglich, und nähern sich durch die Bewegung, die man ihnen giebt, einem dritten unbeweglichen Stück Holz, das man die Kinnlade nennt. Ueber den Walzen liegt ein Rumpf, in welchen man den Kaffee thut, der dann

zwi-

zwischen den Walzen und der Kinnlade durchfällt, und sich auf die Art von seiner ersten Haut ablöset, wobey er sich in die zwey Hälften theilt, aus denen er besteht, wie man das aus der Gestalt des Kaffeekorns, der an der einen Seite platt, an der andern aber rund ist, gleich sehen kann. So wie er aus dieser Maschine kommt, fällt er in ein schiefhändendes messingenes Sieb, das die Haut durch seine Löcher fallen läßt, indeß die Frucht heraus in Körbe fällt, aus welchen sie in ein Gefäß voll Wasser getragen wird, wo sie eine Nacht weichen muß, und alsdenn wäscht man sie. Wenn mit dem ganzen Vorrathe so verfahren wird, und er recht getrocknet ist, so thut man den Kaffee wieder in eine Maschine, die man die Stampfmühle nennt. Das ist ein hölzerner Mühlstein, den ein Maulthier oder Pferd senkrecht um seine Axe herumtreibt. Indem er über den Kaffee fährt, so nimmt er das Fell davon, welches weiter nichts ist als ein Häutchen, das sich von dem Korne löset, so wie der Kaffee trocken ward. Ist dieß Fell herunter, so nimmt man ihn aus der Mühle, um in einer andern, die man Sichtmühle nennt, gesichtet zu werden. Diese Maschine, welche mit vier auf einer Achse stehenden Stücken Blech versehen ist, wird durch einen Sklaven stark gewegt, und der Wind, den diese Bleche machen, reinigt den Kaffe von allen damit vermischten Häutgen. Hernach wird er auf einen Tisch getragen, wo die Negern alle zerbrochenen Kaffeekörner und den Unrath, die sich noch etwa darinn befinden, herauslesen. Wenn dieß alles geschehen ist, dann läßt sich der Kaffee verkaufen.

Der

Der Baum, der diese Frucht trägt, kommt nur in solchen Gegenden fort, wo man von keinem Winter weiß. Die Liebhaber ziehen ihn an andern Orten nur in warmen Treibhäusern, indem sie ihn oft begießen, und bloß zur Augenlust.

Der Kaffeebaum wächst vorzüglich gern auf Hügel und Bergen, wo sein Stamm fast immer trocken steht, und der Kopf oft mit Regen benäßt wird. Am liebsten ist ihm die Nachmittagssonne, und er verlangt ein geackertes und rein gegätetes Land. Die Senker müssen zehn Fuß aus einander, und in zwölf bis funfzehn Zoll tiefen Gruben gelegt werden. Von Natur würde er zwanzig Schuh hoch werden, aber man leidet nicht, daß er höher als fünf wachse, damit man die Frucht bequem abnehmen könne. Wenn man die Bäume so abköpft, so breiten sie ihre Zweige so sehr aus, daß das ganze Land bedeckt ist.

Der Kaffeebaum blüht im Monath December, Januar, Februar, nach der Beschaffenheit der Witterung, und der regnigten Jahreszeit, und trägt im Monath Oktober und November Früchte. Gleich im dritten Jahre belohnt er schon den, der ihn zieht; allein erst im fünften trägt er ganz vollkommen. Außer den schlimmen Zufällen, die er mit andern Bäumen gemein hat, ist er noch überdem dem Aussterben ausgesetzt, theils durch den Stich eines Wurms, der sein Feind ist, und ihn am Stamme durchbohrt, theils durch Sonnenstiche, die ihm so schädlich sind, als den Menschen selbst. Seine Dauer hängt von der Beschaffenheit des Bodens ab, worauf er steht. Der Grund der Hügel, die damit besetzt sind, ist gemeiniglich Toff- oder

Kalk-

Kalkstein. Auf jenen stirbt er, wenn er erst einige Zeit matt gewesen ist; auf den andern geben seine Wurzeln, die selten ermangeln durch den Stein zu dringen und Nahrung zu schöpfen, dem Stamme Kraft, und erhalten ihn dreyßig Jahre beym Leben und beym Tragen.

Dieß ist ungefähr die Dauer einer Kaffeepflanzung. Nach dieser Zeit befindet sich der Eigenthümer ohne Bäume, und mit einem so ausgemergelten Boden, daß es unmöglich ist, das geringste darauf zu ziehen. Man möchte sagen, er hätte sein Vermögen auf verloren Kapital ausgethan, und zwar auf eine sehr eingeschränkte Zeit. Sein Schicksal ist so schlimm als möglich, wenn er auf einer engen und ganz besetzten Insel wohnt. Aber auf einem großen festen Lande kann er einen gänzlich erschöpften Boden mit einem unbesetzten und ganz frischen ersetzen, den er wieder urbar machen kann. Dieser Vortheil hat es eben gemacht, daß man im Holländischen Guyana so eine entsetzliche Menge Caffeepflanzungen angelegt hat.

Die einzige Kolonie Surinam hat im Jahr 1768, tausend Zentner Baumwolle, zwey tausend Zentner Kakao, vierzehn Millionen Pfund Kaffee, acht und zwanzig Millionen sechs mal hundert tausend Pfund Zucker gezogen. Siebenzig Schiffe haben diese Waaren in die Häfen des Hauptlandes gebracht. Man kann hier das Einbringen der andern Kolonien nicht mit eben der Genauigkeit bestimmen; allein man wird die Wahrheit nicht weit verfehlen, wenn man es auf den vierten Theil ansetzt. Es kann und muß noch beträchtlich steigen. Aller angefangner Bau wird

zuneh-

zunehmen, und vollkommner werden. Man wird vielleicht neuen versuchen, wenigstens wird man den Bau des Indigs wieder vornehmen, den man einiger unglücklichen Versuche wegen gar zu leichtlich aufgegeben hat.

Die Küste, die sechs und siebenzig Meilen lang ist, zeigt zwar nicht eine einzige Stelle, die urbar gemacht werden könnte. Das Land ist daselbst überall niedrig, und beständig unter Wasser. Aber die großen Flüsse, an welchen man angefangen hat sich niederzulassen, und davon der geringste dreyßig Meilen weit hinauf schiffbar ist, locken die Menschen an, sich an den Ufern derselben zu bereichern. Man findet so gar in den dazwischen liegenden Gegenden kleine Flüsse, auf welche Boote fahren können und die einen fruchtbaren Boden wässern. Die Himmelsluft ist das einzige Hinderniß zu einem großen Flor. Das Jahr ist in unaufhörlichen Regen, und in übermäßige Hitze abgetheilt. Man muß einer Menge eckelhaften Gewürmes eine Erndte abjagen, welche außerordentliche Mühe gekostet hat; und sich der Gefahr aussetzen, an einer schleichenden Wassersucht oder an Fiebern von allen Arten zu sterben.

Ohne Zweifel ist das die Ursache, die die größten Ländereyeigenthümer im holländischen Guyana bewogen hat, in Europa zu leben. Man sieht in der Kolonie fast nichts als die Verwalter dieser reichen Leute, oder diejenigen, denen ihr geringes Vermögen nicht erlaubt hat, die Sorge für ihre Pflanzung fremden Händen anzuvertrauen. Das, was solche Einwohner verbrauchen, kann eben nicht beträchtlich seyn.

Auch

Auch bringen die Seefahrer, die dahin reisen, um die Produkte der Kolonie zu holen, nur die Dinge mit, die zu den ersten Bedürfnissen nöthig sind, und selten und nur wenige Sachen für die Pracht. Und noch dazu sind die holländischen Kaufleute genöthigt den Profit aus den dahin gebrachten Waaren mit den Engländern im nördlichen Amerika zu theilen.

Diese Fremdlinge wurden anfänglich nur deswegen aufgenommen, weil man ihre Pferde nicht entbehren konnte. Da es gar zu schwer ist, dort welche zu ziehen, und auch vielleicht aus andern Ursachen, hat diese Erlaubniß fortgedauert. Die Pferde dienen dermaßen den Menschen zu Pässen, daß ein Schiff, welches nicht eine seiner Größe gemäße Anzahl mitbrächte, gewiß nicht in die Hafen der Kolonie gelassen würde. Aber wenn sie in der Fahrt sterben, so braucht man nur die Köpfe zu zeigen, so kann man die Erlaubniß erhalten, andere eßbare Waaren zu verkaufen, welche anjezt die englischen Schiffe statt der Pferde führen. Durch ein Gesetz ist es verbothen, ihnen etwas anders zur Bezahlung zu geben, als Sirup und abgezogene Zuckerwasser: aber man kehrt sich nicht viel daran. Die Engländer mit dem Rechte, das sie haben, sich alles anzumaßen, was sie nur wollen, bringen die kostbarsten Waaren der Kolonie heraus, und lassen sich noch Geld, oder Wechselbriefe auf Europa geben. So ist das Recht des Stärkern beschaffen, dessen sich die republikanischen Nationen nicht nur gegen die andern Nationen, sondern unter sich selbst bedienen. Die Engländer verfahren mit den Holländern, ungefähr wie die Athenienser

nienser mit den Einwohnern der Insel Melos. Von jeher, sagten jene den Meliern, hat der Schwächere dem Stärkeren nachgegeben; wir haben dieß Gesetz nicht gemacht; es ist so alt als die Welt, und wird auch eben so lange dauren. Dieser Grund, der den Ungerechten so gut ansteht, machte, daß nachher Athen von Lacedämon bezwungen, und durch die Römer zu Grunde gerichtet ward.

X.

Welchen Gefahren die holländischen Kolonien ausgesetzt sind.

Man ist über die Gefahren, denen das holländische Guyana ausgesetzt ist, nicht einig. Wir wollen suchen, richtige Begriffe über diesen wichtigen Punkt festzusetzen. Erstlich wäre ein Angriff von Seiten der Europäischen Mächte gar leicht. Ihre größten Schiffe können in den Fluß Pumaron kommen, dessen Mündung sieben bis acht Faden tief Wasser hat, welches auf vier oder fünf Meilen weit, bis vierzig Faden immer tiefer wird. Das kleine Kastel Neu-Seelandia, welches die Ufer desselben vertheidigt, könnte keine zwey Stunden ihrem Artilleriefeuer widerstehn. Die Einfahrt in dem Demerary, die achtzehn, zwanzig bis vier und zwanzig Faden tief Wasser hat, und auf eine Weite von vier Meilen immer funfzehn bis sechszehn behält, auch gänzlich wehrlos ist, wäre noch leichter. Die Mündung des Essequebo, die drey Meilen breit ist, steckt zwar voller kleiner Inseln und Untiefen; aber man findet

findet da, so wie in dem Strohme selbst, Pässe, die die größten Fahrzeuge nach einer zehn Meilen weit gelegnen und nur durch eine Redute vertheidigten Insel führen. Obgleich der eine Meile breite Fluß Berbice kaum die geringsten Schiffe einnimmt, so könnten diese doch eine hinreichende Macht fortschaffen, um das Fort Nassau und die am Ufer zerstreuten Wohnplätze zu bezwingen. Dieser ganze Theil des Holländischen Guyana ist kaum im Stande einem unternehmenden Seeräuber zu widerstehn. Es würde gezwungen seyn beym Anblick des schwächsten Geschwaders zu kapituliren.

Der östliche Theil, den seine Reichthümer mehrern Gefahren aussetzen, ist besser vertheidigt. Der Eingang des Flusses Surinam ist ziemlich beschwerlich wegen seiner Sandbänke. Indessen können doch Fahrzeuge, die nur zwanzig Fuß tief gehen, wenn das Meer hoch ist, hinein kommen. Zwey Meilen von der Mündung ergießt sich der Kommewyna in den Surinam. An diesem Zusammenfluß haben die Holländer ihre Werke angelegt. Eine Batterie liegt am Surinam, eine andre am linken Ufer des Kommewyna, und das Kastel Amsterdam am linken Ufer desselben. Diese Werke machen ein Dreyeck aus, dessen sich kreuzende Feuer den doppelten Zweck haben, zu verhindern, daß die Schiffe nicht den einen Fluß höher hinauf, oder in den andern hinein fahren mögen. Die Festung liegt mitten in einem kleinen Moraste, und man kann ihr nur durch einen engen Weg ankommen, wo die Artillerie alles Herannahn verwehret. Sie braucht nur eine Besatzung von acht bis

neun hundert Mann. Sie hat vier Bollwerke, einen Wall von Erde, einen breiten Wassergraben, einen guten bedeckten Weg, außerdem aber weder Pulvermagazin, noch bombenfreyes Gewölbe, noch irgend eine Art von Kasematten. Drey Meilen höher findet man an dem Surinam eine geschloßne Batterie, die den Hafen und die Stadt Paramaribo decken soll. Sie heißt das Fort Seelandia. Eine dergleichen Batterie, die man das Fort Sommeswelt nennt, deckt den Kommewyna in einer gleichen Entfernung. Die Kolonie hat zur Vertheidigung ihre Miliz und zwölfhundert regulirter Truppen, deren Sold die Einwohner und die Gesellschaft zu gleichen Theilen bezahlen.

Diese Macht wäre überflüssig, wenn man bloß gegen die Landeseingebohrnen Vorkehrungen zu treffen brauchte. Die geringe Anzahl dieser Wilden, die sich haben an Orten behaupten wollen, die den Holländern anstunden, sind ausgerottet worden. Die andern sind, so wie sie die Europäer näher auf sich zu kommen sahen, tiefer ins Land hineingerückt. Da leben sie ruhig in Hölzern, die ihre Freystatt und ein neu Vaterland für sie geworden sind.

Aber die Kolonie ist von Seiten der Neger nicht so ruhig. Wenn diese unglücklichen, nach ihrer Ankunft aus Afrika, zum Verkauf ausgestellt werden, läßt man sie einen nach dem andern auf einen Tisch steigen, wo ein von der Regierung besoldeter Wundarzt sie aufs genaueste untersucht. Seine Aussage bestimmt ihren Preis, der gemeiniglich drey Wochen nach dem Kauf gezahlt wird. Indessen bleiben dem

Käu-

Käufer immer vier und zwanzig Stunden, um sich zu bedenken, in wie fern ihm sein Kauf ansteht. Wenn ihm die Menschen, die er ausgesucht hat, nicht gefallen, so hat er das Recht sie ohne die geringsten Umstände, ohne die allerkleinste Schadloshaltung zurückzuschicken, wenn er nur nicht sein Zeichen darauf gebrannt hat. Das besteht in einer silbernen Platte, auf welchen die Anfangsbuchstaben seines Vor- und Zunamens geschnitten sind. Diese Platte wird heiß gemacht; und alsdenn dem Sklaven auf den Arm oder Brust gelegt, alwo es ein unauslöschliches Zeichen einbrennt. Man hat diese grausame Vorsorge erfunden, um Menschen zu unterscheiden, deren Gesichtsbildung für europäische Augen nicht kenntlich genug ist.

Nichts ist in den Holländischen Pflanzörtern seltner, als einen Sklaven zu sehen, der die Freyheit bekommt. Er kann nicht frey werden, er muß sich erst zum Christenthume bekehren; und um das Recht zu bekommen ihn taufen zu lassen, muß man einen Freyheitsbrief kaufen, der zwey hundert Gulden kostet. Außerdem muß man ihm auf sein Leben lang Unterhalt versichern, damit er niemals eine Last für die Gesellschaft werde, noch in die Versuchung gerathe, die nur schon zu große Anzahl der Feinde der Kolonie zu vermehren. Wenn man nun zu allen diesen Unkosten noch die Aufopferung des ursprünglichen Kaufpreises des Sklaven hinzufügt, so wird man leicht glauben, ohne einen Irrthum zu besorgen, daß das Freysprechen unter einer Nation, bey der der Durst nach Gold die Haupt, und vielleicht die einzige Leidenschaft ist, nicht gewöhnlich seyn kann.

Die Koloniſten ſind von ſolchen menſchlichen Handlungen ſo weit entfernt, daß ſie die Grauſamkeit viel weiter getrieben haben, als je auf den andern Eilanden geſchehen iſt. Die leichten Mittel, die die Schwarzen haben, in einem unermeßlichen Strich Landes davon zu laufen, iſt wahrſcheinlicher Weiſe die Urſache dieſer übertriebnen Barbarey. Bey dem geringſten Verdacht läßt ein Herr einen Sklaven in Gegenwart aller übrigen umbringen; aber doch ohne daß es die Weißen erfahren, die vor Gerichte gegen dieſen Eingriff in die Rechte der bürgerlichen Gewalt zeugen könnten. Das Hauptland, welches bey dieſer Abſcheulichkeit die Augen zudrückt, ſetzt ſich durch dieſe Konnivenz in Gefahr, eine nützliche Beſitzung zu verlieren. Man hat ſchon hundert mal dieſe Veränderung beſorgt. Aber nie iſt die Gefahr ſo groß und ſo nahe geweſen als im Jahr 1763.

Im Monath Februar beſagten Jahres brach eine Empörung aus, deren Beyſpiel und Folgen für ganz Amerika ſchrecklich werden konnte. Auf einmal ermorden drey und ſiebenzig Schwarze aus einer Pflanzung, zu Berbice, ihren Tyrannen, und laſſen den Ruf der Freyheit erſchallen. Dieſes Wort feuert Muth und Hoffnung in der Seele aller Sklaven an. Sie laufen, neun tauſend an der Zahl, zuſammen; ſie fallen in der erſten Wuth des Aufruhrs über alle Weiße her, die ſie antreffen, und zwingen ſie ſich mit dem Oberhaupt der Pflanzſtatt den Fluß hinunter auf ein Fahrzeug zu retten. Unterdeſſen kommen fünf hundert Mann von Surinam den Koloniſten zu Hülfe. Man verſucht zu landen; und befeſtiget ſich in einem gu-

ten Posten bis zur Ankunft der Truppen aus Europa.

Zum Glück für die Republik schickten die Engländer zu Barbados, denen der größte Theil der am Pumaron, Demerary und Essequebo angelegten Pflanzungen gehört, Zeit genug eine hinlängliche Macht, um die Sklaven an den drey Flüssen im Zaume zu halten. Zu noch größerm Glück schloß eben Surinam mit denen in den benachbarten Wäldern geflüchteten Negern einen Vertrag. Vielleicht weil sie nichts von einer Gährung, die ihnen so viel Vortheil schaffen konnte, wußten, gehen sie die Bedingung ein, keinen Flüchtling von ihren Landesleuten mehr aufzunehmen. Dieser Vertrag benimmt den Rebellen ihre größte Hoffnung: und durch diesen Zusammenfluß von unerwarteten Umständen lassen sie sich bewegen, die Fesseln wieder aufzunehmen. Der größte Theil hatte kein Gewehr, und sie hielten sich also für glücklich, daß sie nur Bedingungen mit ihren Herren eingehen konnten. Indeß haben sie doch bewiesen, daß sie im Grunde der Seele die unzerstöhrliche Triebfeder fühlten, die sich gegen die Unterdrückung erhebt. Die Ruhe ist im Holländischen Guyana, so wie in allen Ländern, wo der Aufruhr ausgebrochen war, nur anscheinend. Der Keim der Revolution liegt und reift im Stillen in den Wäldern von Auka und Samaka. *)

*) Das, was unser Verfasser hier sagt, ist vollkommen wahr; und der Ausgang hat es bestätigt. Im J. 1772

Diese mit allen Sklaven, die sich durch die Flucht dem Joche des geizigen Holländers haben entziehen können, bevölkerten Wüsteneyen, haben in ihrem Schooße allmählig eine Art von Staat entstehen sehen, der aus funfzehn bis sechszehn tausend Menschen besteht, und in verschiedene Dorfschaften getheilt ist, deren jede sich ein Oberhaupt wählt. Diese herumstreifenden Völkerschaften fallen unvermuthet, bald über eine, bald über die andre Gränze der Kolonie her, um Lebensmittel zu plündern, und die Habseligkeiten ihrer ehmaligen Tyrannen zu verwüsten. Umsonst

---

1772 brach zu Surinam eine höchst schreckliche und gefährliche Empörung aus. Die Einwohner wußten sich wegen ihrer geringen Anzahl, wegen ihrer unmenschlichen Aufführung gegen ihre Sklaven und dem daraus entspringenden Mistrauen, weswegen sie sich nicht noch mehr schwächen und gegen die Empörten ziehen durften, und wegen der noch nie erlebten Klugheit in den Anstalten der Negern wider sie, gar nicht mehr zu helfen. Denn die Negern hatten sich wissen Doppelhaken und Schiffstücke samt einem guten Vorrath von Pulver und Bley, womit sie recht gut umzugehen wußten, zu verschaffen. Es mußten Truppen aus Holland dahin, und die haben auch in der That dem Uebel vor jetzt ein Ende gemacht. Allein die Neger sind nur tiefer in den Wald hinein getrieben worden, wo sie sich vermehren, und dann mit gedoppelter Wuth auf ihre Unterdrücker fallen werden. In der That, die Unmenschlichkeit der Sklaverey überhaupt, und zumal der Negerstlaverey, ist zu groß, als daß jeder Menschenfreund nicht wünschen sollte, wo die Nationen Europas nicht dem Beyspiele der Pensylvanier folgen, daß der Zeitpunkt der Befreyung der Neger selbst auf Kosten ihres Bluts bald erfolgen möge.

sonst sind die Truppen in beständiger Bewegung, um einen so gefährlichen Feind im Zaum zu halten oder zu überfallen. Geheime Warnungen schützen ihn vor allen Fallstricken, und machen, daß er seine Streifereyen immer auf die wehrlosen Oerter richtet. Verträge und Bündnisse können gegen seine Unternehmungen keine Sicherheit verschaffen. Es ist mir, als wenn ich jenes sklavische Volk aus Egypten sähe, das in die Wüsteneyen Arabiens geflüchtet war, vierzig Jahr lang darinn herumirrte, sich an allen benachbarten Völkern rieb, sie ein nach dem andern beunruhigte und angriff; und durch leichte und häufige Streifereyen den Grund zur Eroberung von Palästina legte. Wenn die Natur zufälliger Weise eine große Seele in ein Rabenschwarzes Haupt, einen starken Geist unter der Wolle eines Negers legt; wenn irgend ein Europäer nach dem Ruhme trachtet, der Rächer der seit zwey hundert Jahren unterdrückter Völker zu werden; wenn nur ein Missionar zu rechter Zeit die beständige und immer wachsende Macht der Einbildung gegen die veränderliche und vergängliche Macht der Gewalt zu gebrauchen weiß; wenn — Muß also die Barbarey unsrer Europäischen Policey, Blut und Verwüstungswünsche, dem gerechten und menschlich gesinnten Manne einflößen, der auf die Mittel sinnt, die Ruhe und das Glück aller Menschen zu versichern!

XI.

Was für Bewegungsgründe die Republik Holland antreiben müssen, sich den Besitz ihrer Pflanzörter zu sichern, und die Produkte derselben zu vermehren.

Aber es kommt Republikanern zu, die die Last der Sklaverey auf den Nacken der Negern schwer gemacht haben, durch ihre Weisheit und Mäßigung einen allgemeinen Umsturz zu verhüthen, dessen erste Schlachtopfer sie selbst seyn würden. Holland hat schon große Fehler begangen. Es hat auf seine Besitzungen in Amerika nicht die Aufmerksamkeit verwendet, die sie verdienten; obgleich die Wunden, die Schlag auf Schlag ihrem Glücke beygebracht wurden, wohl fähig waren, ihm die Augen zu öffnen. Wenn es der Wirbel seines Flors nicht geblendet hätte, so müßte es in dem Verlust von Brasilien die ersten Quellen seines Verfalls erblickt haben. Als der Republik diese Besitzung geraubt wurde, die in ihren Händen die erste Kolonie der Welt werden konnte, und die Fehler, oder die unbeträchtliche Größe ihres Gebiets in Europa decken mußte, sah sie sich genöthigt, weiter nichts zu seyn, als was sie vor der Eroberung gewesen war, nämlich, der Faktor der übrigen Nationen. Damals entstund in der Masse ihrer wirklichen Reichthümer eine Lücke, deren Stelle durch nichts nachhero ersetzt worden ist.

Die Folgen der Schiffarthsakte, welche England abfaßte, waren für Holland nicht minder nachheilig. Von der Zeit an hörte dieß Eiland auf, dem Handel der Republik zinsbar zu seyn, ward

ihre Mitbuhlerinn; und erhielt gar bald ein entscheidendes Uebergewicht über sie, in Afrika, Asien und Amerika.

Hätten alle andere Nationen die englische Staatsklugheit angenommen, so war Holland seinem Untergange nah. Zum Glück für diesen Staat, kannten oder wünschten die Könige nicht genugsam das Wohl ihrer Unterthanen. So wie indeß das Licht in die Gemüther gedrungen ist, so hat jeder Staat versucht, den für ihn schicklichen Handel zu unternehmen. Mit jedem Schritte, den man in dieser Bahn gethan hat, ist den Holländern etwas abgegangen. Der gegenwärtige Gang der Dinge läßt glauben, daß über lang oder kurz jedes Volk ein der Beschaffenheit seines Gebieths und der Gränzen seines Fleißes angemessenes Seewesen haben wird. In diesem Zeitpunkte, nach welchem alles das Schicksal der Nationen hinzureißen scheint, wird der Holländer, der seinen Reichthum eben so sehr durch die Trägheit und Unwissenheit seiner Nachbarn, als durch seine Sparsamkeit und Erfahrung erworben hat, zu seiner natürlichen Armuth gebracht werden.

Es steht freylich nicht in der Macht der menschlichen Vorsicht, diese Veränderung zu verhüthen: allein man mußte sie nicht beschleunigen, wie es die Republik dadurch gethan hat, daß sie suchte eine Hauptrolle in den Unruhen, durch die Europa so oft ist geplagt worden, zu spielen. Die habsüchtige Staatsklugheit unsers Jahrhunderts hätte ihr die Kriege verziehen, die sie zum Beßten ihres Handels angefangen oder geführt hat. Aber wer könnte die

billigen, worinn sie ihr unmäßiger Ehrgeiz und ungegründete Besorgniß verwickelt hat? Sie hat müssen zu übermäßigen Aufborgen ihre Zuflucht nehmen. Wenn man die, von den Generalstaaten, von jeder der Provinzen, und von den Städten gemachte Schulden, welche alle, eine so wol als die andern Staatsschulden sind, zusammen nimmt, so wird man finden, daß sie sich auf tausend Millionen Gulden belaufen, deren, obschon auf drittehalb Procent herabgesetzte Zinsen, die Masse der Auflagen unerhört vergrößert hat.

Andere mögen untersuchen, ob diese Auflagen vernünftig angelegt worden sind, ob sie mit der gehörigen Sparsamkeit erhoben werden. Es ist genug, hier zu bemerken, daß ihre Wirkung darinn bestanden hat, die Waaren, die zur höchsten Nothdurft gehören, und folglich den Tagelohn dermaßen zu vertheuren, daß der Nationalfleiß dadurch den härtesten Stoß erlitten hat. Die Wollen, Seiden, Gold und Silbermanufakturen, und eine Menge anderer sind gefallen, nachdem sie lange gegen den Fortgang der Auflagen und der Theurung gekämpft haben. Wenn der Frühling zu gleicher Zeit hohe Fluthen und das Schmelzen des Schnees mitbringt, so muß ein Land durch das Austreten der Flüsse überschwemmt werden. So bald die Menge der Auflagen macht, daß der Preis der Lebensmittel steigt, so läuft der Arbeiter, der das, was er braucht, theurer bezahlen muß, ohne mehr Lohn zu verdienen, aus den Werkstätten und Fabriken. Holland hat aus dem Schiffbruch seiner Manufakturen nur die gerettet, die keine Mit-

wer-

werbung von Seiten anderer Nationen zu befürchten hatten.

Der Ackerbau der Republik, wenn es erlaubt ist die Heeringsfischerey mit diesem Namen zu belegen, hat nicht weniger gelitten. Diese Fischerey, die man lange Zeit hindurch die Goldgrube des Staats nannte, wegen der Menge Menschen, die sich davon nähreten, ja Vermögen dadurch erwarben, hat nicht nur um die Hälfte abgenommen; sondern der Profit aus derselben, so wie aus dem Wallfischfang, ist nach und nach auf nichts herab gesunken. Auch schießen diejenigen, die noch diese beyden Arten von Fischereyen treiben, ihre Kapitalien dazu nicht in Gelde zusammen. Es tritt niemand dazu in Gesellschaft, als Handelsleute, die die Schiffe, das Thauwerk, die Geräthschaft und den Proviant hergeben. Der Profit besteht fast nur in dem Verkaufe dieser Waaren, für welche sie das Einbringen der Fischerey bezahlt macht, die selten mehr abwirft, als die Ausrüstungskosten. Die Unmöglichkeit, in der sich Holland befindet, einen einträglichern Gebrauch von seinen zahlreichen Kapitalien zu machen, hat noch allein die Ueberbleibsel dieser ersten Quelle des allgemeinen Flors gerettet.

Die ungeheuren Abgaben, wodurch die Manufakturen der Republik zerstöhrt, und der Profit aus ihren Fischereyen auf so etwas geringes herab gesetzt worden sind, hat auch ihrem Seewesen viel engere Schranken gesetzt. Die Holländer bekommen alle Materialien zu ihrem Schiffbau aus der ersten Hand. Sie befahren das Meer selten auf ihrem bloßen Ballast.

last. Sie leben mit außerordentlicher Mäßigkeit. Die Leichtigkeit, womit sich ihre Schiffe regieren lassen, erlaubt ihnen nicht viel Mannschaft darauf zu nehmen; und diese immer vortreffliche Mannschaft wird wohlfeil zusammen gebracht, wegen der großen Menge Matrosen, die in einem Lande leben, wo alles Meer oder Ufer ist. Ohnerachtet so vieler Vortheile, zu denen noch der geringe Zins für das Geld kommt, haben sie sich doch genöthigt gesehen, die Fracht in Europa mit den Schweden, den Dänen, und zumal den Hamburgern zu theilen, bey welchen alle Triebfedern der Schiffarth nicht mit solchen Lasten belegt sind.

Die Commissionen haben zugleich mit der Fracht, aus der sie entspringen, in den vereinigten Niederlanden abgenommen. Da Holland eine große Niederlage geworden war, so wurden die Waaren von allen Seiten dahin geschickt, als auf einen Markt, wo man sie am geschwindesten, sichersten und vortheilhaftesten los werden konnte. Die fremden Kaufleute ließen sich oft auf eigne Rechnung dahin schaffen, um so mehr, da sie einen wohlfeilen Kredit da fanden, bis zu den zwey Drittheilen, oder drey Viertheilen des Werthes der dahin gesandten Waaren. Dieses Verfahren brachte den Holländern den doppelten Vortheil zuwege, ihre Kapitalien ohne Gefahr anzubringen, und Commissionen zu bekommen. Die Profite des Handels waren damals so beträchtlich, daß sie diese Kosten wohl abwerfen konnten. Anjetzt ist aber der Verdienst so eingeschränkt, seitdem mehrere Einsichten die Mitwerbung so vermehrt haben, daß der

Ver-

Verkäufer dem Käufer alles ohne Dazwischenkunft irgend eines Mittelmannes zuschicken muß. Und wenn es ja in gewissen Fällen nöthig befunden wird, sich eines solchen zu bedienen, so wird man lieber unter gleichen Umständen sich nach Hamburg wenden, wo die Waaren nur ein Procent für die Ein- und Ausfuhr bezahlen, als nach Holland, wo sie fünf Procent zahlen müssen.

Die Republik hat auch den Assekurationshandel, den sie ehedem, so zu sagen, ausschlußweise trieb, sich aus der Hand reißen sehen. In ihren Hafen ließen ehedem alle Gegenden Europas ihre Ladungen, zum großen Vortheile der Assekuranten, versichern; denn indem diese ihr Risko theilten und vervielfältigten, ermangelten sie selten sich zu bereichern. Nachdem der Untersuchungsgeist in alle Dinge, in die philosophischen sowol als ökonomischen, eingedrungen ist, so hat man überall den Vortheil dieser Spekulation eingesehn. Der Gebrauch derselben ist allgemein geworden: und was die andern Völker hierinn gewonnen haben, das hat Holland nothwendig verloren.

Aus diesen Betrachtungen folgt, daß alle Handlungszweige der Republik ungeheure Abnahmen erlitten haben. Vielleicht wären sie sogar zu Grunde gegangen, wenn die Masse ihres baaren Geldes, und ihre außerordentliche Spahrsamkeit, sie nicht in den Stand gesetzt hätten, sich mit einem Profit von drey Procent zu begnügen, worauf unsrer Meynung nach das Einbringen ihrer Handlungsgeschäfte angesetzt werden muß. Eine so große Lücke ist durch das Anlegen

der Kapitalien der Holländer auf Zinsen nach England, nach Frankreich, nach Oesterreich, nach Sachsen, nach Dännemark, ja sogar nach Rußland, welches man auf acht hundert Millionen Gulden ansetzen kann, ausgefüllt worden.

Der Staat verboth ehemals diesen Handlungszweig, der anjetzt der wichtigste geworden ist. Wenn das Gesetz wäre beobachtet worden, so wären die Kapitalien, die man den Fremden geliehen hat, unbenützt im Lande liegen geblieben; weil die Handlung die Kapitalien, die sie brauchen kann, in so großer Menge findet, daß man nur das geringste hinzufügen dürfte, so würde sie, statt vortheilhaft zu seyn, wegen der übermäßigen Mitwerbung nachtheilig werden. Der große Ueberfluß des Geldes würde schon damals die vereinigten Niederlande auf den Punkt erhoben haben, wo übermäßige Reichthümer die Armuth nach sich ziehen. Ein unzähliger Haufe Kapitalisten hätte mitten unter ihren Schätzen nichts zu leben gehabt.

Der entgegengesetzte Gebrauch ist die größte Hülfe der Republik geworden. Ihr den benachbarten Nationen geliehenes baares Geld hat ihr alle Jahre durch die daraus entspringenden Zinsen eine vortheilhafte Balanz verschafft. Die Schuld ist immer noch in vollem Bestande, und bringt immer einerley Zinsen ein.

Wir werden nicht die Keckheit haben zu berechnen, wie lange die Holländer eine so angenehme Verfassung noch genießen werden. Der Augenschein berechtiget uns nur zu sagen, daß die Regierungen, die zum Unglück der Völker das abscheuliche System des

Bor-

Borgens angenommen haben, ihm über lang oder kurz entsagen müssen, und daß der Misbrauch, den sie damit getrieben, sie wahrscheinlich zwingen wird, bankerott zu machen. Alsdenn wird die große Hülfe der Republik in ihrem Ackerbaue bestehn.

Dieser Ackerbau kann zwar in den Gegenden von Breda, Herzogenbusch, Zütphen und Geldern weiter getrieben werden als gegenwärtig, allein er kann doch niemals recht beträchtlich werden. Das Gebieth der vereinigten Niederlande ist so eingeschränkt, daß ein Sultan fast Recht hatte zu sagen, indem er die Wuth, womit die Spanier und Holländer darum fochten, betrachtete, daß, wenn es seine gehörte, er es durch seine Schanzgräber in das Meer werfen lassen würde. Der Boden taugt nur für die Fische, die vor den Holländern drauf waren. Man hat mit so viel Nachdruck als Wahrheit gesagt, alle vier Elemente wären daselbst erst noch aus dem Groben gearbeitet. Niemals könnten seine Produkte die zwey Millionen Menschen ernähren, die seine Bewohner anjetzt ausmachen. Also kann die Republik ihre Erhaltung nicht von ihren Europäischen Besitzungen erwarten, sie ist besser berechtiget, sie von den Amerikanischen zu verlangen.

Die Gegenden, die der Staat in jener Halbkugel erworben hat, stehen alle unter dem Joche ausschließender Privilegien. Ihre Inseln und ihre Faktoreyen in Afrika hängen von der Westindischen Gesellschaft ab, die seit dem Verlust von Brasilien in einen so entsetzlichen Verfall gerathen ist, daß ihre Ak-

tien

tien sich nur ungefähr um vierzig Procent ihres ursprünglichen Werthes verkaufen lassen.

Surinam, welches einige Kaper aus Seeland erobert hatten, ward durch die Staaten dieser Provinz an die Westindische Gesellschaft abgetreten, welche, den Kopf noch voll von ihrer alten Größe, ein so weitläuftiges Gebieth ohne Bedenken annahm. Nach ernsthafter Ueberlegung sah sie wohl ein, daß die nothwendigen Unkosten, um es urbar zu machen, ihre gesunkenen Kräfte überstieg. Sie überließ einen Drittheil ihrer Rechte an die Stadt Amsterdam, und noch ein Drittheil an einen reichen Privatmann, Namens van Aarßen. Die beyden andern Kolonien auf dem festen Lande sind ebenwol den Gesellschaften unterworfen, die sie errichtet haben.

Keine von allen diesen Gesellschaften hat ein einziges Schiff, oder treibt den geringsten Handel. Die Schiffahrt nach den Amerikanischen Besitzungen steht allen Holländern ohne Unterschied offen; aber unter der bizarren und tyrannischen Bedingung, daß alle Schiffe nach Surinam und Berbice von Amsterdam, die nach Essequebo von Seeland aus abgehen werden, und daß die Schiffe in die Häfen wieder einlaufen sollen, aus denen sie abgeschickt worden sind. Die Verrichtungen der Gesellschaften bestehn darinn, das ihren Privilegien unterworfene Gebieth zu regieren und zu vertheidigen. Um sie in den Stand zu setzen, die Kosten hiezu zu bestreiten, so hat sie die Republik berechtigt verschiedene Arten von Auflagen festzusetzen.

Alle

Alle in die Kolonie ankommenden Waaren, alles, was herausgeht, bezahlt große Auflagen. Man treibt noch größre für die dahin kommende Sklaven ein. Die Negern müssen eine Kopfsteuer vom dritten Jahre an bezahlen; und die Weißen auch. Nur die Fremden sind von dieser schimpflichen Abgabe befreyt; und man wird zehn Jahre lang für fremd angesehen. Ein Stück Land verändert niemals seinen Herrn, ohne daß es dem Käufer und Verkäufer eine ziemlich starke Summe koste. Jeder Handwerksmann, er mag ein Gewerbe treiben, was für eins er will, muß seinen Verdienst eidlich angeben; und nach dem Profite wird ihm auferlegt, wie viel er zahlen muß. Was die öffentlichen Ausgaben von einem Einkommen übrig lassen, das die Schwachheit oder Bestechung der Generalstaaten zu hoch hat aufsteigen lassen, wird unter die Interessenten der verschiedenen Gesellschaften vertheilt.

Alle erleuchtete Regierungen haben Nachtheil darinn erblickt, ihre amerikanischen Besitzungen in den Händen der ausschließenden Gesellschaften zu lassen, deren Privatinteresse nicht immer mit dem allgemeinen übereinkommt. Sie haben geglaubt, daß ihre Unterthanen in der neuen Welt, sowol als in der alten, das Recht hätten, von keiner als von der Gewalt der allgemeinen Gesetze abzuhängen. Sie haben geglaubt, daß ihre Kolonien einen schleunigern Fortgang haben würden, wenn sie anstatt eines mittelbaren Schutzes den unmittelbaren Schutz des Staats genössen. Der Erfolg hat in verschiedenem Maaße die Richtigkeit dieser Gedanken bewiesen. Holland allein hat ein so na-

türliches und so vernünftiges System nicht angenommen, obgleich alle Umstände sich vereinigten ihm dasselbe nöthiger zu machen als allen andern Völkern.

Die dortigen Besitzungen dieses Staats sind gegen die Feinde, die Ehrgeiz oder Rache wider ihn erregen könnten, wehrlos. Die himmelschreyende Unmenschlichkeit, womit die Sklaven behandelt werden, droht eine Empörung. Ein Theil der Waaren, die alle dem Hauptlande zufließen sollten, geht täglich in die ausländischen Pflanzörter des nördlichen Amerikas. Die geringe Neigung, die eine bloß handelnde Nation von Natur gegen den Landbau hat, wird noch durch die, von der darinn eingeführten Verwaltung, unzertrennliche Misbräuche bestärkt. Die Mittel, dort eine neue Einrichtung der Dinge zu schaffen, sind über die Gewalt, den Schutz und die Thätigkeit einer besondern Gesellschaft erhaben. Die Veränderung kann nur durch die unmittelbare Bemühungen der Regierung hervorgebracht werden.

Ergreift die Republik die Parthey, die ihr ihr wichtigstes Interesse vorschreibt, so wird sie aufhören zur einzigen Grundlage ihres Daseyns einen erbettelten Fleiß zu haben, davon ihr täglich einige Zweige abgehen, und den sie über lang oder kurz gänzlich verlieren wird. Ihre Kolonien besitzen alle Vortheile, die ein handelndes und Landbau treibendes Volk nur wünschen kann, und sie werden ihre Produkte liefern, deren Ganzes Einbringen und Eigenthum seyn wird. Alsdenn wird sie eine Land besitzende Macht werden, und dadurch auf allen Märkten die Mitwerberinn der

Na-

Nationen werden, deren Waaren sie bis dahin bloß verfuhr. Holland wird aufhören ein bloßer Kramladen zu seyn; es wird ein Staat werden. Es wird in Amerika den Bestand finden, den ihm Europa nicht geben kann. Laßt uns sehn, ob Dännemark, die einzige nordische Macht, die ihren Handel und ihre Macht bis in die neue Welt verbreitet hat, gegründete Hoffnung zu einer Erweiterung derselben fassen kann.

XII.

Besitzungen der Dänen zu St. Thomas, St. Johannes und St. Crux.

Dännemark und Norwegen, die anjetzt unter einem Herrn stehen, machten im achten Jahrhunderte zwey verschiedne Reiche aus. Indes sich das eine durch die Eroberung von England hervorthat, besetzte das andere die Orkaden, die Feroeinseln und Island mit Menschen. Seine thätigen Bewohner, von der Unruhe angetrieben, die ihre Vorfahren, die Skandinavier beständig beseelt hatte, ließen sich sogar in Grönland, welches man guten Grund hat mit dem amerikanischen festen Lande für zusammenhängend zu halten, im neunten Jahrhundert nieder. Man glaubt sogar, durch die über die nordischen Denkmähler verbreitete Finsterniß hindurch zu erblicken, daß diese kühnen Seefahrer, im eilften Jahrhundert schon, ihre Reisen bis an den Küsten von Neufowndland und von Labrador getrieben, und einige Menschen daselbst gelassen haben. Es ist also wahrscheinlich, daß die Norweger dem Christoph Colombo den Ruhm streitig

machen können, die neue Welt entdeckt zu haben, aber sie waren dort, ohne es zu wissen.

Die Kriege, die Norwegen aushalten mußte, bis es mit Dännemark vereinigt ward, die Hindernisse, die die Regierung seinen Seereisen entgegen stellte, die Vergessenheit und Unthätigkeit, worinn diese kühne Nation verfiel, machte, daß sie zugleich mit ihren Grönländischen Kolonien die Besitzungen oder den Verkehr, den sie in Amerika haben mochte, verlohr.

Der Genuesische Seefahrer hatte schon, seit länger als einem Jahrhundert, den Anfang zur Eroberung dieser Gegend für Spanien gemacht, als die damals nur ein Volk ausmachenden Dänen und Norweger die Augen auf die andere Halbkugel richteten, der sie näher lagen als alle Völker, die sich derselben bemächtigt hatten. Aber da sie durch den kürzesten Weg dahin gelangen wollten, so schickten sie im J. 1619 den Hauptmann Munk, um eine Nordwestliche Durchfarth im stillen Meere zu suchen. Seine Bemühungen liefen eben so fruchtlos ab, als die so vieler anderer Seefahrer, seiner Vorgänger und seiner Nachfolger.

Es läßt sich glauben, daß die Fruchtlosigkeit eines ersten Versuchs Dännemark nicht abgeschreckt haben würde. Wahrscheinlicher Weise hätte es mehr Schiffe nach Amerika abgeschickt, bis es ihm gelungen wäre, dort einträgliche Besitzungen anzulegen. Wenn es diese entfernten Gegenden aus den Augen ließ, so geschah es, weil es durch die Kriege in Europa, worein es seine Unvorsichtigkeit verleitete, und

die

die ihm seine außerordentliche Schwäche zuzog, dazu gezwungen ward. Die Unfälle, die es Schlag auf Schlag erlitt, gruben ihm einen Abgrund, woraus es sich nimmermehr erhoben hätte, wenn ihm nicht der Beystand Hollands und die Standhaftigkeit der Kopenhagner Bürgerschaft, im J. 1660 einen minder demüthigenden und minder verderblichen Frieden verschafft hätte, als er zu fürchten Ursach hatte.

Die Regierung wandte die ersten Augenblicke der Ruhe dazu an, ihre Wunden zu untersuchen. Gleich allen Gothischen Regierungen, war sie unter ein gewähltes Oberhaupt, die Großen des Reichs, oder den Senat und die Stände getheilt. Der König hatte kein ander Recht als im Senat den Vorsitz zu führen, und die Armee zu kommandiren. Der Senat regierte in dem Zeitraume zwischen den Reichstägen. Letztere bestunden aus der Klerisey, dem Adel und dem Bürgerstande und entschieden alle große Angelegenheiten.

Ob diese Staatsverfassung gleich das Bild der Freyheit darstellt, so war doch Dännemark nichts weniger als frey. Die Klerisey hatte seit der Reformation allen ihren Einfluß verloren. Die Bürger hatten noch nicht Reichthümer genug erworben, um Ansehn zu haben. Diese beyden Stände wurden durch den Adel, der noch immer von dem feudalschen Geiste, welcher alles auf die Gewalt zurückbringt, voll war, zu Boden gedrückt. Die kritische Lage, worinn man sich befand, flößte diesem Korps weder die Billigkeit noch die Mäßigung, die es nöthig hatte, ein. Seine Weigerung, nach Verhältniß des Vermögens seinen

Antheil der öffentlichen Lasten zu tragen, erbitterte die andern Glieder des Staats. In ihrem Verdruß übertrugen sie dem Monarchen eine willkührliche gränzenlose Gewalt, und diejenigen, die sie zu dieser verzweifelten That getrieben, sahen sich gezwungen, einem so schrecklichen Beyspiele zu folgen.

In dem Zeitpunkte der unbedachtsamsten und sonderbarsten Staatsveränderung, unter allen, die man in der Geschichte aller Völker findet, verfielen die Dänen in eine Art von Ohnmacht. Auf die großen Bewegungen, welche dann immer entstehen, wenn wichtige Rechte im Streite sind, folgte die falsche Ruhe der Sklaverey. Ein Volk, das sich verschiedene Jahrhunderte hindurch auf dem Schauplatz hervorgethan hatte, stellte nun gar nichts mehr auf demselben vor. Es erhob sich aus dem Nichts, worein es der Despotismus versenkt hat, nicht weiter, als daß es im J. 1671 eine kleine Insel in Amerika, die unter dem Namen der St. Thomasinsel bekannt ist, besetzte.

Diese zu äußerst nach Westen hinliegende Insel der Antillen war ganz öde, als die Dänen es unternahmen, sich da fest zu setzen. Die Engländer legten ihnen anfänglich Hindernisse in den Weg, unter dem Vorwande, daß einige Landstreicher aus ihren Mitteln ehedem angefangen hätten, Ländereyen daselbst urbar zu machen. Das Brittische Ministerium that diesen Druckungen Einhalt, und die Kolonie legte nach und nach die Zuckerpflanzungen an, die ein sandiges Erdreich, das nur fünf Meilen lang und etwa drittehalb breit war, gestattete.

Mit

Mit so einem schwachen Ackerbau wäre St. Thomas nie bekannt worden. Allein das Meer hat dort einen vortrefflichen Hafen angelegt, der funfzig Schiffe bergen kann. Ein so kostbarer Vortheil machte, daß ihn die englischen und französischen Elibustiers besuchten, die den Preis ihres Raubes den Abgaben entziehen wollten, welche man in den Besitzungen ihrer Nationen von ihnen verlangte. Die Seeräuber, die ihre Prisen zu weit unten erobert hatten, um sie nach den Windinseln zu schaffen, giengen nach St. Thomas, und verkauften sie da. Dieß war die Freystatt aller Kauffartheyschiffe, welche hier einen neutralen Hafen fanden, wenn man sie in Kriegeszeiten verfolgte. Es war die Niederlage für allen Umsatz, den die benachbarten Völker anderswo, weder so leicht noch so sicher hätten verrichten können. Von da aus spedirte man täglich reich beladene Boote zu einem verbothenen Handel mit den spanischen Küsten, von woher man viele Metalle und köstliche Waaren zurück brachte. Kurz St. Thomas war ein Ort, wo wichtige Handel geschlossen worden.

Aber Dännemark hatte keinen Vortheil von diesem starken Verkehr. Fremde wurden dadurch reich, die nachher wegzogen. Ein alle Jahr nach Afrika spedirtes Schiff, das nach Amerika segelte, seine Sklaven da verkaufte, und mit einer dagegen empfangenen Ladung nach Europa zurück kehrte, war die einzige Art von Verkehr, den das Hauptland mit seiner Pflanzstadt hatte. Er vermehrte sich durch die Urbarmachung der St. Johannesinsel, die nicht weit von St. Thomas liegt, aber nur halb so groß ist.

Dieser schwache Anfang hätte auf der Krabbeninsel, oder der Insel Borriquen geschehen müssen, wo man zwey Jahr vorhero versucht hatte, sich festzusetzen.

Dieses Eiland, das acht bis zehn Meilen im Umfange haben mag, hat ziemlich viel Berge, die aber weder dürre, noch schroff, noch eben sehr hoch sind. Der Boden der dazwischen liegenden Thäler scheint sehr fruchtbar, und ist durch zahlreiche Quellen gewässert, deren Wasser vortrefflich seyn soll. Die Natur hat ihm zwar keinen Hafen, aber die beßten bekannten Rheden in Menge geschenkt. Man findet allerwegen Ueberreste von Wohnungen, Alleen von Zitron- und Orangenbäumen, die da beweisen, daß die Spanier aus Porto-Rico, welches nur fünf bis sechs Meilen davon liegt, ehedem darauf gewohnt haben.

Als die Engländer sahen, daß eine so gute Insel wüste lag, so fiengen sie gegen Ende des vorigen Jahrhunderts an, einige Pflanzungen dort anzulegen. Man ließ ihnen nicht die Zeit die Früchte ihrer Bemühungen einzuerndten. Sie wurden durch die Spanier überfallen, welche alle erwachsene Mannspersonen ohne Barmherzigkeit ermordeten, die Weiber und Kinder aber mit nach Porto-Rico nahmen. Diese Begebenheit hinderte die Dänen nicht im J. 1717 einige Einrichtungen zu treffen, um sich da niederzulassen. Aber die Unterthanen Groß-Britanniens beriefen sich auf ihr altes Recht, und schickten einige Wagehälse dahin, die von den Spaniern anfänglich geplündert, und nachher weggejagt wurden.

Die

Die Eifersucht dieser Tyrannen der neuen Welt geht so weit, daß sie so gar Schifferbooten wehren, sich einem Ufer zu nähern, woran sie nur ein Eigenthumsrecht haben, ohne es auszuüben. Sie verdammen die Krabbeninsel zur ewigen Einöde, und wollen sie weder bewohnen, noch daß sie jemand anders bewohne; sie sind zu träg, um sie anzubauen, und zu unruhig, um thätige Nachbarn darauf zu leiden. Eine solche nach einer ausschließenden Herrschaft gierige Denkungsart hat Dännemark gezwungen, seine Absichten von der Krabbeninsel weg, und auf St. Croix zu wenden.

Dieses Eiland verdiente mit mehrerem Rechte die Herrschsucht der Nationen rege zu machen. Es ist achtzehn Meilen lang und an die drey bis vier breit. Im Jahr 1643 ward es durch die Holländer und Engländer besetzt. Ihr Neid auf einander brachte gar bald Zwietracht unter sie. Da die erstern 1646 in einem hartnäckigen und blutigen Gefechte überwunden wurden, so sahen sie sich genöthiget ein Gebiethe zu verlassen, auf welches sie große Hoffnungen gegründet hatten. Der Sieger arbeitete daran, sich in seiner Eroberung fest zu setzen; als er 1650 auch durch zwölf hundert Spanier, die auf fünf Schiffen anlangten, angegriffen und vertrieben ward. Ihr Triumph dauerte nur einige Monathe. Was von diesem zahlreichen Korps zu Vertheidigung der Insel übrig geblieben war, trat sie an hundert und sechzig Franzosen, die aus St. Christoph abgesegelt waren, um sich in den Besitz derselben zu setzen, ohne Widerstand ab.

Diese neuen Bewohner ließen es ihr erstes seyn, ein Gebieth, warum man so heftig gestritten hatte, zu untersuchen. Bey einem außerdem vortrefflichen Boden, fanden sie nur einen mäßigen Fluß, der mit dem Meer fast wagrecht stehend, in einer gar keinen Fall habenden Gegend langsam fortfloß, und nur ein salziges Wasser hatte. Zwey bis drey Quellen, die man tiefer im Eilande hinein fand, ersetzten die Mängel dieses Flusses nur sehr unvollkommen. Es gehörte Zeit dazu Zisternen zu bauen. Die Brunnen gaben nur selten Wasser. Die Luft hatte für die neuen Kolonisten eben so wenig reizendes. Eine flache und mit alten Bäumen bedeckte Insel erlaubte dem Winde eben nicht, die bösen Dünste, womit die Moräste die Atmosphäre anfüllten, wegzufegen. Es war nur ein Mittel dieser Unbequemlichkeit abzuhelfen; das bestand darinn, die Wälder abzubrennen. Alsbald legen die Franzosen Feuer daran, setzen sich auf ihre Schiffe, und betrachten vom Meer aus Monathe lang den Brand, den sie auf der Insel angelegt haben. So bald er ein Ende genommen, so steigen sie wieder ans Land.

Man befand die Felder hierauf ganz unerhört fruchtbar. Der Toback, die Baumwolle, der Roku, der Indig, der Zucker, alles gerieth da, eins so schön als das andre. So groß war der Zuwachs dieser Kolonie, daß sie eilf Jahr nach ihrer Stiftung acht hundert zwey und zwanzig Weiße, mit einer verhältnißmäßigen Anzahl Schwarze zählte. Sie gieng mit starken Schritten auf einen Grad von Flor los, der die blühendsten Besitzungen ihrer Nation weit hin-

ter sich zu lassen versprach, als man ihrer Thätigkeit Fesseln anlegte, die sie in Rückgang brachten. Ihr Verfall war so schleunig als ihr Aufkommen. Es blieben ihr nur noch hundert sieben und vierzig Mannspersonen samt den dazu gehörigen Weibern und Kindern, und sechs hundert drey und zwanzig Negern übrig, als diese Menschen im Jahr 1696 nach San-Domingo geschafft wurden.

Schriftsteller, die voraussetzen, daß der Hof zu Versailles nichts beschließt, als nach den erhabenen Absichten einer tiefsehenden Staatsklugheit, haben sich eingebildet, er hätte St. Croix nur darum verachtet, weil er alle kleine Inseln verlassen wollte, um alle Macht, allen Arbeitstrieb, alle Kolonisten auf die großen zusammen zu bringen. Sie haben geirrt. Diese Veränderung war das Werk der Finanzpächter, welche fanden, daß ihnen der heimliche Handel zwischen St. Croix und St. Thomas nachtheilig war. Von jeher schadete das Finanzwesen dem Handel, und zehrte die Brust aus, von der es Nahrung erhält. Die Insel blieb bis 1733 ohne Kolonisten und ohne Landbau, da Frankreich das Eigenthum derselben für 195,000 Rthlr. an Dännemark abtrat.

XIII.

Nach welchen Grundsätzen Dännemark seine Kolonien regieret.

Dieß war die Zeit, da es schien, als wenn diese Macht tiefe Wurzeln in Amerika schlagen sollte. Zum Unglück ließ sie ihren dortigen Landbau unter der Tyranney eines ausschließenden Privilegiums seufzen.

Fleißige Menschen aus allen Sekten, und zumal Mährische Brüder, waren nicht im Stande dieß große Hinderniß zu übersteigen. Man versuchte es zu verschiedenen malen, das Wohl des Kolonisten mit dem Interesse seiner Unterdrücker zu verbinden: allein alle Mittel waren fruchtlos. Beyde Partheyen lagen immer in einem haßvollen Streit mit einander; nicht aber in dem Wettstreite des Fleißes. Endlich kaufte die Regierung, die gelinder gesinnt war, als man es ihrer Verfassung nach hoffen durfte, der Gesellschaft im Jahr 1754 ihre Rechte und ihre Effekten ab. Der Preis ward auf 2, 612, 500 Rthlr. fest gesetzt. Ein Theil davon ward baar und das Uebrige mit Verschreibungen auf die Königliche Schatzkammer, welche Zinsen thaten, bezahlt. Darauf ward die Schiffahrt nach den Inseln allen Unterthanen des Dänischen Reichs frey gegeben.

Die Habsucht des Fiskus setzte sich dem guten, das aus dieser Einrichtung entstehen wollte, zur Unzeit entgegen. Zwar sollten die Nationalwaaren, diejenigen, die mit Dänischen Schiffen von der ersten Hand hergeholt würden, im Hauptlande, ohne etwas zu bezahlen, zu Schiffe gebracht werden können, aber man verlangte vier Procent von allen fabrizirten Dingen, wobey nicht eine von diesen Bedingungen erfüllt war. Alles, was nach der Kolonie hingebracht wurde, bezahlte fünf Procent Einfuhre; was herausgieng, sechs Procent Ausfuhr. Von den amerikanischen Produkten gab alles, was im Hauptlande verbraucht wurde, zwey und ein halb, was in die Fremde gieng, ein Procent.

Zu eben der Zeit, da der Handel nach den Inseln seine natürliche Unabhängigkeit, unter jenen beschwerlichen Einschränkungen, erhielt, gab man auch den Handel nach Afrika, der die Grundlage zu jenem ist, frey. Seit länger als hundert Jahren hatte die Regierung dem Könige von Aquambo die beyden nicht weit von einander an der Goldküste gelegenen Kastele, Friedrichsburg und Christiansburg, abgekauft. Die Gesellschaft zog allein den Nutzen davon, zu folge des mit ihr gemachten Vertrags, und ihre Rechte wurden mit der Barbarey gehandhabt, davon die gesittetesten Europäer in jenen unglücklichen Gegenden Beyspiele gegeben haben. Ein einziger unter ihren Faktoren hatte den Muth, sich solcher Abscheulichkeiten zu enthalten, die man aus Gewohnheit als rechtmäßig ansah. So groß war der Ruf seiner Güte, das Zutrauen in seine Redlichkeit, daß die Schwarzen funfzig Meilen weit herkamen, um ihn zu sehen. Ein Fürst aus einer entfernten Gegend schickte ihm seine Tochter, nebst Gold und Sklaven, um einen Enkel durch den Schilderop zu erzielen: So hieß dieser an allen Küsten von Nigritien geehrte Europäer. O Tugend! also lebst du noch in der Seele jener Unglücklichen, die dazu verdammt sind, unter den Tygern zu wohnen, oder unter der Tyranney der Menschen zu seufzen! Also können sie ein Herz haben, um die süßen Reize der wohlthätigen Menschenliebe zu empfinden! Gerechter und tugendhafter Däne! Welchen Monarchen wurden wol je so reine, so rühmliche Ehrfurchtsbezeugungen gebracht, als die, die dich deine Nation empfangen sah! Und noch dazu

in

in welchen Gegenden? Auf einem Meer, in einem Lande, die seit zwey hundert Jahren mit einem schändlichen Handel von Verbrechen und Elend auf ewig sind besudelt worden; wo Menschen für Gewehr, und Kinder durch ihre Väter verkauft werden. Man findet nicht Thränen genug, um solche Abscheulichkeiten zu beweinen; und diese Thränen sind unnütz!

Indeß ist das ausschließende Privilegium für den Negernhandel in Dännemark so wie in andern Staaten abgeschafft worden. Es ist allen Unterthanen dieser handelnden Macht erlaubt, nach Afrika, um Menschen einzukaufen, zu segeln. Sie bezahlen nur vier Thlr. Dänisch Geld für jeden Negerkopf, den sie nach Amerika bringen. Die Pflanzungen auf ihren Kolonien beschäftigen schon dreyßig tausend Sklaven von verschiedenem Alter und Geschlecht, welche jährlich jeder einen Thlr. Dänisch Kopfgeld zahlen müssen. Die Waaren, die durch die Arbeiten dieser Unglückseligen hervorgebracht werden, machen die Ladung von vierzig Fahrzeugen aus, die zwischen hundert und zwanzig und drey hundert Tonnen fahren. Die Pflanzungen, die jährlich zwey Thlr. für jede tausend Quadratschuh an den Fiskus bezahlen müssen, liefern der Nation ein wenig Kaffee und Ingwer, einiges Holz zu Tischlerarbeiten, acht hundert Ballen Baumwolle, die fast ganz in die Fremde gehen, vierzehn Millionen Pfund rohen Zucker, davon vier fünf Theile im Hauptlande verzehret, und das übrige im Baltischen Meere, oder durch Altona nach Deutschland verkauft wird. St. Croix ist zwar die jüngste

unter

unter den Besitzungen der Dänen, liefert aber fünf siebentheile von allen diesen Produkten.

Dieß Eiland ist in drey hundert und funfzig Pflanzungen durch rechtwinklich einander durchschneidende Abtheilungen getheilt. Jede Pflanzung enthält hundert und funfzig Acker, jeden zu vierzig tausend Quadratfußen, so daß sie etwa zwölf hundert Schritte in der Länge und achthundert in der Breite haben mag. Zwey Drittheile dieses Erdreichs träget Zucker, und der Eigenthümer kann dazu achtzig Acker auf einmal nehmen, wovon jeder ein Jahr ins andre gerechnet, sechszehn Zentner Zucker abwirft, ohne den Sirup. Das übrige kann auf eine minder einträgliche Art gebauet werden. Wenn die Insel ganz wird bebaut seyn, und das hängt von Zeit und Umständen ab, dann so können wol einige Städte da entstehn. Bis jetzt ist nur das Flecken Christianstadt darauf befindlich, das neben der Festung, die den Haupthafen vertheidiget, angebaut ist.

XIV.

Was Dännemark für besondre Bewegungsgründe hat, um sich alle Produkte seiner Inseln zuzueignen.

Dännemark kann sich nicht bergen, daß die Reichthümer, welche anfangen von seinen Kolonien herzukommen, ihm nicht ganz gehören. Ein großer Theil geht in die Hände der Engländer und Holländer, die, ohne auf diesen Inseln zu leben, die besten Pflanzungen dort angelegt haben. Neu England bringt dahin, Holz, Vieh, Mehl, welches gegen Sirup und

andre

andre Waaren vertauscht wird. Man muß den fremden Nationen die Weine, die Leinwand, die seidnen Zeuge, die sie hergeben, bezahlen. Selbst Ostindien nimmt Antheil an dieser Handlung, indem die Gesellschaft eine ziemliche Menge von ihren Waaren dort anbringt. Eine strenge Rechnung könnte vielleicht erweisen, daß dasjenige, was nach Abrechnung der Kommission, der Fracht und der Abgaben, dem Staate übrig bleibt, sehr wenig sagen will. Die Lage, worinn sich diese Macht befindet, erlaubt ihr nicht, diesen Nachtheil mit gleichgültigem Auge zu betrachten. Alles ermuntert sie, die schicklichen Mittel zu suchen, sich die ganze Masse der Produkte ihrer amerikanischen Eilande zuzueignen.

Die Europäischen Lande, die anjetzt das Dänische Reich ausmachen, waren ehemals von einander unabhängig. Staatsveränderungen, und zwar größtentheils sonderbare, haben sie unter ein Haupt gebracht. Im Mittelpunkte dieses seltsam zusammengesetzten Ganzen liegen einige Inseln, worunter die beträchtlichste Seland heißt. Auf derselben befindet sich ein vortrefflicher Hafen, der im eilften Jahrhundert ein bloßes Fischernest war, im dreyzehnten schon eine Stadt, im funfzehnten die Hauptstadt des Reichs, und nach dem Brande von 1728, der sechszehn hundert und funfzig Häuser einäscherte, ein schöner Ort ward. Diesen Inseln nach Mittag zu liegt die lange und schmahle Halbinsel, die die Alten die Cimbrische Chersones nannten. Die wichtigsten und größten Theile derselben haben nach und nach die Dänische

Macht

Macht unter den Namen Jütland, Schleswig, Holstein vermehret. Sie sind in einem mehr oder weniger blühenden Zustande gewesen, nach Verhältniß, wie sie die Unbeständigkeit des Oceans empfunden haben, der sich bald von ihren Ufern abwendet, und sie bald überschwemmt. Man sieht in diesen Gegenden, so wie in den Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst, die derselben Oberherrschaft unterworfen sind, einen beständigen Kampf zwischen den Menschen und dem Meere, ein Kampf, der immer mit abwechselnden Erfolg getrieben worden ist. Die Einwohner eines solchen Landes werden frey seyn, sobald sie inne werden, daß sie es nicht sind. Nicht Seeleuten, nicht Inselnbewohnern, nicht Völkern in gebürgigten Gegenden, kann der Despotismus lange Zeit ein erniedrigendes Joch auflegen.

Norwegen, das unter Dännemark steht, ist zu dieser Knechtschaft eben so wenig geschaffen. Es ist mit Steinen und Felsen bedeckt und wird nach verschiedenen Richtungen durch hohe Berge durchschnitten, die keines Anbaues fähig sind. Man findet in Lappland nur eine geringe Menge von Wilden, die des Fischfangs wegen an der Küste wohnhaft sind, oder in erschrecklichen Wüsteneyen herumstreifen, und von der Jagd, von ihrem Pelzwerk und von ihren Rennthieren leben. Island ist ein elendes Land, das hundertmal von Vulkanen und Erdbeben umwühlt worden ist, und in seinem Schooße immer harzige Materien enthält, die alle Augenblicke einen Aschhaufen daraus

machen können. Was Grönland anbetrifft, das man gemeiniglich für eine Insel hält, das aber nach den Muthmaßungen der Erdbeschreiber mit Amerika in Westen zusammen hängen soll; so ist das ein weitläuftiges unfruchtbares Land, das die Natur zu einem ewigen Eise verdammt. Wenn jemals diese Gegenden Menschen haben, so werden sie von einander, und alle vom Könige von Dännemark unabhängig werden, der darüber zu herrschen meynt, weil er sich, ohne daß ihre wilden Bewohner etwas davon wissen, einen Herrn derselben nennt.

Das Klima der Dänischen Inseln in Europa ist nicht so strenge, als man es ihrer geographischen Breite nach denken sollte. Wenn in den Meerbusen, womit sie umgeben sind, die Schiffahrt bisweilen unterbrochen ist, so geschieht es nicht sowol durch die daselbst entstehenden Eisschollen, als durch die vom Winde dahin getriebenen, die, so wie sie sich anhäufen, dort zusammenfrieren. Wenn man das nördliche Jütland ausnimmt, so haben die an Deutschland gränzenden Provinzen mit letztern einerley Himmelsluft. Die Kälte ist so gar auf den Norwegischen Küsten sehr gemäßigt. Es regnet dort oft im Winter, und der Bergische Hafen ist kaum einmal im Jahre durch das Eis gesperrt, da die Häfen zu Amsterdam, Lübeck und Hamburg es zehnmal im Jahre sind. Zwar wird dieser Vortheil durch die dicken und beständigen Nebel, die Dännemark zu einem unangenehmen

und

und traurigen Aufenthalt, und die dortigen Einwohner finster und melancholisch machen, theuer erkauft.

Die Menschenzahl ist in diesem Reiche der Größe nicht angemessen. In den entferntesten Zeiten entvölkerte es sich durch beständige Auswandrungen. Die aus diesen folgenden Räubereyen unterhielten diese Entvölkerung. Die Anarchie hinderte den Staat sich von so vielen Uebeln zu erholen. Der doppelte Despotismus des Fürsten über die Mitbürger, die sich unter dem Namen des Adels für frey halten, und des Adels über ein knechtisches Volk tödtet auch die geringste Hoffnung zu einer größern Bevölkerung. Die vereinigten Listen aller Dänischen Staaten, außer Island, setzten die im Jahr 1771 Gestorbnen nur auf 55125; so daß nach der Rechnung von zwey und dreyßig Lebenden gegen einen Todten, nur 1,764,000 Menschen herauskämen.

Viele andre Ursachen ungerechnet, so widersetzt sich die Last der Auflagen ihrer Glückseligkeit. Es liegen deren beständige auf den Ländereyen, willkührliche auf den Personen, alltägliche auf den Konsumptibilien. Diese Unterdrückung ist um so strafbarer, da die Regierung ein sehr beträchtliches Domän besitzt, und in dem Sund eine sichre Hülfe

hat. Sechs tausend neun hundert dreyßig Schiffe, die den Rechnungen von 1768 nach, jährlich in das Baltische Meer hinein oder herausfahren sollen, bezahlen an diesem berühmten Paß ungefähr ein Procent von allen aufhabenden Waaren *). Diese Art

*) Zu Berichtigung und Erweiterung dessen, was der Verfasser hier von der Zahl der Schiffe, die jährlich durch den Sund passiren und Zoll an Dännemark bezahlen, sagt, fügen wir folgende Tabelle der im Jahre 1774 durch den Sund gegangnen Schiffe.

Anno 1774 passirten.

Dänische und Norwegische	892
Holländische	2447
Englische	2385
Schwedische	1227
Französische	39
Bremische	186
Preußische	284
Russische	36
Danziger	194
Hamburger	40
Rostocker	59
Spanische	18
Portugiesische	2
Lübecker	47
Ostindische	14
Emder	207
Oldenburger	3
Kurländer	4
Summa	8064

Anno 1775 sind laut den neuesten Nachrichten 8386 Schiffe durchgefahren.

Art von Zoll, die zwar schwer zu erheben ist, dem Staate aber mehr als 900 000 Rthlr. einbringt, wird in der Rhede zu Helsingör, unter dem Schutze der Festung Kronenburg erhoben. Schon seit langer Zeit laden dieser Ort und die Lage von Kopenhagen Dännemark umsonst ein, eine Niederlage da anzulegen, wo alle, sowohl nördliche als südliche Völker hinkämen und ihre Produkte und Arbeit dort vertauschten.

Mit denen aus den Abgaben, den Domängütern, den Zöllen und den auswärtigen Subsidien entspringenden Geldern, unterhält der Staat eine Armee von fünf und zwanzig tausend Mann, die ganz aus Fremden besteht, und für die schlechteste Miliz in Europa gehalten wird. Seine Flotte steht dagegen in dem besten Rufe. Sie besteht aus zwey und dreyßig Schiffen von der Linie, funfzehn bis sechszehn Fregatten, und einigen Galeeren, deren Gebrauch in andern Gegenden mit Recht verworfen wird, aber auf dem Baltischen Meere, welches gar oft andre Fahrzeuge gar nicht zuläßt, beybehalten werden muß. Vier und zwanzig tausend eingeschriebne Matrosen, die größtentheils immer in Bewegung sind, setzen Dännemark in den Stand, jede Operation zur See vorzunehmen. Die Kriegskosten hat der Staat seit verschiedenen Jahren mit welchen zu Aufmunterung der Manufakturen und Künste vermehrt. Man füge noch eine Million Thlr. zu Befriedigung der Bedürfnisse und der Einfalle des Hofs

hinzu, und eine ungefähr gleiche Summe zu Bezahlung der Zinsen einer Staatsschuld von achtzehn Millionen Thlr. und so wird man das haben, worauf die sechs Millionen Thlr. verwendet, aus denen das Einkommen der Krone besteht.

Wenn die Regierung im Jahr 1736 Schmuck und Gold und Silber zu tragen darum verbothen hat, damit von diesem Einkommen nichts verloren gehe, so werden wir so frey seyn, zu sagen, daß es leichtere Mittel dazu in Händen hatte. Sie mußte die Menge von Fesseln abschaffen, unter deren Zwang der Verkehr der Unterthanen unter sich steht, und die den freyen Handel der verschiednen Theile der Monarchie verhindern. Wenn der Wallfischfang, der Handel mit Grönland und Island nicht mehr in den Fesseln des ausschließenden Handlungsrechts, und der Handel der Feroeinseln nicht in den Händen des Landesherrn gewesen wären, so wären sie auch eifriger betrieben worden. Man hätte ebenwohl den auswärtigen Handel verstärkt, wenn man die Handlungsgesellschaft nach der Barbarey abgeschaft, und alle Glieder des Staats von der ihnen 1726 auferlegten Verbindlichkeit befreyt hätte, sich mit Wein, Salz, Brandtewein und Toback, nur von Kopenhagen aus zu versorgen.

Dem

Dem gegenwärtigen Zustande der Dinge zu Folge, sind die Ausfuhrartikel ziemlich eingeschränkt; nach den Theilen des Deutschen festen Landes bestehn sie in fünf bis 6000 Ochsen, drey bis 4000 Pferde zur Reuterey, und einiges Korn, das an die Schweden und Holländer verkauft wird. Seit einigen Jahren verbraucht Dännemark selbst den Waizen, den Finnland und Aland ehedem in die Fremde schickten. Diese beyden Inseln verkaufen, sowohl als Seeland nichts weiter als die prächtigen Züge, die von allen Liebhabern schöner Pferde so hoch gehalten werden. Norwegen giebt Heeringe, Holz, Mastbäume, Teer und Eisen zum Handel her. Aus Lappland und Grönland kommt Pelzwerk. Von Island aus bekommt man Stockfisch, Oel von Wallfischen, Seehunden, und Seekälbern, Schwefel und die wollüstigen Bettfedern, die unter dem Namen Eiderdaunen so bekannt sind.

Wir wollen hier in den Nachrichten, die wir, weil vom Dänischen Handel die Rede war, geben mußten, einhalten. Sie sind hinreichend, um diese Macht zu überzeugen, daß sie das größte Interesse dabey hat, ganz allein den Genuß und den Handel aller Produkte ihrer Inseln in Amerika in Händen zu haben. Je mehr die Besitzungen dieser Krone in der neuen Welt eingeschränkt sind, so wie sie es unter der heißen Zone immer seyn werden, je aufmerksamer muß sie

dar-

darauf seyn, keinen Vortheil aus denselben entgehen zu lassen. In einem mittelmäßigen Zustand ist die geringste Nachlässigkeit wichtigen Folgen ausgesetzt. Wir werden bald sehen, daß selbst die Nationen, die große und reiche Länder besitzen, keine Fehler ungestraft begehn.

Ende des vierten Theils.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Raynal, Guillaume Thomas François, 1713-1796

Philosophische und Politische Geschichte der Besitzungen und des Handels der Europäer in beiden Indien

Bd.: 4. Enth. eine Beschreibung von den amerikanischen Inseln, die Antillen genannt ... - 1776. - 392 S.

Hannover 1776

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/Hist.pol.4135(3/4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11098719-2
VD18 80353274-001